190.

P. o. geom. Jan. 33 ..

499 npc - 3 Gomez

Gomez: Die Neue Gomez

Die
Reise Gomez

Dritter Band

Leipzig,
in der von Schönfeldischen
Buchhandlung.
1786.

L. n. 3150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Die zwey unähnlichen Schwestern.

An den Ufern des Wal lebte ein Edelmann aus einem alten ansehnlichen Geschlecht, und von großem Vermögen. Nach dem Tode einer geliebten Gattin, welcher zwey Jahr nach seiner Vermählung erfolgte, hielt er sich für verpflichtet, seine ganze Sorgfalt der Erziehung zweyer Töchter zu widmen, welche sie ihm hinterlassen hatte; er glaubte, daß er keinen überzeugendern Beweis der aufrichtigen Zärtlichkeit, mit der sie von ihm geliebt worden, geben könnte, als wenn er sie gleichsam auf ihre Töchter, die ihm nunmehr ihre Person vorstellten, übertrüge. Dies bewog ihn, der zweyten Verbindung zu ent-

sagen, ob er schon noch in der Blüthe seiner Jahre war, und sein Leben einzig der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Er sparte daher nichts, sie sowohl mit allen nützlichen Kenntnissen zu bereichern, als ihnen alle andere Geistes- und körperlichen Gaben zu verschaffen, die ihrem Stande zukamen.

Die ältere hieß Henriette, die jüngere Isabelle. Ohngeachtet der nahen Verwandschaft, der Gleichheit der Jahre und der Erziehung, hätten sie nicht von verschiedenerer Gemüthsart seyn können, wenn sie unter ganz entgegengesetzter Aufsicht und Gewohnheit erzogen worden wären. Beyde waren außerordentlich schön; aber ihre Schönheit war von eben so verschiedener Art als ihr Betragen. Beyder Züge waren die getreuesten Bilder ihrer Seelen.

Henriette hatte bey einem hohen majestätischen Wuchs etwas herrisches in ihrer Miene, in ihrem Anstand herrschte eine Würde, die Furcht erweckte. Die Eigenschaften ihres Geistes stimmten mit ihrem Aeußerlichen überein. Sie kannte die Reize, mit welchen sie die Natur begün-

stiget

stiget hatte, und glaubte, daß ihr alles Verehrung schuldig sey. Gegen ihr achtzehntes Jahr hatte sie schon alle Kunstgriffe der Buhlerey inne. Lebhaft und frölich von Natur, kannte sie keine größere Glückseligkeit, als wenn sie sich bey irgend einer rauschenden Ergötzlichkeit befand; und alle Vergnügungen, die nur ein Landstädtchen gewähren kann, suchte sie mit der größten Begierde auf; aber es währte nicht lang, so wurden sie ihr zu unschmackhaft. Der Zirkel ihrer Freuden schien ihr zu beschränkt, sie wünschte, daß ihr Vater nach London gehen möchte, um eine größere Zahl von Anbetern zu haben.

Isabelle, obgleich eben so schön als ihre Schwester, war doch in ihren Zügen, ihrem Ansehen und ihrem Betragen, sehr von ihr verschieden. Ihr Wuchs war nicht ganz so vortheilhaft als Henriettens; ihre Schönheit hatte nicht den Bewunderung erregenden Glanz, der auf den ersten Anblick das Auge blendet, aber eine über ihre ganze Person ausgegossene Sanftmuth hielten sie für jene Annehmlichkeiten hinlänglich schadlos, und machten ihre Erobe-

rungen dauerhafter, wenn sie schon minder zahlreich waren. Ihre naive Unschuld, ihre bescheidene Zurückhaltung entfernten jeden Gedanken, der wider die Ehrbarkeit stritt, von ihr, und dienten ihr zu einer sicherern Schutzwehre gegen einen kühnen Liebhaber, als das gebieterische Ansehn ihrer Schwester. Ihr Verstand war weit über ihre Jahre, leitete sie in allen ihren Handlungen, und diente sogar, die flatterhafte Henriette in den Gränzen der Wohlanständigkeit zu erhalten, die, wenn schon älter als Isabelle, bey weitem nicht so zurückhaltend war. Aber was ihr mehr als alles die Herzen derjenigen gewann, die das Glück hatten, sie kennen zu lernen, war ihr natürlich leutseliges Wesen und die Vortreflichkeit ihres Charakters.

Herr Floyd, welcher auf die Erziehung seiner beyden Töchter alle ersinnliche Mühe verwandt hatte, war darauf bedacht, ihnen, sobald sie mannbar waren, anständige Versorgungen zu verschaffen. Er wünschte, sie an ein paar schätzbare Edelleute in seiner Nachbarschaft vermählen zu können. Seine Absicht war hier-

bey

bey zweyfach; einmal wollte er sich die Sorgen vom Halse schaffen, die jeder rechtschaffene Vater bey solchen Umstän=den empfindet; zum andern wollte er die letzte Hand an den Plan legen, welchen er zu ihrem künftigen Glücke entworfen hatte. Seine Güter stießen an die Güter eines reichen Baronets, des Sir Karl Harcourt, eines geehrten und in jeder Betrachtung schätzenswürdigen Mannes. Durch die Nachbarschaft ihrer Wohnungen und die Aehnlichkeit ihrer Denkungsart, schlossen sie eine Bekanntschaft, deren Re=sultat eine Freundschaft war, welche keins der Gebrechen, die allen menschlichen Ver=bindungen ankleben, jemals das mindeste anhaben konnte.

Sir Karl und Lady Harcourt hatten nur einen Sohn, Heinrich. Als der ein=zige Erbe ihrer großen Güter war an sei=ner Erziehung nichts gespart worden. Sie hatten ihn nach Verlauf seiner akademi=schen Jahre auf Reisen geschickt, um mit den Wissenschaften, die man in den Kol=legien erwirbt, diejenigen zu verbinden, welche einem Mann vom Stande zukom=men.

men. Heinrich hatte bey einer einnehmenden edeln Gestalt, bey einem angenehmen unterhaltenden Wesen, noch viele andere schätzbare Eigenschaften. Isabelle, die bey der Vertraulichkeit, welche zwischen beyden Familien herrschte, Gelegenheit hatte, ihn täglich zu sehen, ward von seinen Verdiensten gerührt, und ihr junges Herz hatte sich ergeben, ohne daß sie es wahrgenommen hätte. Sie seufzte oft, ohne sich die Ursache ihrer Seufzer erklären zu können, wenigstens verschwieg sie dieselbe, so lange ihre Wünsche noch ruhig waren, aber da Heinrich reisefertig Abschied von ihr nahm, konnte sie es nicht länger verschweigen, daß er der Gegenstand derselben sey, und es kostete ihr alle mögliche Mühe, um nur zu verhindern, daß der junge Mensch und seine Familie es nur nicht gewahr wurden. Eine plötzliche Unpäßlichkeit, der gewöhnliche Vorwand weibliche Verwirrung zu verbergen, diente auch Isabella, die ihrige zu verheelen, aber das scharfsichtige Auge ihres Vaters, wußte sich die Ursache wohl zu erklären. Sobald als Heinrich und seine Eltern fort waren, ließ er seine Tochter

zu sich ins Kabinet rufen, und wußte ihr durch Zärtlichkeit und zuvorkommende Güte ein Geheimniß zu entlocken, das ihr bis dahin selbst fremd geblieben war.

Erröthend gestand das liebenswürdige Kind ihrem Vater, daß sie schon seit lange nie vergnügter als in Heinrichs Gesellschaft gewesen sey, und daß seine jetzige Trennung von ihr die einzige Ursache ihres Kummers wäre. Dieses Geständniß war von so deutlichen Zeichen der Unschuld begleitet, daß ihr Vater an ihrer Aufführung nichts auszusetzen finden konnte, und er freute sich außerordentlich über die gemachte Entdeckung, die so ganz allen seinen Absichten entsprach. Schon seit lange wünschte er, die Freundschaft, welche zwischen beyden Familien herrschte, durch die Verbindung Heinrichs mit einer seiner beyden Töchter noch enger zu knüpfen, da er aber weit entfernt war, ihren Neigungen in einer Sache Gewalt anthun zu wollen, die für ihr ganzes künftiges Glück von so großer Wichtigkeit war, und er anderntheils auch wünschte, daß dieser Entwurf zuerst von der Familie seines Freundes gemacht werden möchte, hatte

er

er bis dahin darüber stille geschwiegen, und überließ es der Zeit, diesem großen Anordner aller Ereignisse, auch diese Sache zu entscheiden. Sobald er den Zustand des Herzens seiner Isabelle kannte, stand er nicht länger an, zu Sir Karln zu gehen, ihn mit der zwischen ihnen gewöhnlichen Freymüthigkeit seine Absicht zu eröffnen und ihm das Vergnügen zu bezeigen, welches ihm die Vereinigung ihrer Kinder verursachen würde. Er eröffnete ihm zugleich alles, was er zum Vortheil des jungen Paars zu thun gesonnen sey. Der Baronet fand die Anerbietungen seines Freundes so sehr nach seinem Geschmack, daß er sie mit der größten Bereitwilligkeit annahm, der Ungeduld des Herrn Floyd nachgab, der bey der Schwermuth seiner Tochter mitlitte, Heinrich, vor Ende des Jahrs schrieb, seine Reise abzukürzen, und einige Monate früher als sie festgesetzt hatten, nach Hause zu kommen.

Um die Zeit von Heinrichs Abwesenheit weniger langweilig und verdrüßlich zuzubringen, beschlossen sie, eine Reise nach der Hauptstadt zu thun, und seine Zurückkunft dort zu erwarten. Ungern

sahe Henriette sich ihre jüngere Schwester vorziehn, aber da ihr Herz weniger zärtlich war als Isabellens, und ihr bey allen ihren Anbetern ganz gleichgültig blieb, tröstete sie sich mit der Vorstellung der Vergnügungen, welche sie in London erwarteten, ein Ort, nach dem sie schon so lange geseufzt hatte.

Heinrich war zu Venedig im Genuß der Karnevalslustbarkeiten, da er seines Vaters Brief empfing. Seine reizende Gestalt, seine liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihm die gefälligste Aufnahme bey den italiänischen Damen zuwege gebracht, und er hätte lieber die Zeit seiner Reise verlängert, als um ein so beträchtliches verkürzt gesehen; da er sichs aber zur Pflicht gemacht hatte, dem Willen seines Vaters nie entgegen zu handeln, und unter allen Bekanntschaften, die er dort gemacht hatte, sich keine einzige befand, die ihm sonderlich am Herzen gelegen wäre, machte er sich gleich bereit, dem Befehle seines Vaters zu gehorchen.

Unterdessen waren der Baronet und Herr Floyd mit ihren Familien nach London gereist, und hatten in der Absicht,

sich

sich lange daselbst aufzuhalten, jeder ein eignes Haus gemiethet. Henriette, die den Augenblick schon lange ungeduldig erwartet hatte, wo sie die Vergnügungen dieser großen Stadt zu genießen hoffte, überließ sich ihm mit einer Entzückung, welche ihre Neigung zur Koketterie und den lärmenden Ergötzlichkeiten hinlänglich an den Tag legte. Anfänglich begleitete sie ihre Schwester Isabelle, aber nicht von den nehmlichen Bewegungsgründen geleitet. Die Reize waren Neugierde, und das Verlangen nicht unwissend zu scheinen, wenn in den Häusern, in welche sie kommen würden, das Gespräch auf solche Vergnügungen fiele, die wahrscheinlicherweise die Materie der gesellschaftlichen Unterhaltungen seyn mußten. Mit Verdruß bemerkte Herr Floyd den Leichtsinn seiner ältesten Tochter, und suchte ihn durch alle Mittel, welche ihm die Klugheit an die Hand gab, zu unterdrücken, aber eben fieng er an zu zweifeln, daß es ihm gelingen würde, und alles für die Tugend und den guten Ruf seiner Tochter zu befürchten, als ein Zufall seiner Besorgniß ein Ende machte, und sein Herz

von

von der drückenden Last befreyte, unter welcher es schon so lange litt.

Der Lord Beauclair sah Henrietten auf einer Assemblee, von ihrem edeln majestätischen Wesen gerührt, ward er von Gefühlen durchdrungen, die ihm ganz ungewöhnlich waren. Seine Bewunderung vermehrte sich mit jedem Augenblick, bey jeder Bewegung dieser verführerischen Schönheit, und er gieng mit einem ganz von ihren Reizen unterjochten Herzen wieder weg. Henriette gegentheils, da sie die vorzügliche Aufmerksamkeit wahrnahm, mit welcher ihr von dem Lord begegnet wurde, freute sich ihres Siegs, und wandte alles an, ihn vollkommen zu machen. Sobald ihr neuer Anbeter erfahren hatte, daß sie die Tochter eines Edelmanns von alter Familie und großem Vermögen wäre, besuchte er Herrn Floyd, bat ihn um die Erlaubniß, sich um die Liebe seiner Tochter bewerben zu dürfen, versicherte ihn, wie hoch er diese Verbindung schätzen würde, und erbot sich, dem Gegenstand seines Ansuchens Vortheile zu versichern, die der Heftigkeit seiner Liebe gleich kämen. Der erhobene Stand des Lords, seine unermeß-

meßlichen Reichthümer, und die hohen Bedienungen, welche er bekleidete, hätten ihm Bürge seyn können, daß ihm die Hand einer weit vornehmern Dame, als Henriette war, nicht abgeschlagen werden würde, auch fand er bey Herrn Floyd keine Schwierigkeit. Er erbat sich nur Zeit von ihm, die Neigung seiner Tochter zu Rathe ziehen zu können, indem er ihm versicherte, daß er für seine Person sich die Erklärung des Lords für die größte Ehre schätzte, er freute sich auch wirklich von ganzem Herzen über ein Anerbieten, welches allen seinen Besorgnissen ein Ende machte, und seine Tochter zugleich in einen so hohen Rang erhoben würde. Wegen Henriettens Neigung konnte er ruhig seyn, denn kaum hatte er ihr den Antrag gethan, so ließ ihre geschäftige Einbildungskraft, Titel, Wappen, prächtige Equipagen, und all den glänzenden Anhang eines außerordentlichen Reichthums die Musterung passiren. Das Verlangen, in den Zirkeln und Assembleen den Ton anzugeben, die Leichtigkeit, mit welcher sie nun alle Vergnügungen um sich her zu zaubern sich schmeichelte, hätten sie vermocht,

mocht, die Hand des abgelebtesten eckelhaftesten Manns nicht auszuschlagen.

Aber Lord Beauclair war nichts weniger als unangenehm, sowohl von Person, als in seinem Betragen. Er war zwar weit älter als Henriette, fand nur an ernsthaften und vernünftigen Vergnügungen Geschmack, und war ein Feind der zweydeutigen Ergötzlichkeiten und der Verschwendung, so, daß man hätte sagen können, er konnte auf keine üblere Wahl verfallen, wenn er die schwache Seite seiner Geliebten gekannt hätte. Aber wie wenig sind der Menschen, die bey solchen Gelegenheiten ihre Vernunft um Rath fragen. Von der Liebe verblendet, denkt man nicht daran, daß eine Frau, wenn sie nicht tugendhaft, sittsam und vernünftig ist, nothwendig die Quelle der Traurigkeit und des Kummers ihres Gatten werden muß, wenn sie auch alle Schönheit und alle ersinnliche Annehmlichkeit besitzt. Henriette, welcher das zärtliche Herz ihrer Schwester fehlte, konnte ihr Entzücken über die glänzende Aussicht, welche sich ihr darbot, unmöglich verbergen, und mußte mit der größten Sorgfalt über sich

selbst

selbst wachen, um sich nur nicht gegen Lord Beauclair zu verrathen, wie sehr ihr seine Bewerbung schmeichelte. Isabelle, weit entfernt ihrer Schwester nachzuahmen, die ihr ihre Laune merken ließ, da sie glaubte, daß jene zuerst verheurathet werden würde, wünschte ihr mit dem aufrichtigsten Herzen zu ihrer Eroberung Glück, und bezeigte ihr die ungeheucheltste Freude über die vortheilhafte und mit den Wünschen ihrer Schwester so übereinstimmende Versorgung. Sie hatte aber noch einen andern Bewegungsgrund, sich darüber zu freuen, sie hoffte, die Klugheit und Kaltblütigkeit des Lords würden der übertriebenen Lustigkeit und Unbesonnenheit ihrer Schwester zum Gegengewicht dienen.

Es schien nun, als wenn nichts der Erfüllung aller gegenseitigen Wünsche im Wege stünde, als Heinrichs Abwesenheit; man hatte verabredet, seine Ankunft zu erwarten, um beyde Vermählungen zugleich feyern zu können, und die Freude allgemeiner zu machen. Mit Sehnsucht wartete Isabelle auf die Stunde, die ihr den Gegenstand ihrer liebsten Wünsche zurückbringen sollte. Kaum konnte ihr die

Hoff-

Hoffnung und die beständigen Ermunterungen der Lady Harcourt, die seit geraumer Zeit Mutterstelle bey ihr vertrat, die Beängstigungen benehmen, welche die wahre Liebe immer zu begleiten pflegen. Endlich erschien die so lang ersenfzte Stunde, und brachte den zärtlichen, liebenden Freund in der Person ihres künftigen Gatten, aber nicht den Liebhaber voll Leidenschaft in ihre Arme. Seitdem Heinrich den Brief seines Vaters empfangen hatte, welcher nicht allein den Befehl seiner Zurückreise, sondern auch die Ursache dieser Zurückberufung enthielt, hatte er sich alle Mühe gegeben, sein Herz ohne Widerwillen den Absichten seines Vaters zu unterwerfen, und sein Verstand gab ihm viel Bewegungsgründe an die Hand, ihn zu dieser nachgebenden Gefälligkeit zu vermögen. Das Vergnügen, welches sein Freund Herr Floyd, den er immer vorzüglich hochgeschätzt hatte, über die vorgeschlagene Verbindung empfinden würde, und der Gedanke, daß die Ruhe seiner Tochter von seiner Einwilligung abhienge, waren Bewegungsgründe, die ihn vermocht haben würden, seine eigene Glückseligkeit aufzuopfern,

opfern, wenn der Fall so gewesen wäre. Aber er konnte gerade das Gegentheil erwarten. Isabelle war schön, geistvoll, und es fehlte ihr keine derjenigen Eigenschaften, die einen Mann glücklich machen können. Dem allen ohngeachtet, empfand er eine Art von Abneigung gegen diese Verbindung, deren Ursache er sich nicht zu erklären wußte. Sie waren mit einander aufgewachsen, und er liebte sie wie seine Schwester, aber es war nicht jene feurige Leidenschaft, die, um eine dauerhafte Liebe zuwege zu bringen, erfordert wird. Er suchte seinen Geist immer mit Isabellens Vorzügen zu beschäftigen, rufte sich die Pflichten gegen seinen Vater so oft ins Gedächtniß, daß es ihm endlich gelang, und er mit einem ziemlich bereitwilligen Herzen, mit dem festen Vorsatz, fröhlich dem Willen seines Vaters zu gehorchen, und sich der Bestimmung des Schicksals zu überlassen, in England ankam. Aus dieser Ursache nahm er, dem äußerlichen Schein nach, ein zufriedenes Wesen an, und willigte darein, daß die Feyerlichkeit der Vermählung auf wenig

Tage

Tage darauf festgesetzt wurde. Isabelle wurde durch die Zuneigung, welche er ihr bezeigte, hintergangen, und glaubte, sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit zu befinden, die der Menschheit zu Theil werden kann. Wie sehr betrog sie sich nicht, wie schnell entflohen die gerechtesten und schmeichelhaftesten Hoffnungen, welche sie sich gemacht hatte! So wie uns das Vergnügen entfliehet, wenn wir es eben zu erreichen glauben. Oft, wenn wir die Hand ausstrecken, den Preis zu empfangen, um welchen wir gerungen haben, wird er uns von einem andern entrissen. Verdienste, und das aus ihnen zu entspringende Vertrauen können uns nicht immer den Besitz desselben versichern.

Sobald die Heurathskontrakte mit den gewöhnlichen Formalitäten unterschrieben, und die nöthigen Anstalten zu diesem grossen Fest getroffen waren, wurden die Feyerlichkeiten der Vermählung mit aller Pracht, die Leuten von ihrem Stande zukömmt, vollzogen. Allgemeine Freude sah man auf allen Gesichtern glänzen, an dem Tage, da so widersprechende Karaktere mit einander vereinigt werden sollten,

so geschieht es bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich, man glaubt den ersten Schritt in die Bahn der Glückseligkeit zu thun, und das Herz ist da der reinsten Freude geöffnet, deren es empfänglich ist. Sir Karl Harcourt und seine Frau, freuten sich mit Herrn Floyd über die Verminderung ihrer elterlichen Sorgen, über die lachende Aussicht des Glücks ihrer Kinder, und über die Hoffnung ihre Nachkommenschaft vermehren zu sehn. Die Freude des Lord Beauclair an diesem feyerlichen Tage war die Freude eines vernünftigen Mannes im Enthusiasmus der Leidenschaft; welcher aller seiner Bemühungen ohngeachtet, jeden trüben Gedanken zu entfernen; doch immer das Leere solcher Täuschungen fühlt, und seufzend, die Unbeständigkeit menschlicher Glückseligkeit, den ewigen Wechsel von Freude und Leid, und die Vergänglichkeit der Schönheit vorempfindet. Henriette war einzig und allein mit ihrem Nachttische, mit dem Triumph ihrer Reize und ihrer künftigen Größe beschäftiget. Heinrich, ob er schon nicht jenes unaussprechliche Entzücken empfand, das nur diejenigen belebt, die schon durch

die

die Bande der Liebe verknüpft, nun an dem Augenblick sich befinden, durch die Fesseln der Ehe noch enger verbunden zu werden; konnte doch gegen das Vergnügen nicht unempfindlich bleiben, dessen Genuß sich ihm jetzt darbot. Wer hätte auch der Mensch seyn müssen, dem die reizende Isabelle keine Wünsche eingeflößt hätte. Aber allein die Begierden reizten seine Sinnlichkeit, und solche Triebe ohne wahre zärtliche Leidenschaft verspricht keine Freuden von langer Dauer. Seine liebenswürdige Braut hingegen, das Herz ganz Güte, Sanftmuth, voll Unschuld und Liebe, schmeckte jene süsse Zufriedenheit, die eine zärtliche Seele, bey dem Anblick der fröhlichen Gesichter empfindet, die sie umgeben. Selig in der Empfindung ihres Glücks und doppelt selig im Glück ihrer Freunde, schwebte sie in einer Art von Zauber. So trug jedes zu der allgemeinen Freude und Harmonie bey, und genoß, obschon von ganz verschiedenen Empfindungen belebt, die Freuden des gegenwärtigen Augenblicks.

Sobald die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Feyerlichkeiten geendigt wa-

ren, begab sich jedes nach Hause. Heinrich bezog ein artiges Haus, das sein Vater bey St. James für ihn hatte zurecht machen lassen, und er verlebte daselbst einige Monate in einer Stille, die gewiß auch ihre Annehmlichkeiten hat. Wenn er nichts von den Entzückungen der Liebe empfand, so hatte er auch die Beunruhigungen und Sorgen nicht auszustehen, die mit dieser Leidenschaft selbst in ihren seligsten Stunden unzertrennlich verknüpft sind. Er bezeigte für Isabellen alle Achtung, alle mögliche Gefälligkeit, und kam ihren Wünschen in allen Stücken zuvor. Dieß wurde nun alles auf die Rechnung seiner Liebe zu der jungen Dame, geschrieben; die auch selbst aus Mangel an Erfahrung nicht dran dachte, daß in der Liebe Verstellung Platz finden könnte. Die zärtliche Zuneigung gegen ihren Gemahl verursachte, daß sie seine gefälligen Begegnungen als eine schuldige Erwiederung derselben annahmen, und sie würden ihr auch, wenn sie fortgedauert hätten, statt einer wahren Liebe haben gelten können. Aber auch dieses Glück sollte ihr bald entrissen werden.

Es ist eine alltägliche, aber doch sehr richtige Bemerkung, daß sehr wenig Menschen der Tyranney der Liebe ganz entfliehen können. Jedermann muß wenigstens einmal im Leben ihre Ketten tragen, und sollte es ja von dieser Regel Ausnahmen geben, so war doch Heinrich gewiß keine davon. Der Gleichgültigkeit ohngeachtet, in welcher er bis dahin gelebt hatte, ohngeachtet der Verdienste seiner Gemahlinn und der Stimme seiner Pflicht, drückte die Liebe ihren schärfsten und giftigsten Pfeil in sein Herz, und erfüllte es mit der grausamsten Verwirrung. Seine vortrefliche Gemahlinn hatte ihm einen Sohn gebohren, welches ihre wechselseitige Zärtlichkeit noch hätte vermehren sollen, wenn dieses von Isabellens Seite möglich gewesen wäre. Beyde Familien erfreuten sich über eine so erwünschte Begebenheit, nur Heinrich allein wurde durch eine strafbare Neigung abgehalten, mit so viel Aufrichtigkeit Theil daran zu nehmen, als er sonst gethan haben würde.

An einem Abend, da ihm während der Unpäßlichkeit seiner Gemahlinn die Zeit zu Hause lang wurde, gieng er allein im Ra-

nelagh spazieren. Nach einigenmalen Auf- und Abgehen setzte er sich ermüdet auf eine Rasebank neben zwey jungen Damen nieder, die ihm von außerordentlicher Schönheit zu seyn dünkten; die eine besonders zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und schien ihm Reizungen zu besitzen, wie er sie vorher noch nirgends angetroffen hatte. Ein Blick dieser schönen Unbekannten that in einem Augenblick mehr Wirkung auf ihn, als vorher alle Schönheiten, die er sowohl in England als auf seinen Reisen gesehn hatte, ja selbst mehr als die Annehmlichkeiten und rührenden Liebkosungen seiner Isabelle. Ein schmachtendes Wesen, das sich über sein Gesicht verbreitete, und ein unwillkührlicher Seufzer zeugten von seiner Verwirrung. Er würde lange in einer Art von Bezauberung geblieben seyn, wenn er nicht plötzlich bedacht hätte, daß die Zeit kostbar sey, und er vielleicht in wenig Augenblicken auf immer von dem reizenden Gegenstand seiner Bewunderung getrennt werden könnte. Von diesem Gedanken beunruhiget, suchte er sich zu sammeln, nahm das auf seinen Reisen erworbene gefällige und artige Betragen

tragen an, und leitete eine Unterhaltung ein, welche den beyden Damen sehr angenehm zu seyn schien. Durch die verbindliche Art, mit welcher seine ersten Anreden beantwortet wurden, beherzter gemacht, wagte er es ihnen einige Komplimente zu sagen, und da er nach und nach seine natürliche Beredsamkeit, aber nicht seine Ruhe, wieder erlangt hatte, wußte er seiner Unterhaltung mit ihnen viel Anmuth zu geben. Mit Vergnügen bemerkte er, daß sie nichts weniger waren, als spröde; daß sie vielmehr seine Höflichkeit als Damen von Welt erwiederten, und ihm alle mögliche Ermunterungen gaben, die nur die Kürze ihrer Bekanntschaft erlaubte. Die Unterredung, welche er mit ihnen haben konnte, war kurz, und er fand sich genöthigt, sie nach ihren Wagen zu begleiten, ehe er noch Gelegenheit gehabt hatte, sich ihnen hinlänglich zu erkennen zu geben, und mit Anstand sie um die Erlaubniß bitten zu können, ihnen in ihrem Hause aufwarten zu dürfen: kaum hatte er ihre Equipage aus dem Gesichte verlohren, so empfand er auch alle Kennzeichen der Liebe, und all die grausame

Un-

Unruhe, welche diese Leidenschaft zu begleiten pflegt, hatte sich schon seines Herzens bemeistert. Er blieb einige Augenblicke nach ihrem Weggehen unbeweglich stehen; und kam erst wieder zu sich, da er seine eigne Equipage gewahr wurde, die ihn abzuholen gekommen war; schnell warf er sich hinein und befohl dem Kutscher den nämlichen Weg zu nehmen, den der Wagen der beyden Damen fahren würde, aber bey dem Tumult und der gewöhnlichen Verwirrung einer finstern Nacht, war es dem Bedienten unmöglich, sie nach der Beschreibung seines Herrn zu unterscheiden, und er mußte davon abstehen, sie weiter zu verfolgen.

Heinrich legte sich sogleich zu Bette, da er nach Hause kam, nicht eben, daß er Lust gehabt hätte, auszuruhen; denn das Bild seiner liebenswürdigen Unbekannten schwebte beständig vor seiner Seele, und erlaubte ihm kein Auge zuzuthun. Erstaunt über die Veränderung, die so auf einmal mit seinem Herzen vorgegangen war, und all die Ruhe, deren er sich so oft gerühmt, daraus verbannt hatte; rufte er vergebens die Vernunft

zu Hülfe, erinnerte sich vergebens an das heilige Band, das ihn an Isabellen knüpfte, und an die Gegenliebe, die er ihrer Zärtlichkeit schuldig sey. Er machte die traurige Erfahrung, daß die Stimmen der Vernunft und der Pflicht viel zu schwach und unvermögend ist, dem Zauber der Liebe zu widerstehen, wenn man ihr einmal den Besitz des Herzens eingeräumt hat. Der Tag brach an, ohne daß der Schlaf in seine Augen gekommen wäre. In welchem Zustand hatte ihn nicht schon die Liebe gestürzt. Auf seinem Gesichte war alle Beunruhigung des Gemüths, die heftigsten Bewegungen seiner Seele, und die Schlaflosigkeit der vergangnen Nacht gemalt. Bald, nachdem er aufgestanden war, legte er seinen gewöhnlichen Morgenbesuch bey Isabellen ab, die von Unpäßlichkeit noch in ihrem Zimmer gehalten wurde, aber der Anblick derjenigen, die so gegründete Ansprüche auf seine Zärtlichkeit hatte, die sie in so vielen Betrachtungen verdiente, erweckte seine Gewissensbisse, und vermehrte nur seine Quaal. Von dem kleinsten Wölkchen der Traurigkeit, das sie auf der Stirne ihres geliebten

ten Heinrichs sich zusammenziehen sahe, beunruhigt, fragte sie ihn mit ihrer gewöhnlichen Leutseligkeit nach der Ursache derselben. Eine künstliche Ursache derselben. Eine künstliche Ausweichung stillte Isabellens Besorgnisse, ohne seine eigne Verwirrung zu vermindern.

Gegen Abend gieng er in den Park, mehr seinen Kummer zu zerstreuen, und die Traurigkeit seiner Seele zu verscheuchen, als in der Hoffnung den Gegenstand seiner strafbaren Neigung darinn anzutreffen. Kaum aber war er hineingetreten, als er die schöne Unbekannte erblickte in Gesellschaft der nämlichen Dame, die er den Abend vorher bey ihr im Ranelagh gesehen hatte, und eines Herrn, den er einigermassen kannte. So gering diese Bekanntschaft auch war, so diente sie ihm doch, nebst der zufälligen Zusammenkunft des vorigen Abends, die beyden Damen anzureden, und nach der Aufnahme, die ihm wiederfuhr zu urtheilen, hatte er alle Ursache zu glauben, daß es ihnen nicht unangenehm sey. Glücklicherweise hatte der Herr der andern Dame viel Süßigkeiten vorzuschwatzen, so daß Heinrich

alle

alle Gelegenheit fand, sich mit derjenigen zu unterhalten, die sich zur Beherrscherinn seines Herzens gemacht hatte. Er sagte ihr tausend angenehme Sachen, und er wußte sich so beliebt bey ihr zu machen, daß sie ihn zu den Gesellschaften, welche sie häufig in ihrem Hause gab, einlud. Er erfuhr mit ihrem Namen ihren Stand. Vor der Zusammenkunft des vorigen Abends hatte er sie nie gesehen; aber durch den öffentlichen Ruf, war ihm schon bekannt, daß Miß Karolina Danvers ein großes Vermögen besäße, und nach dem Tode ihrer sehr früh verstorbenen Eltern, Vormündern in die Hände gefallen sey, die zwar nichts erspart hätten ihrem Geist und ihrem Körper alle möglichen Annehmlichkeiten und Ausbildung zu geben; darüber aber ihr Herz gar sehr vernachläßigt hätten, er wußte daß sie sehr frühzeitig in den Wirbel der großen Welt gerathen sey, sich durch auffallende Thorheiten einen Namen gemacht habe, und an der Spitze derjenigen sich befände, die man die Beau Monde nannte. Er erfuhr ferner, daß man ihr zwar bis dahin noch nichts unanständiges vorwerfen könnte;

daß

daß aber die ganze Stadt von ihrer Unbesonnenheit, Unklugheit und Hang zur Koketterie, die Nachricht eines Fehltritts begierig erwarte, um ihn mit Vergnügen seiner Chronique scandeleuse einzuverleiben, und den Stoff auf ein paar Wochen zur Belustigung der Gesellschaften herzugeben. Man kann leicht vermuthen, daß ein Frauenzimmer von dieser Denkungsart, dem Sir Heinrich alle Aufmunterung gab, die er nur immer wünschen konnte, und daß seine unerlaubte Leidenschaft auf keinen bessern Gegenstand in solcher Absicht hätte verfallen können. Er stand keinen Augenblick an, den angenehmen Besuch, um den sie ihn gebeten hatte, abzulegen, und mit dem ersten Fußtritt, welchen er in die Wohnung seiner Göttinn that; setzte er sich so fest darinnen, daß er fast nicht mehr wegkam, und daselbst so zu Hause war, wie bey sich selbst. Wo sie gieng und stand, war er ihr zur Seite, und wußte sich so gut bey ihr einzuschmeicheln, daß er sich bald allen seinen Mitbuhlern vorgezogen sah. Karolinens Freunde machten ihr Vorstellungen über die Unanständigkeit ihres Betragens, sich immer

um einen verheuratheten Mann zu befinden, aber sie lachte nur darüber, und antwortete ihnen mit vielem Stolz, daß sie sich wenig darum bekümmere, was die Leute von ihr denken oder reden möchten, genug, daß sie sich selbst keine Vorwürfe zu machen habe; sie litte Heinrichs tägliche Besuche nur darum, um jemanden zu haben, der sie auf die Assambleen und in die Schauspiele begleitete; ob ihr nun eine verheurathete, oder eine unverheurathete Mannsperson diesen Dienst leistete, schien ihr eine Sache von ganz keiner Wichtigkeit zu seyn; sie habe sich auch nie darnach erkundigt, ob er verheurathet sey oder nicht. Eine so entschlossene Antwort stopfte allen, die um ihren guten Namen besorgt waren, den Mund, und sie hatte nun völlige Freyheit die Früchte ihrer Unbesonnenheit einzuerndten. Es ist wahrscheinlich, daß ihre Absichten damals so beschaffen waren, als sie vorgab, und daß, wenn schon weder Klugheit noch Zurückhaltung in ihrer Aufführung war, ihr Gewissen sich doch nichts vorzuwerfen haben mochte, aber es ist gefährlich, am Rand des Grabes zu spielen. Die Erfahrung

fahrung lehrt uns, daß durch allzugroße Vertraulichkeit zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts, gemeiniglich eine allzugenaue Verbindung entsteht. Wie schwer ist es, sich in den Gränzen einer platonischen Liebe zu erhalten! und wenn die Schönen auch alle ihre Aufmerksamkeit bey der Wahl ihrer Freunde aufbieten, so schleicht doch bald ein süßes Gift aus einem Herzen in das andere, und verdrängt zuletzt alle Betrachtungen, die sich dem Genuß des Vergnügens widersetzen könnten. So giengs auch Karolinen; sie konnte bey Heinrichs liebenswürdigen Eigenschaften nicht lange unempfindlich bleiben; Weder ihr Stolz, noch die Gewohnheit, die Schmeicheleyen einer Menge Liebhaber, die allein beschäftigt waren, sie zu loben und zu erheben, konnten sie verhindern, sich den wiederholten lebhaften Angriffen dieses gefährlichen Mannes zu ergeben. Taub sowohl gegen die Erinnerungen ihrer Freunde, als gegen die Stimme der Tugend, hörte sie mit Vergnügen auf seine verführerischen Anträge, und bald galten ihr jene für nichts.

Das unbesonnene Paar überließ sich den Entzückungen seiner strafbaren Liebe mit so wenig Ueberlegung, daß es, gleichgültig gegen seine Ehre, auf die Stimme des Publikums nichts mehr achtete. Auch blieb ihr Liebeshandel nicht lange ein Geheimniß, die geschäftige Zunge der Verläumdung verbreitete Karolinens Unbedachtsamkeit und Fall gar bald; sie wurde der Gegenstand des Spotts bey allen Spieltischen, und jede Frau, der es mit Verheimlichung ihrer Intriguen besser geglückt hatte, wurde nicht eher müde, sie zu verlästern, bis die Unbesonnenheit einen andern neuen Stoff hergab, ihre böse Zungen zu wetzen.

Die arme Isabelle wurde Heinrichs Veränderung mit Verdruß gewahr. Seine langen und häufigen Abwesenheiten verursachten ihr Bekümmerniß. Hiezu kam noch, daß Verwirrung und Scham die gewöhnlichen Begleiterinnen einer strafbaren Seele diesem ein ängstliches Ansehen gaben, das dem wachsamen Auge der Liebe unmöglich entgehen konnte. Einem unschuldigen Herzen ist Mistrauen eine

ganz fremde Sache. Weit entfernt, die wahre Ursache der Verwirrung ihres Gemahls zu argwohnen, schrieb sie dieselbe einer Unpäßlichkeit oder häuslichen Sorgen zu. Mit der angelegensten Zärtlichkeit bat sie ihn, ihr die Ursache der auf seinem Gesichte verbreiteten Niedergeschlagenheit nicht zu verheimlichen, und seine Beklemmung, seinen Kummer in ihrem Busen zu ergiessen. Einige Thränen, die zu gleicher Zeit über ihre Wangen träufelten, machten ihre Bitten noch rührender, und müßten ein weniger abgewandtes Herz, als Heinrichs, erweicht haben. Eine Zeitlang suchte er, ihren Fragen auszuweichen; ja sogar durch ein gefälliges Betragen und einen Anschein von Liebe ihre Thränen zu stillen. Aber bald wurde er auch dieses müde, stieß die zärtliche Besorgniß seiner würdigen Gemahlinn mit Ungestüm und Bitterkeit von sich, und fieng sie an, mit Härte und ohne die mindeste Schonung zu behandeln. So sehr sie auch dieses Betragen hätte aufbringen können, so zog es ihm doch keine Klagen, keine Vorwürfe von ihrer

Seite zu. Ihr natürlich gutes Herz erlaubte ihr nicht, dem, was ihr geliebter Heinrich sagte oder that, eine ungünstige Auslegung zu geben, sie suchte sogar ihr munteres Wesen, wiewohl oft mit vieler Mühe, zu erhalten. Ihr Sohn glich ihrem Gemahl, diesem geliebten Gemahl, aufs vollkommenste. Sie widmete nun ihre ganze Sorgfalt diesem lieben Kinde, und hielt sich dadurch einigermassen für die Abwesenheit seines Vaters schadlos; es schien, als wenn ihre Achtsamkeit und Liebkosungen gegen dasselbe in eben dem Grade wüchsen, als die Zärtlichkeit ihres Gemahls abnahm.

Während daß die gute treue Isabelle im Stillen den Verlust des Herzens ihres Heinrichs beweinte, berühmte sich die unbesonnene Karoline ihrer Eroberung, und widmete alle ihre Stunden und Gedanken der Liebe. Ihr Liebhaber von seiner Leidenschaft, nicht weniger verblendet als sie, ließ sich von dem Strom eines betrügerischen Vergnügens dahin reissen, und entsagte, fühllos gegen den Verlust seines guten Namens, gegen den Kum-

mer seines Vaters und Isabellens Thrä=nen, reinern und unverfälschtern Freuden, nämlich den Freuden der Tugend.

Wenn wir uns nunmehr zu Lord und Lady Beauclair wenden, werden wir eben keinen lachendern und glücklichern Anblick finden. Gleichförmigkeit der Denkungsart und der Neigungen kann allein das Glück der Ehe ausmachen, und diese fand sich bey beyden eben so wenig. Das Vorur=theil, welches den Lord Beauclair für Henrietten eingenommen hatte, war nicht so bald verschwunden, als er gewahr wur=de, daß sie sich einen von dem seinigen ganz verschiedenen Plan der Glückseligkeit entworfen hatte. Ihm schienen die häusli=chen Freuden von allem menschlichen Ge=nuß der reinste, süsseste, und derjenige zu seyn, den man am lebhaftesten empfinden könnte; aber diese Vergnügungen waren nicht weniger als nach dem Geschmack seiner Gemahlinn; eine ununterbrochene Folge nichtswürdiger Lustbarkeiten, ein Quadrilletisch, der Weihrauch von einer Menge süsser Herren, dieß war nach ih=rer Denkungsart das äußerste Ziel der

menschs

menschlichen Glückseligkeit. Da sie sich hierzu in der vortheilhaftesten Lage befand, beschloß sie, keinen Augenblick ungenützt vorüber gehn zu lassen, und sich in der lachenden Bahn, die sie betreten hatte, nicht den mindesten Zwang anzuthun. Das natürlichste Resultat dieser widersprechenden Denkungsart war nun freylich, daß Lord Beauclair nirgends lieber war als zu Hause, und Henrietten daselbst die Zeit zum sterben lang wurde, wenn sie nicht von einem Schwarm von Gesellschaft umgeben war. Kaum war sie mit ihrem Nachttisch zu Stande, ein wesentlicher Artikel, der sie täglich um einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit brachte, so konnte sie es nicht erwarten, bis sie in den Wagen kam, um in irgend eine Assemblee zu fahren, die sie sich denn auch zu verlassen, nicht entschliessen konnte, bis es spät in die Nacht war; kam sie dann mit Müdigkeit und Schlaf beladen nach Hause, so störte sie das mindeste Geräusch in ihrer Ruhe, und machte sie launisch und zornig. Ihr Gemahl sahe sich also ganz der reinen Wollust beraubt, die er sich in Gesellschaft

der Gefährtinn nach der Wahl seines Herzens versprochen hatte. Da er sich mit der schönen Henriette vermählte, spiegelte ihm seine zu hoch gespannte Einbildungskraft, die reizendste und sicherste Aussicht einer ununterbrochenen Glückseligkeit vor. Sein Leben sollte nun nichts als ein Zirkel von Freuden aller Art seyn: einstimmig mit seiner Gattinn in allen Wünschen und Neigungen, sollte keins ohne das andere seyn, keins ein Vergnügen suchen, woran das andere keinen Theil nehmen könnte. In ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit träumte er einen nie versiegenden Strom der Annehmlichkeiten für Beyde quellen zu sehen. Der Stolz (und dieser ist von der verzeihlichsten Gattung) den Schatz in dessen Besitz er sich befande, öffentlich zu zeigen, sollte sein Vergnügen noch erhöhen. Dieß waren die trügenden Vorstellungen, mit denen sich Lord Beauclair weidete; aber die Augen fiengen gar bald an ihm aufzugehen, es war nichts als ein schöner Traum, und zwar von der kürzesten Dauer. Lady Beauclair hatte viel zu viel Achtung für die Mode, als daß sie es hätte dulden sollen, sich öffentlich

lich mit ihrem Gemahl sehen zu lassen; und um sich auf das genaueste nach den Thorheiten zu richten, die in der großen Welt im Schwange gehen, brachte sie nur den allerkleinsten Theil ihrer Stunden in seiner Gesellschaft zu. Man kann leicht urtheilen, daß Henriettens unbesonnenes Betragen eine außerordentliche Verminderung der Liebe ihres Gemahls nach sich ziehen mußte. Doch war sie thm noch immer werth genug, von ihrer Gleichgültigkeit bis ins innerste der Seele durchdrungen zu werden. Er hatte sich geschmeichelt, daß sie ihm gerührt durch seine Güte sein Zuvorkommen ihrer Wünsche, seine Zärtlichkeit, Liebe für Liebe schenken würde. Er hatte sich Rechnung gemacht, daß sie, wenn die Besuche und andere bey Leuten ihres Standes auf die Vermählung folgende Zeremonien zu Ende wären, von diesen lärmenden Vergnügungen gesättigt, froh seyn werde sich zu Hause durch Ruhe, wieder zu erholen. Aber wie sehr hatte er sich hierinnen geirret. Er mußte sehen, daß sie mit unermüdeter Begierde in ihrer Lebensart fortfuhr; wie einer der im Trinken immer durstiger wird; und

daß,

daß, anstatt durch die schleunige Folge von Besuchen und Festen, der lärmenden Vergnügungen satt zu werden, diese nur dazu gedient hatten, Henrietten für ihren Genuß recht in Athem zu setzen. Er versuchte anfangs sie durch Schmeicheleyen und Sanftmuth von ihren Thorheiten zurückzubringen, aber da er die Unzulänglichkeit solcher Mittel sahe, mußte er seine Zuflucht zu strengern nehmen. Er sagte ihr in einem gebietenden Tone, dessen er sich bey einer andern Gelegenheit bedient haben würde: Er verlange, daß sie ihm mehr Zeit schenken, und sich mehr um die innere Einrichtung ihres Hauses bekümmern solle. Henriette, die bey allen gerechten Bitten und Klagen ihres Gemahls, wegen einer Sache, worauf ihre ganze Glückseligkeit beruhete, hatte gleichgültig bleiben können, hörte seine ernsthaften Ermahnungen mit einer Kaltblütigkeit an, worüber er alle Ursache hatte, aufgebracht zu werden, kurz, so wenig er ihr etwas vorzuwerfen wußte, so wenig konnte er sie auch eines Mangels an Aufrichtigkeit beschuldigen. Immer hörte sie ihn voll Freymüthig-

müthigkeit an, und versuchte es nie, ihn durch das Versprechen einer Aenderung ihrer Lebensart zu hintergehn, so lang sie sich noch zu sehr von jenen nichtswürdigen Vergnügungen hingerissen fühlte, um ihnen wirklich entsagen zu wollen.

Es wird wenig Menschen geben, die nicht in solchem Fall das Vergeltungsrecht gebraucht, nur auf die Stimme der Rache gehört, und sich mit allen ihren Kräften der Schwelgerey und Verschwendung ergeben haben würden, ohne weiter auf die Folgen, die hieraus nothwendig entstehen müßten, zu denken. Aber Lord Beauclair dachte ganz verschieden; er hatte zu viel Vernunft und Rechtschaffenheit, um auf Irrwege zu gerathen, die er an andern getadelt haben würde. Er bekämpfte diejenigen ohne Unterlaß, auf welche seine Gattinn verfallen war, legte ihr alle Gründe vor, die ihm seine tiefe Weltkenntniß an die Hand gab, und wenn seinen Bemühungen schon der Erfolg nicht entsprach, so fand er doch wenigstens Beruhigung in der Rechtschaffenheit seiner Absichten, und in der Ueberzeugung, daß er ein besseres Schicksal verdiene. Ein Trost

blieb

blieb ihm noch übrig, der ihm diese peinliche Last erträglich machen half, nämlich die Gewißheit: daß sich Henriette zwar viel Thorheiten, aber keinen einzigen wirklichen Fehltritt vorzuwerfen habe. Er wußte, daß ihr natürlicher Leichtsinn Schuld an allen ihren unüberlegten Handlungen war, und hielte das für einen Fehler, von welchem sie Zeit und Erfahrung wahrscheinlicherweise heilen würden. Demohngeachtet bey aller Schuldlosigkeit der Absichten, die er ihr zutraute, befürchtete er, daß ihr die Augen zu spät aufgehen möchten, so oft er an die Gefahren dachte, die ihrer Tugend drohten, an die Versuchungen, die sie ohne Unterlaß zu bekämpfen hatte, an die Netze der Verführer, die sie täglich umlagerten, und überhaupt an die Schwäche der menschlichen Natur.

Einige Monate lang ließ Lord Beauclair seinen Verdruß nur vor derjenigen ausbrechen, die ihn verursachte, und verbarg mit einer Güte, die sie nicht verdiente, das fatale Geheimniß vor Henriettens Vater. Aber Herr Floyd hatte die unbesonnene Aufführung seiner Tochter

schon

schon lange bemerkt, und sah mit Seufzen, daß die Erhabenheit ihres Rangs, anstatt sie vorsichtiger zu machen, sie nur spornte, ihre Thorheiten zu vermehren, doch da er eine sehr große Meynung von der Klugheit und den Einsichten des Lord Beauclair hatte, so hielt er es nicht für rathsam, eine so zärtliche Saite zu berühren. Indessen war die Last, welche das Herz seines Schwiegersohns preßte, zu schwer, als daß er seine Traurigkeit ganz in seinem Busen hätte verschliessen können. Was sein Mund verschwieg, entdeckte seine Miene, und Herr Floyd, dem es nicht schwer fallen konnte, die Ursache seines Kummers zu errathen, hielt es nun für Pflicht, sie zu heben zu suchen. In dieser Absicht gieng er zu ihm, ließ ihm seine Vermuthungen merken, und drang in ihm, den Verdruß, welchen er empfände, in den Busen eines Mannes zu ergiessen, der als Freund und als Verwandter nichts eifriger wünschte, als ihn glücklich zu sehen. Der Lord konnte sich auf die wiederholte Bitte des Herrn Floyd nicht entschlagen, sein Herz vor ihm auszuschütten, aber er mischte so viel Scho-

nung in seine Klagen, und die Ursache seiner Unzufriedenheit mit Lady Beauclair, daß sein Schwiegervater die Vortreflichkeit seiner Denkungsart bewundern mußte, und mit desto größerer Ueberzeugung erkannte, daß er ein besseres Schicksal verdiene. Alles, was der beklemmten Seele des rechtschaffenen Mannes zum Trost gereichen konnte, sagte er ihm mit der zärtlichsten Theilnehmung, und nachdem er ihn verlassen hatte, ließ er es seine erste Sorge seyn, an seine Tochter zu schreiben. Die Vorstellung, die er ihr machte, die Verweise, welche er ihr gab, waren voll Sanftmuth und Güte, er redete in so rührenden Ausdrücken, als Vater und als Freund mit ihr, daß es unmöglich war, dabey unempfindlich zu bleiben, wenn man sonst nur ein natürlich gutes Herz hatte, es mochte übrigens durch Eitelkeit und Hang zu dem, was man ganz verkehrt Vergnügen zu nennen pflegt, so berauscht seyn als es wollte. Auch machte sein Brief auf Lady Beauclair Eindruck, aber nur einen flüchtigen vorübergehenden Eindruck, und alle weisen Entschliessungen, zu denen er sie veranlaßte, verschwanden bey der

ersten

ersten Gelegenheit, welche sich ihr darbot, ihre Thorheiten von neuem anzufangen, und alle zärtliche Vorstellungen dieses rechtschaffenen Vaters wurden bald aus ihrem Herzen verbannt.

Kaum hatte sich Herr Floyd seiner Vaterpflicht gegen die eine seiner beyden Töchter entlediget, als er zu der andern eilte, wo sich die Sachen in der nämlichen Lage, nur den Fall umgekehrt, befanden; und seine Untersuchung, und wo möglich Beylegung erforderten. Durch das allgemeine Gerüchte hatte er Heinrichs Untreue gegen Isabellen und seine Liebeshändel mit Karolinen erfahren; da sich aber seine Tochter nie die geringste Beschwerde über ihren Gemahl erlaubt hatte, sowohl gegen ihn, als gegen andre Personen ihres Umgangs, wußte er nicht recht, was er von der Sache denken sollte. Er traf sie ihr Kind auf dem Schooß haltend an, mit thränenden Augen betrachtete sie die Aehnlichkeit des geliebten Knabens mit seinem Vater, dessen häufige und langwierige Abwesenheit ihre Seele mit Bitterkeit erfüllten. Dieser Zufall schien die Be-

sorg-

sorgnisse des Vaters zu bestärken, aber die Klugheit verbot ihm eine Sache nicht übereilt zu enthüllen, die vielleicht noch für seine Tochter ein Geheimniß seyn konnte. Er stellte sich verwundert über ihre Thränen, und fragte sie in einem sehr liebreichen Tone um die Ursache derselben. Isabellen war es leid, sich in einer so gerührten Lage von ihrem Vater überrascht zu sehn, sie befürchtete, daß es ihm gelingen mögte, ihr Herz zu ergründen, und den Kummer darinnen zu lesen, der sie verzehrte, daher nahm sie im Augenblick ein fröhliches Wesen an; schrieb ihre Thränen der allzugroßen Zärtlichkeit zu, von der sie jederzeit bewegt würde, so oft sie das Bild ihres geliebten Heinrichs in den Zügen seines Sohns betrachtete. Auf solche Art zog diese achtungswürdige Frau einen Schleyer über einen Theil der Wahrheit, um die Fehler ihres Gemahls einem Manne zu verbergen, dessen Verweise sie ihm zu ersparen wünschte.

Mit der Ursache, welche sie ihm angab, zufrieden, und durch ihr munteres Wesen hintergangen, glaubte Herr Floyd, daß sie in der That keine Ursache zur Beschwer-

schwerde gegen ihren Gemahl habe, und schloß, daß dasjenige, was ihm über diesen Punkt hintergebracht worden war, ein ungegründetes, leeres und nur von dem hämischen misgünstigen Theil des Publikums in Umlauf gebrachtes Stadtgerüchte sey. Er erzählte ihr darauf noch viel von der unbesonnenen Aufführung ihrer Schwester, und von dem Kummer, welchen sie ihrem würdigen Gatten verursachte, dessen vortreflichen Karakter, und nachgebende Güte er nicht genug zu erheben wußte. Isabelle beklagte mit der ihr natürlichen Gutherzigkeit die Schwachheiten ihrer Schwester, und da sie recht aufrichtig Theil an dem Verdruß nahm, welchen ihr Vater darüber empfand, konnte sie nun Thränen freyen Lauf lassen, deren Quelle sie sich nicht zu gestehen scheuen durfte. Sie hatte die übertriebene Unbesonnenheit und Eitelkeit immer an ihrer Schwester getadelt, von welcher sie vorausſehen konnte, daß sie mit den Jahren wachsen, mehr Stärke gewinnen, und ihr ganz unfehlbar viel verdrüßliche Zufälle zuziehen würden. Ihre Rathschläge hätten um so mehr Eindruck auf Henrietten machen, und desto

ge-

gewissere Wirkung auf ihr Herz thun sollen, da Isabelle, obschon jünger als sie, sie so kräftig mit ihrem Beyspiel unterstützte. Hätte sie diesem Beyspiel gefolgt, so würde die Mishelligkeit zwischen ihrem Gemahl und ihr nicht statt gefunden, und sie verdient haben, unter die wirklich schätzbaren Frauenzimmer gezählt zu werden. Isabelle hatte seit ihrer Vermählung nicht aufgehört, sich die Freyheit, die ihr als Schwester erlaubt war, zu Nutzen zu machen, und ihr ihre Meynung zu sagen; sie hatte ihr also oft den Verdruß voraussagen müssen, welchen sie sich durch ihre Art zu leben für die Zukunft zubereitete, aber sie hatte immer das Misvergnügen, zu sehen, daß ihre gutgemeynte Ermahnungen eben so wenig geschätzt wurden, als die des Lord Beauclair. Vielmehr war Henriette misvergnügt darüber, daß ihre Schwester es sich einfallen ließ, ihre Aufführung zu tadeln, und gab ihr mehr als einmal zu verstehen, daß sie bey ihrem hohen Stand, sich auch über die Beurtheilungen ihrer jungen Schwester erhoben glaube, aber diese ließ sich durch den hochmüthigen Ton, mit welchem sie es vor-

brachte,

brachte, nicht abschrecken, zog nur ihre Pflicht und ihre Freundschaft zu Rathe, ohne ihren Eifer erkalten zu lassen, Ihre Betrübniß war nun um desto größer, da sie sahe, wie geschwind ihre Prophezeyhungen in Erfüllung gegangen waren.

Herr Floyd nahm den zärtlichsten Abschied von seiner liebenswürdigen Tochter, freute sich, daß er die Ursache, um welcher willen er sie besucht hatte, ungegründet fand, und daß wenigstens eins von seinen Kindern glücklich, und werth war, glücklich zu seyn. So eine große Meynung er auch von den Verdiensten seiner Isabelle hatte, wußte er doch bey weiten nicht, in welchem hohen Grade sie wirklich schätzbar sey, und wie es scheint, war er nichts weniger als scharfsehend, da er sie für glücklich hielt. Dieses seltne Frauenzimmer (vielleicht gab es nie ein besseres) hatte ihre Thränen abgetrocknet, die Schwachheiten ihres Mannes zu verbergen, hatte ein fröhliches Wesen angenommen, woran ihr verwundetes Herz keinen Theil hatte. Sie fühlte darum nicht mit geringerer Lebhaftigkeit das Traurige in ihrer Lage, und

beklagte den Verlust der Zärtlichkeit ihres lieben Heinrichs, eben so sehr als eine Wittwe nur immer den völligen Verlust ihres Gatten hätte betrauern können. Wenn sie seine Untreue gegen ihren Vater verheelte, so geschah es nicht darum, daß ihr dieselbe unbekannt gewesen wäre, sondern die Vortreflichkeit ihrer Denkungsart, die außerordentliche Sanftmuth, die sie dem Himmel zu danken hatte, verschlossen ihren Mund. Eine dienstfertige Dame von ihrer Bekanntschaft welcher die anstößigen Stadtneuigkeiten eine Lieblingsspeise waren; gab, da sie zum erstenmal von Heinrichs und Karolinens Verständniß hörte, ihre Quadrillepartie, einer andern, und lief es Isabellen zu hinterbringen. Gleich anfangs maß diese, der boshaften und doch nur allzuwahren Erzählungen der unbesonnenen Frau wenig Glauben bey; aber man zergliederte ihr die Sache so umständlich, fügte noch so viele Betheuerungen hinzu, daß sie zuletzt unmöglich glauben konnte, durch eine Unwahrheit hintergangen zu werden. Sie ergriff auf der Stelle den Entschluß, der ihr in einer so kitzlichen Sache der vernünf-

künftigste dünkte, und verbarg mit Sorgfalt die Wunde, welche ihrem Herzen eben geschlagen worden war. Nie ist wohl jemand mehr außer Fassung gekommen, als die unmenschliche Plaudererinn, da sie die ruhige Miene sah, mit welcher die boshafte Geschichte, die sie mit heimtückischer Freude vorbrachte, angehört wurde. Was! rufte diese gefährliche Schlange aus: Sie wollen ihn nicht mit Vorwürfen überhäufen? Weder das eine noch das andere, erwiederte Isabelle, mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit; wenn Sir Heinrich, wie sie sagen, seine Verbindlichkeiten vergißt, so muß es wohl daher kommen, daß es mir entweder an Reizen fehlt, oder daß ich aus Mangel an Aufmerksamkeit in meinem Betragen etwas versehen habe, das ihm misfällt; es bleibt mir also nichts weiter zu thun übrig, als das erste durch einen Zuwachs der Zärtlichkeit zu ersetzen, und dem andern durch mehrere Wachsamkeit über mich selbst abzuhelfen, um ihm besser zu gefallen als meine Nebenbuhlerinn; auf diese Art zweifle ich gar nicht, soll es mir gelingen, mich wieder in dem Besitz seines Herzens zu setzen. Weiter

wollte die Dame nichts hören, stieg aus vollem Halse lachend wieder in ihren Wagen, um der Gesellschaft, die sie eben verlassen hatte, zu erzählen; was für eine ehrliche Haut die Frau sey, nachdem sie müde waren, die Galanterie des Mannes durchzuhecheln.

So lange diese Dame gegenwärtig war, hatte die vernünftige tugendhafte Isabelle Geistesstärke genug, ihren Thränen den Ausbruch zu verwehren; aber kaum hatte sie diese verlassen, so flossen sie in desto größerer Menge. Zu verwundern wäre es nicht gewesen, wenn sie so im ersten Augenblick, der ihre Besorgnisse bestätigte, in Klagen und Murren ausgebrochen wäre, da sie sich des Guts, welches sie vor allen am höchsten schätzte, da sie sich der Zuneigung ihres Heinrichs beraubt sahe; demohngeachtet entfuhr ihr nicht der geringste Vorwurf, selbst ihren Thränen wußte sie bald Einhalt zu thun, um nicht dabey überrascht zu werden. Das Zeugniß, welches sie sich selbst geben konnte, die Kaltsinnigkeit ihres Gemahls nie durch den geringsten Anlaß verschuldet zu haben, über welchen er sich mit Grund hätte be-

schweren können, diente ihr zum Trost; und die Hoffnung, diese allgemeine Arzney gegen jedes Uebel, es sey von welcher Gattung es wollte; half ihr ihre Leiden ertragen, und stillte die Unruhen, von welchen ihre Seele ein paar Augenblicke lang beängstigt worden war. So trägt die Tugend ihren Lohn, selbst während der Widerwärtigkeiten des Lebens bey sich.

Die Empfindungen des ungetreuen Gatten waren indessen von ganz andrer Art. Alle strafbaren Vergnügungen, die er in seinen geheimen Zusammenkünften mit Karolinen genoß, die ununterbrochene Folge rauschender nichtswürdiger Lustbarkeiten, wodurch er seine Gewissensbisse zu übertäuben suchte, konnten ihm keine Stunde reiner ungetrübter Freude verschaffen, noch die Sorgen aufwiegen, die ihn aller Orten und zu allen Zeiten verfolgten. Er machte unaufhörlich die traurige Erfahrung, daß Liebe, die nicht auf den Grund der Ehre ruht, sie mag übrigens so feurig und lebhaft seyn, als sie will, weder dauerhaft seyn, noch dem Herzen genügen könne, eine Wahrheit, in welcher er selbst durch Karolinens Aufführung bestätigt wer-

den mußte. Diese leichtsinnige Schönheit hatte ihren Verführer so heftig geliebt, als es einem so flatterhaften Mädgen, wie sie, nur immer möglich war; und nach den Beweisen, die sie ihm davon gegeben hatten, schien es, als wenn ihre Liebe hätte beständig seyn müssen; aber sie konnte sich nicht überwinden, das Vergnügen sich geschmeichelt zu sehen, aufzugeben; und einen Kreis von Anbetern zu verabschieden, den sie immer durch kleine, zu rechter Zeit verwilligte Gunstbezeigungen um sich her zu erhalten wußte. Mit beständigem heimlichen Verdruß sah Heinrich dieses Gefolge um sie; und aus diesem Grunde, wozu noch die Betrachtungen kamen, welche er ohne Unterlaß über die Unregelmäßigkeit dieser Verbindung machte, würde er vielleicht die Fesseln zerbrochen haben, welche ihn an sie knüpften, wenn nicht Indolenz und Unentschlossenheit, das Antheil aller durch Ausschweifungen entnervten Seelen ihn daran verhindert hätten.

Was ihn aber noch mehr als das abhielt, seine Bande zu zerreissen, war ein gewisser Trotz, und die Aergerniß, sich

von

von Sir Karl Harcourt seinem Vater getadelt zu sehen. Dieser hatte die Untreue, welche er an Isabellen begieng, erfahren, ihm sehr ernsthafte Verweise gegeben, und ihm aus väterlicher Gewalt befohlen, augenblicklich allen Umgang mit Karolinen abzubrechen. Der Baronet trug ganz vorzügliche Achtung für seine Schwiegertochter, liebte sie aufrichtig, und nahm folglich den größten Antheil an ihrer Glückseligkeit. Aber der stolze unbiegsame Heinrich empörte sich zum erstenmal gegen die Befehle seines Vaters behauptend, daß er nunmehr in den Jahren stünde, worinn er von sich selbst abhangen müßte, er verlohr nach und nach alle Achtung gegen die Vorstellungen seines Vaters, und gieng endlich gar so weit, daß er auf die Verweise seines Vaters in nicht eben sehr ehrerbietigen Ausdrücken antwortete, ohnerachtet er ihm, eh eine blinde Leidenschaft ihn irre geführt, nie Ursache zur mindesten Beschwerde gegeben hatte. So bietet immer ein Laster dem andern die Hand, so darf man nur eine der Pflichten gegen die Gesellschaft übertreten, und man wird sich

bald

bald kein Gewissen mehr daraus machen, sie alle zu brechen. In einem dieser Wortwechsel zwischen Vater und Sohn bediente sich der letzte einiger unanständigen Ausdrücke über seine Gemahlinn, ihr Schuld gebend, daß sie durch ihre Klagen seine Eltern gegen ihn aufzubringen suche. Bey so ungerechten Beschuldigungen der besten aller Gattinnen, konnte Sir Karl seinen Zorn nicht unterdrücken, und so sehr als möglich über das unwürdige Verfahren seines Sohnes aufgebracht, verbot er ihm sein Haus, und drohete ihm mit den schrecklichsten Wirkungen seines Zorns. Er unterließ auch nicht, ihm zu erklären, daß Isabelle keinen Theil an der Entdeckung seiner thörichten Liebeshändel habe, und ihn auf keine Weise veranlaßt habe, ihm deswegen Vorwürfe zu machen. Vielmehr versicherte er ihm, hat sie allen Fragen über diesen Punkt dadurch auszuweichen gesucht, daß sie sich stellte, als wüßte sie nichts von deiner Treulosigkeit, und daß sie immer auf die vortheilhafteste Art von dir redete, und doch, fuhr er fort, bin ich aus guten Gründen mehr als zu überzeugt, daß sie gar wohl weis, in welchem

hohen

hohen Grade sie von dir beleidigt wor=
den ist.

Diese Erklärung, welche Heinrichen nothwendig die nachtheilige Meynung, die er von seiner Gemahlinn gefaßt hatte, be=nehmen mußte, hätte auch dem gerechten Tadel seines Vaters ein neues Gewicht geben sollen, aber eine übel verstandene Schaam erlaubte ihm nicht, das, was er einmal so verwegen behauptet hatte, zu widerrufen; noch Sir Karls Zorn durch das Geständniß seines Unrechts, und das Versprechen, es künftig wieder gut zu ma=chen, zu besänftigen. Sie verließen sich also mit verwundeten und gegen einander entrüsteten Herzen; eine Sache, die ihnen bis dahin noch nie begegnet war. Der Baronet, welcher immer Ursache gehabt, mit Heinrichs Betragen zufrieden zu seyn, war im höchsten Grad verwundert, wie sein Sohn in so kurzer Zeit, so außeror=dentlich ausgeartet seyn konnte, und emp=fand den lebhaftesten Schmerz, da er sa=he, wie tief er schon von dem Gift des Lasters angesteckt sey. Heinrich konnte bey seiner Nachhausekunft Isabellen den Ver=druß, welchen er empfand, nicht verber=

gen,

gen, und wenn er schon vollkommen überzeugt war, daß ihr nichts vorzuwerfen sey, war er doch nicht Herr genug über sich selbst, ihr mit derjenigen Achtung zu begegnen, die er ihr aus so vielen gerechten Gründen schuldig war.

In der Verwirrung, die ihn ängstigte, glaubte er nicht besser thun zu können, als zu Karolinen zu eilen, in der gewissen Hoffnung, daß diese ihn trösten würde; aber er betrog sich: Er traf sie mitten unter einen ganzen Schwarm süsser Herren, von denen er einige als ziemlich listige Wollüstlinge kannte, das verursachte ihm ein neues Misvergnügen, welches er kaum zu verbergen vermochte. Sobald sie allein waren, brach seine durch so viele widrige Begebenheiten vermehrte üble Laune, gegen Karolinen aus. Er gab ihr Schuld, sie locke Personen an sich, die ihm verdächtig wären, und seine Ruhe störten; er warf ihr vor, ihre Liebe zu ihm nehme sichtlich ab, und endlich ließ er sich gar von dem Zorn verleiten, sie der Untreue zu beschuldigen. Um so beleidigende Angriffe zu ertragen, muß eine Lei-

den-

denschaft sich auf Hochachtung gründen. Aber das Herz der Miß Danvers war so vieler Feinheit in seinen Empfindungen nicht fähig. Die zwischen ihr und Heinrichen bestehende Verbindung, hatte auf ihrer Seite keine andere Stützen, als Eitelkeit und Hang zur Galanterie; Früchte des modischen Erziehungssystems, diesem hatte sie es auch zu verdanken, daß sie ziemlich schwach war, und den Anfällen der Schmeicheley und List nur sehr wenig Widerstand thun konnte. Bey einer solchen Verfassung ihres Herzens wird man sich nicht wundern, daß sie Heinrichs Vorwürfe mit Verachtung anhörte, und im Gefühl der Unabhängigkeit, in welcher sie durch Vermögen und Stand gesetzt war, sie in einem Tone beantwortete, der sich mit einer wahren Liebe nie vereinigen läßt. Es folgten also von beyden Seiten Vorwürfe auf Vorwürfe, und sie sagte ihm endlich mit niederschlagender Gleichgültigkeit, daß er sich nie Rechnung machen sollte, ihre Gunst jemals wieder zu erlangen. Ganz außer sich über die leichtsinnige Art, womit sie ihm seinen Abschied

gab,

gab, wüthend seinen geschöpften Argwohn gegründet zu sehen, verließ er sie mit der festen Entschlieſſung, sie nie wiederzusehn. Was also weder die Befehle seines Vaters noch Isabellens Verdienste auszurichten im Stande gewesen waren, wurde durch Rache und Misverständniß bewerkstelliget. Er kam mit der festen Entschlieſſung nach Hause, sein ungelehriges Herz wieder in die Bahn seiner Pflichten einzuleiten; unglücklicherweise war diese Entschlieſſung mehr die Wirkung der Leidenschaft, als der Ueberzeugung und Reue, daher kam es denn auch, daß seine Besserung, wenn schon dem Schein nach wahrhaftig, doch nicht von langer Dauer war, und er der ersten Versuchung unterlag, welche sich ihm darbot.

Unterdessen hatte seine keusche Gattinn von Sir Karls Unzufriedenheit Nachricht bekommen, und war augenblicklich zu ihm geeilt, ihn zu besänftigen, es koste auch was es wolle. Sie fand auch in der That den Baronet außerordentlich aufgebracht gegen seinen Sohn, und begriffen mit seiner Gemahlinn und Hrn. Floyd darüber

über zu Rath zu gehen. Sie überhäuften sie alle drey mit Liebkosungen, beklagten sie sehr, und misbilligten einmüthig die Aufführung ihres Gemahls. Aber Isabelle, die es nicht hören konnte, daß ihr geliebter Heinrich, selbst wegen seiner Ungerechtigkeit gegen sie getadelt würde, machte ihren Vorwürfen ein Ende, indem sie sich zu ihren Füßen warf, sie in den rührendsten Ausdrücken beschwor, ihm ihr Wohlwollen wieder zu schenken, und auf eine geschickte Art alle Gründe ihren Zorn zu besänftigen, vorbrachte, die ihr von ihrer Liebe und Gutherzigkeit eingegeben wurden. Da bey der ganzen Sache niemand als sie von Heinrichen beleidigt worden war, so bat sie sie, ihr die Sorge zu überlassen, ihn zu bestrafen, und zu seinen Pflichten zurückzubringen. So unwidersprechliche Beweise der Seelengröße dieser bewundernswürdigen Frau rührten ihre Eltern auf das äußerste. Sie gaben sich Mühe sie aufzuheben, umarmten sie eins um das andere, und suchten die schöne Betrübte, durch die zärtlichsten Versicherungen ihrer ewigen Liebe und Achtung zu trösten. Wie süß war ihr der Lohn

für

für ihre seltene Sanftmuth und Güte, welchen sie in dem Beyfall ihrer Eltern einerndtete, die sie über alles schätzte; auf der andern Seite schmeichelte sie auch die Hoffnung, daß ihr der Schritt, den sie eben gethan hatte, vielleicht ihren Gemahl wieder in die Arme führen würde, welches sie für die höchste Stuffe der Glückseligkeit hielt. Eine entgegengesetzte Aufführung, Klagen, Murren und Zank, die gewöhnlichen Mittel, wozu die Frauenzimmer in solchen Fällen ihre Zuflucht nehmen, würde ihr weder einen höhern Grad der Hochschätzung ihrer Eltern zuwegegebracht, noch ihr den Besitz des verlohrnen Herzens ihres Gemahls wieder verschaft haben. Man kann keinen glücklichern Weg einschlagen, einen treulosen Gatten zu seinen Pflichten zurückzubringen, als welchen sie einschlug. Weibliche Sanftmuth und Güte sind immer versichert, die Herzen der Männer an sich zu ziehen, wenn Rache, Zorn und andere stürmische Leidenschaften sie nothwendig entfernen müssen; und dabey noch immer für diejenige, welche sie nährt, eine Menge Quaalen und

Lei=

Leiden im Gefolge haben, die ein sanftes zärtliches Weib sich erspart.

Heinrich und Isabelle kamen fast zu gleicher Zeit wieder nach Haus. Ersterer misvergnügt, traurig und mit einem von Gewissensbissen zerrissenen Herzen, auf seinem Gesicht waren alle Foltern, unter welchen seine Seele litt, gezeichnet; seine tugendhafte Gattinn hingegen genoß aller Beruhigung, die aus einem unschuldigen Busen quillt, Heiterkeit lächelte in ihrer sanften Gesichtsbildung, wenn schon ihr Herz sich eines stillen Kummers nicht ganz erwehren konnte. Ihr Betragen war der Stimmung ihrer Seele ähnlich. Ohne Affektation und Zwang ließ Isabelle ihren Augen alle Freyheit, Heinrichen zu sagen, wie theuer er ihr sey, und ihre schönen Lippen öffneten sich nur voll Güte und Liebe, mit ihm zu sprechen. Im Gegentheil schien Heinrich ängstlich und zurückhaltend zu seyn. Ueberzeugt, daß seine Gemahlinn um seine Verbrechen wußte, hätte er ihr weniger Vollkommenheiten gewünscht, um eine Entschuldigung wegen ihrer Veranlassung zu haben, und die Uebermacht

bermacht der Tugend über das Laster min-
der zu fühlen. Isabelle nahm ihren Sohn
auf ihre Arme, und gab ihn, nach vielen
Liebkosungen, in die Hände seines Vaters.
In diesem Augenblicke ergoß sich die Va-
terliebe in Heinrichs Herzen, und fachte
zugleich einen Funken der Zärtlichkeit ge-
gen die Mutter des Kindes in ihm an.
Die Leidenschaft schwieg, und die Pflicht
konnte ihre Stimme wieder erheben. Noch
einmal genoß Heinrich die stillen Freuden,
welche denenjenigen zu Theil werden, die
den Vorschriften ihrer Pflichten folgen,
und er beschloß wieder auf die Bahn zu-
rückzukehren, von welcher er sich auf Ko-
sten seiner Ruhe entfernt hatte. Isabelle
wurde die glückliche Veränderung, die in
ihm vorgieng, sogleich gewahr, Blicke,
Sprache, und die Bewegungen ihres Hein-
richs, alles schien sie von seiner Reue zu
überzeugen, und die schöne Beleidigte ein-
zuladen, ihr Herz der Freude und dem
Vergnügen wieder zu eröffnen, ihr Kum-
mer verschwand im Augenblick, und ihre
Seele schmeckte die Seligkeiten des Friedens
und der Ruhe aufs neue.

Hein-

Heinrich hatte nichts weniger als einen vorzüglichen Hang oder entschiedenen Geschmack fürs Laster: Er war von Natur gut und großmüthig durch die edle Erziehung die er genossen, auf die Reisen welche er gethan, hatte er sich so viel Welt- und Menschenkenntniß erworben, und seinen Gesinnungen eine Art von Würde gegeben; die ihn zu einem Gegenstand der allgemeinsten Hochachtung gemacht haben würden, wenn nicht unglücklicherweise die Leidenschaften, deren Sclave er mehr als einmal war, alle jene herrlichen Eigenschaften vernichtet hätten, oder sie nicht zu Vollbringung des Uebels gemisbraucht hätten. Aber alle natürlichen und gesellschaftlichen Bande waren unkräftig, alles Zutrauen zu seinen Freunden verschwand, alle Achtung gegen Eltern, die ihn liebten, alle Zärtlichkeit gegen die beste tugendhafteste Gattinn vergaß er, kurz keine seiner Pflichten war ihm mehr heilig, so lange er mit seinen Mätressen in gutem Vernehmen stand, wenn er schon bey ihnen nur ein vorübergehendes, und immer mit Bitterkeit erfüll-

erfülltes Vergnügen genoß. Im Labyrinth einer straffälligen Liebe verirrt, taumelte er so lange darinn, bis Isabelle, deren Güte und Sanftmuth sich immer gleich blieben, ihn herauszog, und ihn überzeugte, daß nur die Tugend glücklich macht.

Fort-

Fortsetzung des Vorigen.

Heinrich wurde nicht lange von seiner ungetreuen Mätresse bedauert, sie gab ihm bald einen Nachfolger, und kurz darauf verdrängten ihn die Reize der Neuheit gänzlich aus ihrem Gedächtniß.

Wahr ists, sie hatte sich geschmeichelt, ihn wieder in ihre Ketten zurückkehren zu sehen, hatte erwartet, daß er sich zu ihren Füssen werfen, sie um Verzeihung bitten würde, aber da dieses nicht erfolgt, wurde sie über seine Gleichgültigkeit so aufgebracht, daß sie bey jeder Gelegenheit die ganze Galle einer beleidigten Schönheit über ihn ausschüttete; sogar auch Isabelle mußte ihren Theil an dem Lächerlichen haben, das sie über ihren Gemahl zu verbreiten suchte, denn Verdienste und

Güte des Herzens sind dem Haß und der Bosheit jederzeit anstößig gewesen. Heinrich erfuhr die Verunglimpfung der Miß Danvers, und wurde dadurch in seinem Entschluße befestiget, und nur noch geneigter, sie zu fliehen. Seine Indolenz war noch nicht so groß, um den guten Namen seiner Gemahlinn für nichts zu schätzen.

Während daß Isabelle sich der Aenderung ihres Gemahls erfreute, und sichs nicht einmal in den Sinn kommen ließ, daß sie nur vorübergehend seyn könnte, hatte Lord Beauclair beynahe den nämlichen Plan wie sie befolgt, um Henrietten von den geschmacklosen lärmenden Vergnügungen abzubringen, von denen sie beständig hingerissen wurde, aber er hatte das Glück nicht, seinen Erfolg so gut ausfallen zu sehen. Vorstellungen, Bitten, Drohungen, alles hatte er vergeblich versucht. Nach so vielen fruchtlosen Wiederholungen glaubte er, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als sich, mit Geduld gewaffnet, seinem unglücklichen Schicksal zu übergeben. Von allen modischen Ergötzlichkeiten, nach welchen Lady Beauclair geizte, misfiel keine ihrem Gemahl so sehr, als die

Mas-

Maskenbälle. Alle Gefahren, die ein tugendhaftes Frauenzimmer zu befürchten hat, schienen ihm an diesem unglücklichen Orte vereiniget. Schon hatte er sich aufs heftigste darüber beschwert, daß seine Gemahlinn sie so fleißig besuchte, als eine der allertraurigsten Begebenheiten dem Lord einen unaussprechlichen Kummer verursachte, und bewies, wie gegründet seine Vorstellungen gewesen wären.

Die Tochter eines Landmanns und vertrauten Freundes des Lord Beauclair war nach London gekommen, um einige Zeit bey ihm zuzubringen. Unbekannt mit allen Lustbarkeiten der Stadt, fand sie bey Lady Beauclair allen möglichen guten Willen, ihr dieselben kennen zu lernen. Bald fand das junge Frauenzimmer an diesen betrügerischen Vergnügungen Geschmack, und Henriette konnte sagen, daß sie einen Zögling ganz nach ihren Wünschen gefunden hatte. Der Lord, dem sie von ihrem Vater anvertraut worden war, dessen ganze Beruhigung sie ausmachte, verhinderte eine Zeitlang, aus Furcht, daß sie unbesonnenerweise auf üble Wege gerathen

möchte, daß sie sich den rauschenden Ergötzlichkeiten nicht zu sehr überließ; aber da die Zeitungen einen der glänzendsten Maskenbälle in Haimaeket bekannt machte, bezeigte das junge Frauenzimmer das lebhafteste Verlangen dahin zu gehen, und bat den Lord, ihr für dießmal den Genuß eines Vergnügens zu vergönnen, welches die Neugierde schon so lange zu einem Gegenstand ihrer Wünsche gemacht habe. Unglücklicherweise wurde Lord Beauclair durch eine leichte Unpäßlichkeit im Zimmer zurück= und abgehalten, sie zu begleiten, sonst würde er es seiner Abneigung gegen diese Gattung von Vergnügen ohngeachtet um eines Freundes willen nicht unterlassen haben: aber seine Frau entriß ihm seine Einwilligung durch das Versprechen sie nicht aus den Augen zu verlieren. Aus Eitelkeit oder Furcht für Tadel, schlugen sie die Begleitung einiger vertrautesten Freunde des Lords aus, denen er sehr angelegen hatte, von der Partie der beyden Damen zu seyn. Lady Beauclair hatte sich in den Kopf gesetzt, als Nonne auf dem Ball zu erscheinen, und ihre Ge=

sellschafterinn, ein reizendes siebzehnjähriges Mädgen sollte Floren vorstellen, ein Karakter, der sich vortreflich für sie schickte, da sie groß und gut gewachsen war. Mit freudeblitzenden Augen fuhren sie fort, in der Hoffnung aller Blicke auf sich zu heften, aber dem Lord Beauclair preßte eine traurige Ahndung Seufzer aus, als sie von ihm Abschied nahmen. Nachdem sie sich der Lady Rabetts, welche die Masken annahm, hatten ansagen lassen, traten sie in den Tempel der Thorheit, wo sie schon einen großen Zusammenfluß von Menschen fanden. Anfangs war Lady Beauclair sehr aufmerksam auf ihre Freundinn, aber das Gedränge war so groß, und es herrschte so viel Verwirrung im Saal, daß sie einander bald aus dem Gesicht verlohren, aller ihrer Aufmerksamkeit nicht von einander zu kommen ohngeachtet. Lady Beauclair, die es vorausgesehen hatte, war nicht beunruhigt darüber: sie hatte mit ihrer jungen Freundinn Abrede genommen, daß sie sich von Zeit zu Zeit in einem an dem Saal stossenden Zimmer zusammenfinden wollten, das war genug, sie alle beyde bey dieser Gelegenheit zu beruhi-

ruhigen, und sie dachte nun an nichts weiter, als an das Vergnügen, welches sie sich versprochen.

Lady Beauclair begegnete bald darauf dem zierlichen Sir James Lorrain. Der Baronet von ihrer Gestalt und von ihrem Anstand und Aeußerungen, die der Keuschheit ihres Karakters als Nonne nicht sonderlich entspräche, eingenommen, hielt sich den ganzen Ball über zu ihr. Auf der andern Seite gefiel Sir James nicht minder. Die Nonne bewunderte seine schlanke Taille, die Feinheit seiner Hände, die Lebhaftigkeit seines Verstandes, und wünschte im Grunde der Seele, das Gesicht desjenigen zu sehen, der sich in dem Besitz so vieler reizenden Dinge befände; er fand auch keinen Widerstand, da er sie bat, ihn an den Schenktisch zu begleiten, um einige Erfrischungen zu genießen, und sie ließ sich leicht überreden, sich so wie der Baronet auf einen Augenblick zu demaskiren. Sie waren beyde von einander bezaubert, und in diesem Augenblick schlich sich etwas, das der Liebe glich, in ihre Herzen. Ohne zu untersuchen, ob ihre

auf

aufkeimende Leidenschaft mit der Ehre bestehen könnte oder nicht, ließen sie ihr alle Freyheit Wurzel zu schlagen, und ihre Unterhaltung fieng bald an so interessant zu werden, daß Lady Beauclair ihre neue Freundinn gänzlich vergaß.

Jene unterließ nicht, so oft es ihr möglich war, durch die große Menge Masken zu dringen, in das verabredete Zimmer zu kommen, aber immer ohne ihre Nonne jemals darinn anzutreffen. Indessen wurde es spät in der Nacht, und ihre Geduld fieng an sich zu erschöpfen, als sie sie fand, oder vielmehr gefunden zu haben glaubte. Gleich lief sie auf sie zu und bat sie, wieder mit ihr nach Hause zu fahren, um dem Lord Beauclair keine Gelegenheit zu Verweisen zu geben. Die Dame, an welche sie sich wandte, sah ihren Irrthum mehr als zu gut ein, demohngeachtet reichte sie ihr die Hand, und indem sie einige Worte, in einem auf Maskeraden gewöhnlichen komischen Ton vorbrachte, der bey dieser Gelegenheit, ihre Absichten außerordentlich begünstigte, begleitete sie sie zu ihren Wagen, der eben an der Thüre hielt, um sie nach Hause

zu

zu führen. Der Lerm und Verwirrung an der Thüre war so groß, daß es unserm jungen Landmädgen unmöglich war, den Wagen, der sie zurückfuhr, von demjenigen, worinn sie hergebracht worden war, zu unterscheiden, sonst würde sie bey dem mindesten Anschein der Gefahr, die sie liefe, gezittert und sich ihr nicht ausgesetzt haben. Da die Kutsche sehr geschwind fuhr, wurde unterwegs nur wenig gesprochen, die Nonne stellte sich von Müdigkeit überfallen, und ganz ermattet von der Hitze des Orts, den sie eben verlassen hatten. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre eines artigen Hauses still, welches Miß P** leicht von dem Pallast des Lord Beauclair unterscheiden konnte; aber die Dame, welche sie begleitete, ließ ihr nicht Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, sondern führte sie geschwind in ein Nebenzimmer, ehe sie fragen konnte, was dieses bedeuten sollte. Man stelle sich aber ihre Verwunderung und Schrecken vor, als die Nonne ihre Maske ablegte, und sie nicht das Gesicht ihrer Freundinn, sondern einer ganz unbekannten Person erblickte.

Dieses Weib war eine derjenigen Kreaturen, die für junge vornehme Wollüstlinge Tempel der Unkeuschheit unterhalten, und deren ganzes Geschäft ist, ihnen immer junge frische Nymphen vorzustellen zu haben. Um sich nun diese zu verschaffen, finden sie sich unter verschiedenen Verkleidungen in allen Vierteln der Stadt ein, besuchen alle Oerter der Lustbarkeiten, und lauern beständig, um von der Unschuld oder Unerfahrenheit junger Mädgen, die sie in ihre Netze zu bringen gedenken, Vortheil zu ziehen.

Sobald Miß P** sie anredete, schloß sie, daß ihr dieses Versehen nützlich werden könnte, und indem sie ihr die Hand reichte sie fortzuführen, gab sie einem ihrer besten Kundleute ein Zeichen, das dieser sehr gut verstand, und erwartete worauf der Ruf dieses Weibes abzwecken würde. Nachdem sie sich demaskirt hatten, stellte sich die verschmitzte Kreatur, nicht minder erstaunt, als Miß P**, daß sie sie für ein junges Frauenzimmer, mit ihr von gleicher Gestalt und Größe gehalten habe, und die, so wie sie, als Flora gekleidet gewesen sey. Sie bat sie hierauf, da das

Ver=

Versehen nun einmal geschehen sey, bey ihr auszuruhen, bis man einen Wagen geholt habe, der sie nach Hause bringen könne, indem derjenige, womit sie gekommen, wieder nach Haimaeket zurückgefahren, um einige andere Personen nach Hause zu führen. Die Zierlichkeit des Hauses, die Menge der Bedienten, nebst dem ehrbaren anständigen Wesen, das Miß P** an der Dame zu bemerken glaubte, beruhigten sie wieder, und sie machte keine Schwürigkeiten, sich niederzulassen, da sie sich ihrer Meynung nach bey Leuten voll Ehre und Menschlichkeit befand, Eigenschaften die nichts weniger als der Gesellschaft zu Theil worden waren, in die sie durch ihr unglückliches Schicksal gerathen war.

Indem sie sich von den Vergnügungen des Balls und den Masken, die sie gesehen hatten, unterhielten, trat plötzlich ein junger Herr ins Zimmer. Anfangs beunruhigte es Miß P** aber da die Frau vom Hause ihn ihren Sohn nannte, und es ihm verwies, daß er sich nicht immer zu ihr gehalten, wurde sie wieder ruhig. Die Dame fuhr fort mit dem jungen Men-

schen

schen zu reden, und fragte ihn: warum er ohne seine Schwester zurückkomme. Er antwortete ihr: Er habe sie unter der Aufsicht einiger Damen vom Stande, die er ihr nannte, gelassen, und seine Mutter mögte ihrentwegen nur gar nicht in Sorgen stehn. Dergleichen listige Fragen waren geschickt genug, das gute treuherzige Landmädgen noch mehr zu hintergehen. Indessen sahe Miß P** immer keinen Wagen ankommen. Endlich des langen Zögerns müde, ersuchte sie die Frau vom Hause, die Gütigkeit für sie zu haben und ihr durch einen Bedienten einen Fiakre oder eine Portechaise holen zu lassen. In der Zwischenzeit bis zur Zurückkunft des Bedienten, klagte dieses treulose Weib über Durst, den sie der außerordentlichen Hitze, die sie in dem Tanzsaal ausgestanden zu haben beymaß, und ließ sich Wasser und Wein bringen. Miß P** beschwerte sich ebenfalls über die erstickende Luft, die dort gewesen sey, hierauf nöthigte man sie zum trinken. Sie willigte mit Widerwillen ein, und nicht ohne Grund, denn kaum hatte sie dieses Getränk zu sich genommen, als sie in ein völliges Unbewußt-

wußtseyn verfiel, und alsobald den Gebrauch aller ihrer Sinne verlohr. Es mag genug seyn zu sagen, daß sie in diesem Zustande verblieb, bis der niederträchtige Wollüstling, für welchen die abscheuliche Szene gespielt wurde, seine grausamen Anschläge vollführt hatte. Die Wirkungen des Tranks waren nur von kurzer, aber doch für die Ruhe der Miß P** zu langer Dauer. Sobald sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt hatte, und sich mit einer Mannsperson allein sahe, fühlte sie das ganze Schreckliche ihrer Lage. Sie entriß sich den Armen dieses abscheulichen Menschen, und suchte durch ihr Geschrey den Lärm im Hause zu verbreiten. Aber die Frau vom Hause hatte Vorkehrungen getroffen, daß niemand von den Bedienten im Stande seyn konnte, sie zu hören; es ist auch sehr zu vermuthen, daß, wenn sie sie wirklich hätten hören können, solcher abscheulichen Szenen schon zu gewohnt, um darüber zu erschrecken, wahrscheinlich sich wohl keiner die Mühe genommen haben würde, dem unglücklichen Opfer der Zügellosigkeit und der lasterhaften Begierde zu Hülfe zu kommen. Miß P** nann-

te in ihren Jammern öfters den Lord Beauclair, und drohete den Ungeheuern, die sie gemishandelt hatten, mit dem Zorn dieses Herrn. Wäre sie so glücklich gewesen, vor der an ihr verübten Gewaltthätigkeit von ihm zu reden, so würde wahrscheinlich die ganze fürchterliche Katastrophe unterblieben seyn; aber vor dem abscheulichen Getränke fiel es ihr nicht ein, und darnach, als sie außer Stand gesetzt war, sich zu vertheidigen, führte der lasterhafte Niederträchtige, welchem man sie verkauft hatte, seine Absichten zu geschwind aus. Wenn gleich der Wollüstling und seine Kupplerinn alle Vorsicht gebraucht hatten, damit sie den Ort, an welchem sie sich befand, nicht erkennen möchte, befürchteten sie doch, daß wenn sie sie behalten würden, ihr Bubenstück beym Nachforschen nach ihr auf ein oder die andere Art an den Tag kommen, und ein so mächtiger Mann, als Lord Beauclair, sie nach aller Strenge der Gesetze verfolgen möchte. Freylich hätte die Kupplerinn Miß P** in ihrem Kloster behalten, wenn sie an die reiche Erndte dachte, die ihr aufblühen würde, wenn sie ferner über so viel Schön-

heiten

heiten hätte schalten können, aber Klugheit und Furcht für Strafe hießen ihr diesen Gedanken aufgeben. Der Tag begann nun nach und nach wieder anzubrechen, und man mußte sich geschwind entschliessen; es wurde also verabredet, dem jungen Frauenzimmer die Augen zu verbinden, sie an einem der abgelegensten einsamsten Oerter der Stadt zu bringen, und dort zu verlassen. Der Entschluß wurde so geschwind ausgeführt als gefaßt, denn Miß P** durch ihr Geschrey und die heftigen Gemüthsbewegungen erschöpft, war gar nicht im Stande, ihnen zu widerstehen, und war über das nur froh, aus diesem Hause erlöst zu werden, es mochte kosten, was es wollte. Welch eine schreckliche Verfassung für ein junges Frauenzimmer, das mit aller ersinnlichen Zärtlichkeit erzogen, noch vor kaum zwey Stunden aller Süssigkeit der Unschuld genoß, und nun in einem dunkeln unreinen Gäßgen allein, verlassen da stand, eine Beute der allernagendsten Betrachtungen, und in Gefahr jeden Augenblick, den verworfensten elen-

desten Bösewichtern in die Hände zu fallen!

Während daß dieses alles vorgieng, hörte Lady Beauclair mit so vielem Vergnügen auf das, was ihr Sir James Lorrain vorzusagen hatte, daß die Zeit unmerklich verstrich, und es vier Uhr wurde, ehe es ihr einfiel, sich um ihre junge Freundinn zu bekümmern.

Sie gieng an den Ort, wo sie sich zu treffen verabredet hatten, und von da in alle andere Zimmer, die nun minder mit Menschen angefüllt waren. Aber vergebliche Versuche! Sie redete verschiedene Floren an, aber keine von allen war diejenige, welche sie suchte. Es hätte eine seltsame Unempfindlichkeit dazu gehört, über einen solchen Zufall nicht unruhig zu werden; auch wurde es Henriette, aber mehr aus Verlegenheit wegen der Antwort, die sie geben sollte, wenn sie gefragt werden würde, wo Miß P** geblieben sey, und wegen der Verweise, die sie von Seiten des Lord Beauclair zu erwarten hatte, als aus Furcht, daß ihr ein übler Zufall begegnet seyn möchte. Sie vermuthete

nichts

nichts weniger, als die traurigen Folgen, welche die Neugier ihrer Freundinn und ihre eigne Nachläßigkeit gehabt hatten. Endlich des Nachforschens müde und nicht zweifelnd, daß ihre junge Freundinn nach Hause zurückgekehret seyn werde, fuhr sie selbst zurück, in der Hoffnung sie dort anzutreffen.

Lord Beauclair war schon zu Bette, da seine Gemahlinn nach Hause kam, so bald ihm gemeldet worden, daß sie allein gekommen sey, und man nicht wüßte, wo Miß P** geblieben wäre, befahl er seinem Kammerdiener ihn anzukleiden, und schickte alle seine Bedienten aus, um von ihr Nachricht einzuziehen. Man stelle sich, wenn es möglich ist, die Treulosigkeit eines so empfindsamen menschenfreundlichen Herrn als dieser würdige Lord war, vor. Endlich bey Anbruch des Tages sahe man einen Fiakre kommen, an der Thüre halten, und die Ursache der allgemeinen Beunruhigung herausteigen. Aber ihre Kleidung war in solcher Unordnung, ihr Ansehn war so niedergeschlagen, daß man leicht urtheilen konnte, es müsse ihr etwas

sehr

sehr trauriges begegnet seyn. Bey ihrer Zurückkunft war die Freude auf allen Gesichtern ausgebrochen, denn ihr vortreflicher Karakter, ihre Leutseligkeit, brachte ihr die Liebe aller Menschen zuwege, aber es war nur die Freude eines Augenblicks, ihre Niedergeschlagenheit verscheuchte sie sogleich wieder. Sobald sie sich mit Lord und Lady Beauclair allein befand, erzählte sie ihnen unter einem Strom von Zähren ganz freymüthig, alles, was ihr begegnet war, ohne ihnen die mindeste Anzeige von dem Ort, wohin sie gebracht worden war, geben zu können, noch irgend ein einzelnes Merkmaal, durch welches er auszuforschen gewesen wäre. Ihre edeln Freunde thaten ihr möglichstes, um sie zu trösten, aber alles, was sie ihr sagen konnten, war verlohren, ihre Unbedachtsamkeit und die traurigen, nicht wieder gutzumachenden Folgen derselben, kamen ihr nicht aus den Gedanken, und verschlossen allem Trost den Zugang zu ihrem Herzen. Da Lord Beauclair keinen Anschein sahe, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen, glaubte er, daß es am besten gethan sey, die Sache

geheim zu halten, und sie sogar vor ihrem Vater zu verbergen; aber die arme Miß P** konnte sie selbst nicht verheimlichen, noch den Kummer einen Augenblick aus ihrem Herzen verbannen, der sie verzehrte. Sie bat den Lord Beauclair, ihr zu erlauben, daß sie sich wieder auf das Land zu ihrem Vater begeben dürfe, unterm Vorwand, daß die Stadt, in welcher sie einen so traurigen Zufall erdulden müssen, ihr denselben unaufhörlich vor Augen male. Dort ganz ihrer Traurigkeit überlassen, fiel sie sogleich in eine Art von Auszehrung, und beschloß wenige Monate darnach ihre kurze Laufbahn. Ein auffallendes Beyspiel unter so unzähligen andern, von den Unglücksfällen, die aus der Duldung der Maskenbälle entspringen, wo die Aehnlichkeit der Kleider so oft die gefährlichsten Misverständnisse für ehrliche Frauenzimmer verursacht, die von selbst wegfielen, wenn das Gesicht nicht entlarvt wäre. Wie viel junge Leute gehen mit schuldlosen Neigungen in diese schädlichen Versammlungen, und kommen mit einem, durch die Freyheiten, die man sich unter der Maske erlaubt, verdorbenen Herzen zurück?

zurück? Wie viele hören mit geduldigen Ohren unter der Verkleidung, auf Aeußerungen, für welche sie in eigner Person erröthen würden, und fallen, wenn sie sich nach und nach an eine schamlose strafbare Sprache gewöhnt haben, bey erster Gelegenheit in die schändlichsten und niedrigsten Ausschweifungen?

Diese Begebenheit that einige Zeitlang auf Lady Beauclair Eindruck, und machte sie für die Vorstellungen ihres Gemahls empfindbarer, doch immer nicht genug, um die reizende Gestalt des Sir James Lorrain in ihrem Herzen zu verlöschen, diese war schon mit zu tiefen Zügen darein gegraben. Sie fand von Zeit zu Zeit Mittel, ihn bey einer Dame von des Sir James Bekanntschaft zu sprechen, die selbst als eine galante Frau, viel zu freundschaftlich dachte, als daß sie die zärtlichen Unterhaltungen ihrer Vertrauten hätte unterbrechen sollen. Man kann leicht glauben, daß der verführerische Baronet, nichts untersucht ließ, um von denen Tete a Tete Nutzen zu ziehen, welche ihm Lady Beauclair vermessen genug bewilligte. Zudem ist die Tugend schwach, wenn sie Liebe und Ge-

legenheit wider sich hat. Henriette erfuhr dieses zu ihrem Schaden; unvermögend ihren vereinigten Kräften zu widerstehen, opferte sie ihre Ehre dem Sir James auf, und tauschte einige flüchtige Vergnügungen und dauerhafte Leiden dafür ein. So lange sie blos unbesonnen gewesen war, verlachte sie den Tadel ihrer Freunde, und hatte nicht einen Augenblick aufgehört, fröhlich zu seyn, aber kaum hatte sie die heiligen Gesetze der Ehe entweiht, so entfloh ihre Munterkeit; und sie dachte an nichts, als sich Zusammenkünfte mit ihrem lieben Baronet zu verschaffen, sie nahm nun zu unzählichen Ränken, Falschheiten und Unwahrheiten, ihre Zuflucht. Die traurigen Blicke ihres Gemahls drückten sie nun zum erstenmal zu Boden; ihre Gewissensbisse gaben ihnen eine Energie, die sie bis dahin noch nicht an ihnen bemerkt hatte. Die Miene voll Unschuld und Heiterkeit ihrer Schwester schien ihrem strafbaren Herzen auch Vorwürfe zu machen; und sie machte ihr nur seltnere, kürzere und umständlichere Besuche, wand gemeiniglich vor, daß sie Schuldigkeit und Wohlstand anders wohin riefen.

Isa=

Isabellen entgieng Henriettens Veränderung nicht, aber da sie selbst keine Verstellung kannte, konnte sie nicht begreifen, wodurch sie veranlaßt wurde, und ein neuer Irrweg, auf welchem Heinrich gerieth, war Schuld, daß sie sich weniger, als sonst geschehen seyn würde, darum bekümmerte. Es waren nun einige Monate verflossen, daß dieser geliebte Gemahl die Ketten zerbrochen hatte, die ihn an Karolinen fesselten. Seine Freunde freuten sich über seine Rückkehr zur Tugend; er selbst empfand eine Ruhe des Herzens, die ihm lange fremd gewesen war, und Isabellen verursachte seine Aenderung eine unbeschreibliche Freude.

Wie viele Gründe, um sich auf der Bahn der Tugend standhaft zu erhalten! aber sie reichten nicht zu, sein natürlich flüchtiges Herz beständig zu machen, das die Gränzen der Pflichten noch einmal überschritt. Nur gegenseitige Zärtlichkeit allein kann das Siegel auf eheliche Treue drücken. Jede auf Eigenmuth, Eigensinn oder Eitelkeit gegründete Verbindung wird unfehlbar von kurzer Dauer seyn, und bald wird Sättigung und Eckel ihr folgen. Selbst

Hoch-

Hochachtung ist hier nicht hinreichend. Die größten Verdienste, die aufrichtigste Neigung von der einen Seite können den Mangel der Liebe auf der andern nicht ersetzen, noch einer zärtlichen Gattinn Kräfte geben, die Lauigkeit, welche auf den Besitz mit allen von dem Ehestand unzertrennlichen Sorgen folgt, zu ertragen. "Heurathet nur, die Liebe wird schon „ nachkommen," ist ein böser Grundsatz, von welchem man die traurigsten Erfahrungen bey tausenden zählen könnte. Wenn Schönheit, Verstand, alle liebenswürdigen Eigenschaften, mit der aufrichtigsten Zuneigung verbunden, hinreichend gewesen wären, sich den Besitz eines Herzens zu versichern, das nicht durch Gegenliebe (das einzige unzertrennliche Band) gefesselt wird; so würde Isabelle gewiß nicht den Kummer und die unzähligen Leiden erfahren haben, die ihr Heinrichs Treulosigkeit zugezogen, und würde ihr ganzes Leben über so glücklich gewesen seyn, als sie es zu seyn verdiente.

Die Schönheit der berühmten Lady Verulam war damals in ihrer höchsten

Blü-

Blüthe, alle Reize des Körpers, alle ersinnlichen Annehmlichkeiten mit der Erhabenheit ihres Standes verbunden, legten alle Herzen zu ihren Füssen, die sie für würdig hielt, ihre Fesseln zu tragen. Ihr alter kränklicher Gemahl hatte die Treue seiner schönen Gattinn weniger der Anhänglichkeit an ihre Pflichten und der Liebe zur Tugend zu danken, als ihrer Unempfindlichkeit und der Menge ihrer Anbeter. Von dem Vergnügen, immer eine große Anzahl süsser Herren um sich zu sehen hingerissen, theilte sie ihre Gunstbezeugungen unter alle gleich. Keiner wurde vorgezogen, keiner ausgeschlossen, um nichts von dem Weihrauch einzubüssen, der für sie der höchste Genuß war. Wie eine geschickte Buhlerinn wußte sie allen ihren Liebhabern nach einander mit dem Lächeln ihrer Zauberlippen zu schmeicheln; aber keinem von allen bewilligte sie wesentlichere Gunstbezeugungen. So war Lady Verulam tugendhaft, ohne an der Tugend Geschmack zu finden; und ihr Herz war ganz frey, als Heinrich, von ihren Reizen angezogen, und von seinem Hang, von einer Schönheit zur andern zu flattern,

hin=

hingerissen, die Zahl ihrer Eroberungen vermehrte. Ein neuer Sklave, der so viele glänzende Eigenschaften besaß, verursachte ihr außerordentliche Freude. Mit einem bezaubernden Lächeln empfieng sie ihn, und bewies ihm in der Folge vorzügliche Gefälligkeiten, und Aufmerksamkeit um ihn fester an sich zu binden. So oft sie die Schauspiele und Assembleen besuchte, wählte sie jederzeit ihn zum Begleiter, doch immer mit gehöriger Vorsicht, um ihren übrigen Anbetern nicht allzuviel Gelegenheit zur Eifersucht zu geben. Mit aller Geschicklichkeit, die Frauenzimmern, ihres Gelichters, ähnlich ist, wußte sie selbst die Eifersucht, die ihre vorzügliche Achtsamkeit für Heinrichen bey seinen Mitbewerbern erregen konnte, zu sicherer Erreichung ihrer Absichten zu brauchen. Lady Verulam wußte sehr gut, daß die Begierden durch Schwierigkeiten nur mehr gereizt werden, und die Furcht, zurückgesetzt zu werden, den Eifer anspornt; sie betrug sich in dieser Absicht mit so vieler Feinheit, daß sie den widrigen Eindruck, welche ihre auszeichnenden Gefälligkeiten für ihren neuen Anbeter auf die übrigen

hätte

hätte machen können, dadurch zu entkräften wußte; daß sie jedem unter ihnen zu verstehen gab: es geschähe nur, um ihre Beständigkeit zu prüfen, und sie fester an sich zu ziehen. Kurz, ohngeachtet sie ihre Liebhaber in Schranken hielt, trieb sie doch die Koketterie so weit, daß sie ihren guten Namen ohne Bedenken ihrer Eitelkeit aufopferte, nur um den Ruhm ihrer zahlreichen Siege zu genießen.

Ganz verschieden von Lady Verulam wissen andere den ihrigen vor den Augen des Publikums unter der Larve der Sprödigkeit zu erhalten, wenn sie sich schon vor dem aufmerksamern Auge, das ihrem Betragen mit anhaltendem Blicke nachspäht, nicht ganz verbergen können. So viel Eingezogenheit sie auch affektiren, so sehr sie die Keuschheit panegirisiren, so heftig ihre Ausfälle auf gutwillige Schönen sind, glückts doch hie und da einem, hinter die Tete a Tete zu kommen, die sie im geheim einer kleinen Anzahl begünstigter Liebhaber verwilligen. Kann Scheinheiligkeit sich mit dem äußern Glanz der Tugend schmücken, so kann es freylich so

unge=

ungewöhnlich nicht seyn, den Lohn von ihr einerndten zu sehen, der eigentlich nur dem wahren Verdienst gebührt. Aber äußerst selten wäre es, wenn niemand hell genug sehen sollte, um sie zu entlarven. Mit verstellten Tugenden kann man sich zwar den Beyfall und die Achtung des einfältigen und eigennützigen großen Haufens erwerben, aber ohne das Zeugniß eines guten Gewissens, das sich nicht erkaufen läßt, ohne die Züge der Unschuld und Herzensreinigkeit, die sich auf keinem Gesicht heucheln lassen, kann man nie eines gründlichen und dauerhaften Glücks geniessen, noch den scharfsehenden Blick der Wahrheit ertragen.

Das Herz der Lady Verulam befand sich also in dem schon beschriebenen Zustand, da Heinrich sein Amt als Cicisbeo bey ihr antrat, und mit besonderm Vorzug von ihr empfangen wurde. Nach einigen Wochen emsiger Aufwartung, glaubte er fest genug, in ihrer Gunst zu stehen, um andere Beweise ihrer Zuneigung als Liebäugeleyen und Zulächeln erbitten zu können. Bis dahin war ihm noch alles beym

schönen

schönen Geschlecht zu gut gelungen, um sich mit einem blos bildlichen Vorzug zu begnügen. Aufgeblasen durch seinen Sieg, über die stolze buhlerische Karoline hoffte er, daß Lady Verulam, deren Aeußerliches nichts Strenges an sich hatte, seinen Zudringlichkeiten unmöglich würde widerstehen können. Aber er hatte sich mit vergeblichen Hoffnungen geschmeuchelt; das Herz seiner Gebieterinn, war nicht zu verwunden. Seine Betheuerungen, seine Süßigkeiten wurden mit vielem Vergnügen anzehört, aber so viel Wärme er auch seinen verliebten Aeußerungen einhauchen mochte, so konnten sie doch die Mauer von Eis nicht schmelzen, die das Herz seiner Geliebten vertheidigte. In dem Vorzug, welchen sie ihm für allen seinen Nebenbuhlern gab, war so viel ungekünstelte Freymüthigkeit, daß es Heinrichen gar nicht einfiel, den schlechten Fortgang seiner Liebe in der natürlichen Kälte seiner Göttinn zu suchen, sondern immer in seinen Bewerbungen fortfuhr, in der Hoffnung, daß die Liebe bald oder spät seine Wünsche krönen werde. Unmöglich konnten Isabellen

Hein=

Heinrichs langen Entfernungen, die seine Besuche bey der Lady Verulam verursachten, entgehen: Neue Beunruhigungen für diese liebenswürdige Frau; so wenig argwöhnisch sie auch von Natur war, konnte sie sich doch ihrer traurigen Ahndungen nicht ganz entschlagen, wenn sie sich alles Kummers erinnerte, den sie schon durch seine Schuld erlitten hatte. Sie hatte sichs zum Gesetz gemacht, nicht die geringsten Nachforschungen zu thun, und selbst gegen Heinrich sich nichts von ihrem Argwohn merken zu lassen; sie entschloß sich ihren Plan standhaft zu befolgen, und die Wiederkehr zu seinen Pflichten geduldig zu erwarten. Der Vortheil, welchen ihr diese Aufführung, gebracht hatte, und die Beruhigung, die sie selbst dabey empfunden hatte, flößten ihr Muth ein, darinn zu beharren. Die dienstfertige Dame, welche ihr die ersten Nachrichten von den Liebeshändeln ihres Gemahls mit Karolinen gebracht hatte, und so wenig Ursache hatte, über die Art, womit ihr Liebesdienst aufgenommen worden war, zufrieden zu seyn, konnte sich das grausame Vergnügen nicht versagen, ihr auch den jetzigen zuerst zu hin=

hinterbringen. Sobald Isabelle sie mit ihrer gewöhnlichen Eilfertigkeit hereintreten sahe, errieth sie die Bewegungsgründe zu diesem unverhoften Besuch. Einigermassen auf die Geschichte, welche sie zu hören haben würde, vorbereitet, nahm sie eine muntere Miene, so schmerzlich sie auch bey dem beständigen Klopfen ihres geängsteten Herzens litt. Der schwatzhaftesten Dame drückte ihr Geheimniß so schwer auf dem Herzen, daß sie sich keine Zeit zu einer Entschuldigung wegen ihres unangemeldeten Besuchs bey Isabellen nahm, sondern sogleich zu den Bewegungsgründen ihres Besuchs einleitete. Nach einer kurzen Vorrede, die eine Lästerung des ganzen männlichen Geschlechts enthielt, gieng sie zu Schmähungen gegen einzelne Glieder desselben über, und erzählte ihre Geschichte, die sie, wie das vorigemal mit den allerabscheulichsten Farben auszumalen suchte. Isabelle hörte sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit an, und ertheilte ihr eine Antwort, die derjenigen nicht unähnlich war, die sie ihr das erstemal ertheilte, da sie sie in gleicher Angelegenheit besuchte. Aufgebracht, daß alle wiederholten

ten Verletzungen der heiligsten aller Pflichten Isabellens Rache nicht erregen konnten, konnte die Dame, welcher ihr Rang Ansehn gab, ihren Zorn nicht wie das erstemal unterdrücken, sondern fieng an in Hitze zu gerathen, und in Vorwürfe und Drohungen auszubrechen. Sie beschuldigte sie, die weiblichen Rechte zu verrathen, die alle bey der Untreue der Männer gegen ihre Weiber litten, und warf ihr ihre Sanftmuth vor, die andere Männer nur aufrischte, die Pflichten der Ehe, wie der ihrige, aus den Augen zu setzen. Sie bot nachher noch alle ihre Beredsamkeit auf, sie zu überzeugen, daß sie Muth und Entschlossenheit brauchen müsse, um sich wieder in den Besitz ihrer verlornen Rechte zu setzen, und versicherte sie, dieß sey das einzige Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen, zur Bestätigung ihrer Behauptung berufte sie sich auf die Oberrherschaft, die sie in ihrem Hause genösse; ihr Ton wurde nach und nach immer gemäßigter und darum auch überzeugender. Auch die allersanftesten Menschen werden oft so lebhaft von den ihnen zugefügten Beleidigungen angegriffen, daß sie ihre Geduld,

so

so groß sie auch ist, verlieren. Die Lehre, welche die dienstfertige Dame mit so vieler Wärme vortrug, als ein Frauenzimmer nur fähig ist, die über das Vergnügen zu herrschen eifrig hält, that so viel Wirkung auf Isabellen, daß sie Heinrichen bey seiner Zurückkunft nach einer langen Abwesenheit, einige Vorwürfe mit so viel Heftigkeit machte, als ihre sanfte Seele fähig war; sie brach in bittere Klagen über seine Gleichgültigkeit gegen sie und über die Leiden, die er ihr durch seine öftern und langen Entfernungen verursache, aus.

Aber dieser scheinbare Zorn dauerte nicht lange, und weder ihr Herz, noch ihre Züge konnten sich mit einem so fremden widrigen Gast vertragen. Ein Blick ihres geliebten Heinrichs entwaffnete sie, und anstatt sich der Vorwürfe zu bedienen, um ihn zu seinen Pflichten zurückzurufen, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen. Wäre die Rathgeberinn gegenwärtig gewesen, sie würde wahrscheinlicherweise in die größte Wuth gegen Isabellen gerathen seyn, die ihre Unterweisungen so schlecht befolgte, und gewiß würde sie gänzlich an dem

glück=

glücklichen Ausgang verzweifelt seyn bey der sanften zärtlichen Methode, deren sich Isabelle bediente, aber sie hatte eine Schülerinn die an einen Ton voll Bitterkeit und Stolz nicht gewöhnt war, und einen Plan so ganz allen ihren Grundsätzen und Empfindungen entgegen, unmöglich ausführen konnte. Das Ich war nie die Triebfeder ihrer Handlungen. Hätte Heinrichs wahres Glück auf ihrer Abtretung an ein anderes Frauenzimmer beruht, und wäre sie gewiß überzeugt gewesen, daß ihm diese Gefälligkeit eine wirkliche dauerhafte Zufriedenheit verschaffen könnte, so würde sie von Grund des Herzens willig resignirt, und in der Stille den Rest ihrer Tage, über den Verlust ihres Heinrichs verweint haben. Aber sie wußte, daß alle Verwirrungen des Herzens nur Sorgen und Bekümmernisse nach sich ziehen, und daß für eine von Natur edle und großmüthige Seele wie Heinrichs, auf Kosten der Ehre genossene Vergnügungen nicht rein und ungetrübt seyn können. Uebrigens rechnete sie auch so sehr auf die Güte seines Herzens, sie im mindesten nicht zweifelte, er werde bald von diesen trügerischen Freuden ge-

sät-

sättigt, durch seine gute Denkungsart, Zeit und Ueberlegung gestärkt, den Werth einer zärtlichen Gattinn schätzen lernen, und sein Glück in den Banden finden, die ihn an sie knüpften. Man sieht leicht, daß es ihr bey solcher Gemüthsverfassung nicht schwer fiel, sich bey Heinrichs Entschuldigungen zu beruhigen, und wenn sie schon die Geschichte, welche man ihr erzählt hatte, nicht für völlig erdichtet hielt, so hielt sie sie doch für außerordentlich übertrieben.

Heinrich aber verfiel gar bald wieder in seinen alten Lebenswandel, setzte seine getreue nachgebende Gattinn hintan, und fuhr fort der Lady Verulam aufzuwarten. Unter den Anbetern dieser Dame hatte der Oberste Bastion die meiste Auszeichnung von ihr genossen, bis sie aus Liebe zur Neuheit, Heinrichen einige Vorzüge einzuräumen anfieng. Der Oberste, ein kühner unternehmender Mann, der wenig Widersetzlichkeit ertragen konnte, wurde wüthend, da er seinen Nebenbuhler besser begegnen sah, als sich. Die Augen, mit welchen sie sich ansahn, so oft sie sich bey ihr trafen, ließen verdrüßliche Folgen befürchten. Lady Verulam aber triumphirte,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

als sie den Sturm sich heftiger zusammenziehen sah, weil er ihren Sieg über zwey so vollkommene Edelleute glänzender machte; und überhaupt wäre ein Duell um ihrentwillen so etwas Schmeichelhaftes für ihre Eitelkeit gewesen, daß sie die Gefahr, einen ihrer beiden Liebhaber zu verlieren, nicht sonderlich geachtet haben würde; wenigstens fand sie nicht für gut, den Ausbruch des Feuers zu verhüten, das sie entzündet hatte. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie zwey so heftige Köpfe hätte lange im Zaum halten können, wenn Heinrich nicht durch einen glücklichen Coup sich in Besitz des Preises, um den sie rungen, gesetzt, und eine ziemliche Strecke Landes zwischen seinen Nebenbuhler und seine Geliebte gebracht hätte.

Eines Abends, als er Lady Verulam ins Hotel de Carlisle begleitet hatte, ergrif er nach dem Essen, da eben eine ausgelassene Freude alle Köpfe verrückte, die Gelegenheit, seiner von dem Weihrauch, welchen er ihr gestreuet hatte, ohnehin berauschten Göttinn den Vorschlag zu thun, mit ihm eine Reise nach Frankreich zu machen. Mehr aus Phantasie und Leichtsinn

als

als Hang zur Ausschweifung ließ sie sich den Vorschlag gefallen, und Heinrich gab sogleich Befehl eine Postchaise kommen zu lassen. Nachdem diese Veranstaltungen getroffen waren, schlichen sie sich heimlich weg ehe die Gesellschaft aus einander gieng, und reisten von sehr wenig Bedienten begleitet, nach Dovers ab. Der alte kränkliche Lord Verullam, der schon seit langer Zeit seine Gemahlinn nur selten zu sehen bekam, bekümmerte sich wenig um sie, und bezeigte nicht die mindeste Verwunderung bey der Nachricht ihrer Entweichung; der Oberste Bastion hörte diese Neuigkeit mit eben so viel Wuth als Erstaunen. Indessen hatten die beyden Verliebten ihre Maaßregeln so gut genommen, daß er erst am dritten Tag, da sie in Calais landeten, den Weg erfahren konnte, den sie genommen hatten. In den ersten Aufwallungen des Zorns entschloß er sich sie zu verfolgen, aber da er eben von dem Kriegsminister Befehle empfieng, die den Dienst des Königs betrafen, war er genöthigt seine Rache auf eine andere Zeit zu verschieben.

Die Zeit schien nunmehr gekommen zu seyn, in welcher Heinrich die Früchte sei-

ner Bewerbungen von seiner reizenden Unempfindlichen einerndten sollte. Doch giengen seine Sachen während der Reise nicht viel schneller, als wenn er in England geblieben wäre. Wenn sie sich schon in der Gewalt ihres Geliebten und in einer Lage befand, die dem unbesonnensten Frauenzimmer gefährlich geschienen haben würde, so gefiel es ihr doch, eine zeitlang die angenehme Rolle einer Kokette fortzuspielen, aber eine Tugend, die auf so schwachen Stützen ruht, mit so unsichern Schutzwehren umgeben ist, konnte sich nicht lange erhalten. Die wiederholten Angriffe eines in allen Liebesintriguen ausgelernten Mannes brachten sie bald zum wanken und endlich zum fallen. Kaum war Lady Verulam einige Tage in Paris gewesen, so machte sie die schlimme Erfahrung, das ein Frauenzimmer, so vieler Stärke sie sich auch berühmen mag, doch nichts gegen die listigen Kunstgriffe eines Liebhabers vermöge, wenn sie sich einmal in seine Gewalt begeben hat. Nie kann eine Schöne mit zu vorsichtigen Augen über ihre Handlung wachen; der erste Schritt, mit welchem sie von der Bahn der Tugend abweicht, wird sie unmerklich

immer mehr und mehr davon abführen, und sie zuletzt dergestalt auf Irrwege bringen, daß es ihr unmöglich werden wird, jemals wieder einzulenken, und sie wird den Rest ihres Lebens in einem Labyrinth der Falschheit und Schande herumirren. Kaum waren auch die Schranken der heiligsten Pflichten übertreten, so überließ sich unser unsinniges Paar ohne Zurückhaltung allem, was die Wollust nur Berauschendes hat, vergaß England und alles, was es billigerweise an dasselbe hatte fesseln sollen, beschloß des gegenwärtigen Augenblicks zu geniessen, und sich um die Zukunft nicht zu bekümmern. So lange ihnen Frankreich Vergnügungen und unbekannte Gegenstände, die ihre Neugier reizten, darbot, blieben sie daselbst, hierauf reisten sie nach Italien.

Einige Tage lang verursachte Heinrichs Abwesenheit, Isabellen die lebhaftesten Unruhen, aber dieser Zustand der Ungewißheit dauerte nicht lange, und nur allzubald wurden ihr Nachrichten von ihrem Unglück gebracht, die nicht zu bezweifeln waren. Durch das allgemeine Gericht wurde die Entweichung ihres Gemahls bestätigt und ihre Ahndungen zur Gewißheit gemacht. Ge-

gen diesen schrecklichen Schlag konnte ihre Standhaftigkeit nicht aushalten, ihr so getreues Herz wurde davon überwältigt, und vermochte der tödtlichen Angst nicht zu widerstehen, die sie befiel. Der schwächliche Bau ihres Körpers erlag unter den Leiden der Seele, und wie die Lilie von einem Windstoß zu Boden geschlagen, ward sie von dieser heftigen Erschütterung todtkrank laufs Bette geworfen. Der Lady Harcourt lag nichts mehr an, als zu ihrer Hülfe herbey zu eilen. Was, sagte sie nicht alles zu ihr, um lindernden Balsam des Trostes in die tiefen Wunden ihres zerrissenen Herzens zu giessen! Aber so zärtlich, so gefühlvoll auch die Reden dieser tugendhaften Dame waren, konnten sie doch die ersten Bewegungen ihrer Schwiegertochter nicht beruhigen. Auch Sir Karl und Hr. Floyd sagten ihr alles, was ihnen ihre Zärtlichkeit eingab, um ihre Besorgnisse zu zerstreuen, und die Bitterkeit ihres Schicksals zu versüssen. Man rufte die berühmtesten Aezte herbey, aber da ihre Krankheit mehr von den heftigen Erschütterungen der Seele, als von irgend einer Unordnung des Körpers herrührte, so half ihnen

alle

alle ihre Geschicklichkeit nichts, und einige Tage über schien die kalte Hand des Todes alle Augenblicke bereit, sich ihrer schönen Beute zu bemächtigen.

Lord Beauclair nahm an dem allgemeinen Kummer den aufrichtigsten Antheil, und war sehr lebhaft von dem wahrscheinlich nahen Tod seiner Schwägerinn gerührt. Dieses traurige und seiner eignen Lage so ähnliche Gemälde preßte ihm die schmerzhaftesten Seufzer aus. Bey dem Anblicke der traurigen Folgen von Heinrichs niederträchtigen Treulosigkeit empfand er die Beängstigungen, welche ihm die Abwege seiner Henriette verursachten, mit neuer Stärke. Taub gegen die Vorstellungen ihres Gemahls, und fühllos gegen alle Gründe, die sie, ihn zu lieben, hatte, setzte diese undankbare, unbesonnene Frau ihre Verbindungen mit Sir James Lorrain fort. Da dieß das erstemal war, daß ihr Herz eine andere Leidenschaft, als die Eitelkeit empfand, wurde sie völlig von der Liebe unterjocht. Lord Beauclair wurde ihre häufigen Abwesenheiten gewahr, und die Unruhe und Ungeduld, welche er noch überdieß an ihr bemerkte, und die sie nicht zu

ver-

verbergen im Stande war, wenn sie in seiner Gesellschaft bleiben mußte, brachte ihn auf den Argwohn, daß sie in eine lasterhafte Verbindung verwickelt sey. Er ließ ihr nachgehen, und erfuhr durch dieses Mittel, daß sie öfters zu einem Frauenzimmer von des Sir James Bekanntschaft gienge. Noch nicht zufrieden, wollte er auch wissen, wer dieses Frauenzimmer wäre. Die Person, welcher er auftrug, sich darnach zu erkundigen, hinterbrachte ihm, daß ihr Ruf sehr zweydeutig sey, und ihr Umgang sich keineswegs für Lady Beauclair schicke. Mehr brauchte es nicht, um seine Besorgnisse zu bestärken, und nun wars ihm nicht möglich, an der ganzen Größe des ihm zugefügten Schimpfs zu zweifeln. Er hatte so viel Ursachen gehabt, sich über das unwürdige Betragen seiner Gemahlinn zu beschweren, daß er seit einiger Zeit seine Vorstellungen nicht mehr in dem zärtlichen liebevollen Ton sagte, welchen er sonst jederzeit gegen sie gebraucht hatte. Er behandelte sie von nun an ohne Schonung, sagte ihr den Argwohn, welchen er gegen sie hatte, gerad heraus, und verlangte ausdrücklich von

ihr,

ihr, daß sie den Umgang mit dieser Frau aufgeben sollte. Endlich äußerst aufgebracht, daß sie dieses Verbotes ohngeacht fortfuhr, sie zu besuchen, konnte er seinen Zorn nicht länger unterdrücken, und brach öffentlich mit ihr. Er verließ von diesem Augenblick an ihr Bette, und hatte weiter nicht die geringste Gemeinschaft mit ihr. Zum zweytenmale eilte Herr Floyd herbey, um Lord Beauclair zu besänftigen, doch alles, was er von ihm erlangen konnte, war, daß er ihm versprach, um keine gerichtliche Scheidung nachzusuchen, aber das gute Vernehmen war unmöglich zwischen den beyden Eheleuten wieder herzustellen. Sie fuhren zwar fort, unter einem Dache zu leben, aber sehr entfernt von einander, und ganz, als wenn keins dem andern etwas angegangen wäre.

Ungeachtet Lord Beauclair von seiner Gemahlinn getrennt lebte, konnte er sich doch seiner Liebe zu ihr nicht entschlagen, und ihr Bruch zog seiner Seits den lebhaftesten Kummer nach sich. Alle Gesellschaft, alle Vergnügungen wurden ihm langweilig, die Lektüre eckelhaft, das Leben selbst fieng ihm an lästig zu werden,

und

und er sahe dem Ende desselben sehnend entgegen. Umsonst suchte er in der Einsamkeit und Entfernung der Welt Ruhe; die Melancholie überwältigte ihn so sehr, daß sein Körper dadurch angegriffen wurde, und seine Gesundheit augenscheinlich abnahm. So viel Vernunft er auch hatte, so sehr er von der Unsicherheit aller Glückseligkeiten auf dieser sublunarischen Welt überzeugt war, konnte er doch den Verdruß nie überwinden, sich in der Wahl seiner Gefährtinn, von welcher er das Glück seines Lebens erwartet hatte, betrogen zu haben, und der Friede, um welchen ihn die treulose Henriette gebracht hatte, war für ihn auf immer verlohren. Ueberhaupt war ihm so wenig am Leben gelegen, und er ließ seine Krankheit dergestalt überhand nehmen, daß alle Hülfe gar bald unmöglich wurde, und die Aerzte, welche man zu seinem Beystand herbeygerufen hatte, erklärten, daß das Uebel zu tief eingewurzelt und unheilbar geworden sey. Es war eine ziemliche Zeit verstrichen, ehe man die Abnahme seiner Gesundheit wahrgenommen hatte, und es war niemand eingefallen, daß sein Zustand so gefährlich

sey,

sey, da er jederzeit den Kummer, welcher an ihm nagte, sorgfältig zu verbergen gesucht hatte.

Henriette blieb bey dem traurigen Zustande ihres Gemahls ungerührt. Ihr Herz hätte von Kummer zerrissen seyn sollen, da sie die kalte Hand des Todes über diesen würdigen Mann, diesen so zärtlichen, nachgebenden Gatten, ausgestreckt sahe; aber es war allem Mitleiden und aller Zuneigung verschlossen. Ihre Liebe zu Sir James erstickte jedes andre Gefühl in ihr. Etwas beschäftigte damals besonders die ganze Aufmerksamkeit dieser unwürdigen Frau. Aus ihrer Verbindung mit Sir James waren Folgen entsprungen, welche sie, so natürlich sie auch waren, nicht voraus gesehn hatte, und die wegen der Trennung von ihrem Gemahl von Erheblichkeit wurden. Es waren schon einige Monate seit dieser Trennung verflossen, als sie die Wirkungen ihrer unerlaubten Liebe bemerkte. Hätte sie nicht zu allen möglichen Kunstgriffen, um ihre Schwangerschaft zu verbergen, Zuflucht genommen, so müßte sie sogar den Augen des

Publi=

Publikums merklich worden seyn. Kleider von neuer Erfindung, ausstudierter Putz halfen ihr zwar die Stärke ihres Leibes verbergen, aber sie konnten sie doch nicht gänzlich von den immerwährenden Sorgen entdeckt zu werden, befreyen. Da endlich die kritische Stunde sich näherte, warf sie sich in einen Tragsessel, und ließ sich zur Freundinn des Sir James bringen, welche sowohl um ihren Liebeshandel als um seine Folgen wußte. Glücklicherweise bekam sie die Wehen am Abend, und ward wenig Stunden darnach, vermittelst der Hülfe, welche man ihr zu leisten Sorge trug, entbunden. Sie konnte nicht vorsichtig genug seyn, um nicht entdeckt zu werden; darum verlangte sie auch, ungeachtet ihres Zustandes und der Gefahr, welcher sie sich aussetzte, nach ihrer Niederkunft sogleich wieder zurückgebracht zu werden, um nicht durch lange Abwesenheit Argwohn zu erregen. Bey ihrer Zurückkunft legte sie sich unter dem Vorwand einer plötzlichen Unpäßlichkeit zu Bette, welches sie so lange hütete, bis sie durch die Sorgfalt eines ihrer Kammermädgen, welches um das Geheimniß wußte, völlig

wie-

wiederhergestellt war. Sir James trug Sorge, dem Kinde eine Amme zu verschaffen, und die Sache schien in Vergessenheit begraben zu seyn, als ein Streit zwischen Lady Beauclair und dem Mädgen, welchem sie sich vertrauet hatte, dessen Entdeckung veranlaßte.

Dieses Mädgen bediente sich der Gewalt, welche ihr das Geheimniß gab, fieng an, aus einem hochmüthigen Ton zu sprechen, und schien, mit allen Summen unzufrieden zu seyn, die man ihr von Zeit zu Zeit gab, um ihr das Maul zu stopfen. Auf der andern Seite glaubte Lady Beauclair, nicht in Forderungen willigen zu dürfen, die ihr übertrieben zu seyn schienen. Dieß zog eine Gährung nach sich, welche sich in einen ordentlichen Zank endigte; und das Dienstmädgen, um sich zu rächen, gieng zu Lord Beauclair, und erzählte diesem alles, was sie wußte. Gewiß ist die Lage einer Person sehr traurig, welche, um eine strafbare Leidenschaft zu befriedigen, sich der unverschämten Tyranney ihrer Dienstbothen unterwirft. Nichts kann härter seyn, als ein mächtig

gewordener Sklave; auch ist es tausendmal besser, wirklich von einem edlen, gutdenkenden Menschen, als einem verächtlichen Dienstbothen abzuhängen, der gewiß früher oder später die Schwachheit oder das Geheimniß seines Herrn misbrauchen wird. Dieser letzte, der Empfindsamkeit des Lord Beauclair beygebrachte Schlag, vollendete das, was seine Muthmassungen angefangen hatten, und seit dieser Nachricht befand er sich in den beunruhigendsten Umständen, bis er, als ein Opfer der Treulosigkeit und des schlechten Herzens seiner Gattinn starb. Herr Floyd, so sehr als möglich durch die Aufführung seiner Tochter beleidiget, gebrauchte sein väterliches Ansehen, und machte ihr heftige Vorwürfe. Sie hörte sie mit Ehrerbierung an, aber sie machten wenig Eindruck auf ihr Herz, und sie bekam dadurch keine Lust, sich in der Folge besser zu betragen. Einzig und allein von ihrer strafbaren Leidenschaft eingenommen, war ihre Seele für alles verschlossen, was sie außerdem hätte rühren können. Selbst die Furcht vor der Schande und den Verlust

ihres

ihres guten Namens wurde für wenig gerechnet, sobald sie mit ihrer Liebe gegen Sir James stritten.

Herr Floyd bot die ganze Beredsamkeit der Freundschaft auf, um Lord Beauclair zu trösten, aber er konnte nicht so lange um ihr seyn, als er gewünscht hätte, Isabellens wegen, die ihm durch ihre Tugenden von Tag zu Tag theurer wurde, so wie seine Liebe gegen die strafbare Henriette erlosch. Isabelle, dieser geliebte würdige Gegenstand der väterlichen Zärtlichkeit, wurde eine Zeitlang mit einem nahen Ende bedrohet; aber die Stärke der Jugend, die natürliche Kraft ihres Temperaments, und die Dienstleistung ihrer Freunde, welche sie nie verliessen, halfen ihr dießmal den Streich des Todes überstehen; demungeachtet gieng es mit ihrer Wiederherstellung langweilig zu, und da die Ursache ihrer Krankheit noch bestund, so mußte man immer einen Rückfall befürchten. Man hatte verschiedene Kuriers an Heinrichen abgefertiget, um ihm von der Krankheit seiner Gemahlinn Nachricht zu geben; aber da er sehr entfernt war, und man über-

dieß

dieß ungewiß war, welchen Weg er genommen hatte, so vergieng eine geraume Zeit, ehe man ihn finden konnte. Das Laster hatte noch nicht so sehr die Oberhand über ihn bekommen, daß er bey der Gefahr einer Gattinn hätte unempfindlich bleiben sollen, von welcher er wohl wußte, daß sie eine ganz andre Begegnung verdiente, auch war seine Seele noch nicht so verhärtet, um die Vorstellungen und Verweise seines Vaters zu verachten, der sich in seinen Briefen der stärksten und rührendsten Ausdrücke bediente. So fest hält nicht der Gaier an seiner Beute, als die Gewissensbisse an der Brust dieses strafbaren Gatten, da er die Nachricht von dem traurigen Zustand Isabellens erhielt; und die Täuschung, welche ihn bis dahin irre geführt hatte, mußte seinen Beängstigungen weichen.

Heinrichs Herz war verändert, aber die glücklichen Wirkungen dieser Aenderung wurden durch einen Zufall verzögert, an welchen er nicht dachte. Seit langer Zeit glaubte er, in dem ruhigen Besitz der Lady Verulam zu seyn, überzeugt, daß man ihm nicht so weit nachfolgen würde, um

ihm

ihm seinen Schatz streitig zu machen; er gerieth also in die äußerste Bestürzung, als er während seines Aufenthalts in Florenz einen Brief von dem Obersten Bastian erhielt, worinnen ihm dieser meldet, daß er sich in Turin befände, und die Reise allein darum unternommen habe, um wegen der Verführung einer Dame, auf welche er ältere Rechte habe, Genugthuung zu fordern, daß er ihn also auf den Gränzen des venetianischen Gebietes erwarte, sobald sie wegen der Art, sich zu schlagen, übereingekommen seyn würden. Der Oberste, da er von den Geschäften seiner Stelle frey war, und sich allein mit den Angelegenheiten seines Herzens beschäftigen konnte, glaubte, daß er seinem Nebenbuhler den Besitz der Lady Verulam nicht so ruhig genieſſen lassen müßte, da er noch immer sterblich in sie verliebt war. Den Kopf mit diesen Gedanken erfüllt, führte ihn der Zufall zu einem Herrn von seiner Bekanntschaft, der kürzlich aus Italien zurückgekehret war, und ihm Heinrichs Vergnügen und scheinbare glückliche Lage nicht genug beschreiben konnte. Mehr brauchte es gar nicht, seine Eifersucht aufs

neue zu erwecken, und ihn in dem Entschluß, seinem Nebenbuhler nachzureisen, zu bestärken. Immer von dieser unzähmbaren Leidenschaft gespornt, kam er bis Turin, und von dort aus schrieb er, wie wir erzählt haben, an Heinrichen, um ihm die Ursache seiner Reise zu melden. Heinrich war viel zu tapfer, ein Kartel auszuschlagen, oder einem Gefecht, wenn schon um eine schlimme Sache, auszuweichen. Hätte er nicht geglaubt, daß seine Ehre Gefahr liefe, so würde er wahrscheinlicherweise unter den damaligen Umständen seine Geliebte abgetreten haben, um den Zorn des aufgebrachten Obersten zu stillen; um so viel mehr, da die Briefe, welche er eben erhalten hatte, nebst dem Ueberdruß, der allzeit auf Sättigung folgt, hinreichende Gründe waren, ihn zu einer freywilligen, ungezwungenen Resignation zu bewegen. Aber das schien ihm ein Entschluß zu seyn, den er nicht ergreifen könnte, ohne einen Schimpf auf sich zu laden, welchen kein Mann von Ehre überleben dürfe. So stark ist die Gewalt einer aus barbarischen Zeiten auf uns vererbten Gewohnheit, die noch immer von sinnlosen An-

hän-

hängern des falschen Point d'Honneur befolgt wird, wenn schon Männer von wahren und geprüften Muthe sie verachten, und die traurigen Folgen derselben verdammen.

Heinrich ließ den Obersten nicht lange auf seine Antwot warten. Er meldete ihm, daß er ihm ehestens, in Begleitung eines einzigen Bedienten, entgegen kommen würde, daß er ihm aber die Wahl der Waffen, die Zeit und den Ort des Gefechts überlasse. Sie wurden also bald mit einander einig, und Heinrich, der gegen Lady Verulam die Nothwendigkeit, sich auf einige Zeit von ihr zu entfernen, vorschützte, reiste ab, um seinen Gegner aufzusuchen.

Der Oberste kam einen Tag vor Heinrichen in der Stadt an, wo sie sich zu besprechen verabredet hatten, und da er auf der Post und den vornehmsten Gasthäusern seinen Namen hatte anzeigen lassen, so fiel jenem nicht schwer, ihn anzutreffen. Wirklich kühne Männer wissen von keinem Aufschub, wenn sie sich einmal erklärt haben; der Oberste Bastian und Heinrich sagten sich auch nur zwey Worte, und

reisten sogleich nach einem, eine Meile von der Stadt gelegenen Thale, ab. Sie hatten diesen einsamen Ort, der an den Gränzen von Deutschland liegt, deswegen gewählt, um demjenigen, welcher das Gefecht überleben würde, die Flucht dahin zu erleichtern. Da die Sache nicht ohne Blutvergiessen abgethan werden konnte, waren sie erst willens, einen Feldscheer mitzunehmen, aber sie überlegten, daß dieses eine Anzeige ihrer Absicht seyn würde, und zogen lieber alle Gefahren, welchen sie sich aussetzten, vor, ehe sie es wagen wollten, ihr Geheimniß einem Menschen anzuvertrauen. Wie sie an den verabredeten Ort angekommen waren, der eine mit Holz umgebene Wiese war, und sich folglich desto besser zu ihrer Absicht schickte, stiegen sie ab, und warfen mit der größten Kaltblütigkeit ihre Kleider ab, da sie ihren Streit mit den Degen, als den ehrenvollsten und gleichsten Waffen zu entscheiden beschlossen. Der Oberste, mit Rache erfüllt, und um etwas fechtend, das sein Gegner schon erlangt hatte, drang wüthend auf Heinrichen ein. Dieser, der die Stösse

mit

mit Geschicklichkeit parirte, welche jener ihm beyzubringen suchte, erhielt demohngeachtet eine leichte Wunde an der Schulter. Zu Anfang des Gefechts war seine Absicht blos gewesen, sich zu vertheidigen, aber da er sein Blut fließen sah, fieng sein Zorn an zu wachsen, er bediente sich aller seiner Fertigkeit, und drang auch nun seinerseits auf den Obersten ein. Aber er war im Angriff nicht glücklicher, als in der Vertheidigung, denn sein Gegner brachte ihm einen Stich in die Seite bey, aus welcher sogleich eine Menge Blut lief. Nun glaubte der Oberste, Herr von dem Leben seines Nebenbuhlers zu seyn, und da er, um seinen Sieg vollkommen zu machen, heftig auf ihn eindrang, gab er ihm noch einen Stich in den Unterleib, eben da Heinrichs Degen seine Brust durchbohrte. Beyde stürzten in einem Augenblicke zu Boden, und fielen durch die Menge Bluts, die sie verlohren, in Ohnmacht. Während daß der eine Bediente ihre Wunde verband, sprengte der andere mit verhängtem Zügel nach der nächsten Stadt, um ihnen die nöthige Hülfe zu verschaffen.

Glücklicherweise traf dieser in geringer Entfernung einige Reisende an, die mit Fuhrwerk den nämlichen Weg machten; er bat sie um ihren Beystand, und führte sie an den Ort, wo beyde Streiter mit ihrem Blute bedeckt ausgestreckt lagen. Mit Hülfe einiger Stärkungen, welche sie bey sich hatten, brachten sie sie wieder zu sich selbst, und nachdem sie das Blut, so gut sie konnten, gestillt hatten, setzten sie sie in ihre Wägen, um mit ihnen nach der Stadt zurückzukehren, und verzögerten, um zwey Verwundeten beyzuspringen, mit nicht gemeiner Güte und Menschenliebe ihre Reise. Zwey Wundärzte eilten ihnen entgegen, aber man hielt für rathsamer, sie in ihre Gasthöfe zu bringen, ehe man ihre Wunden untersuchte, und man setzte also den Weg nach der Stadt fort. Da durch die Bewegung des Fuhrwerks ihr Blut von Zeit zu Zeit wieder zu fließen anfieng, war man genöthigt, sehr langsam zu fahren, aber aller Vorsicht ungeachtet verlohren sie das Bewußtseyn aufs neue, als man sie in ihre Betten brachte. Nach Untersuchung ihrer Wunden

den erklärten sie die Wundärzte zwar für sehr gefährlich, aber doch keine für tödtlich, da durch eine Art von Wunderwerk keiner von den Lebenstheilen verletzt war, woraus sie Hoffnung schöpften, daß diese Herren davon kommen würden, wenn kein Wundfieber dazu schlüge, obschon die Kur etwas langweilig werden dürfte.

Heinrichs Bedienter hielt sich für verbunden, einen Expressen abzuschicken, um Herrn Floyd diese traurige Neuigkeit zu melden, und ihn zu bitten, es auf die Art, wie er es am dienlichsten hielt, Sir Karln und der Lady Harcourt zu hinterbringen. Er machte ihm Hoffnung, daß das Leben seines Herrn gerettet werden würde, aber er mahlte ihm seinen Zustand auf eine Art, welche die heftigsten Beunruhigungen erregen mußte. Wie untröstlich wurde diese ganze verehrungswürdige Familie beym Empfang dieser Nachricht! Nichts wäre gefährlicher gewesen, als Isabellen in dem Zustand, worinnen sie sich befand, die Ursache dieser allgemeinen Bestürzung argwohnen zu lassen; aber die Traurigkeit des Sir Karl, der Lady Harcourt, und des Herrn Floyd war zu groß,

um sie ihr verbergen zu können; sie ward sie gewahr, und überhäufte sie so lange mit Fragen, daß sie ihnen endlich das Geheimniß entriß. Welch ein Schlag für das Herz dieser zärtlichen, großmüthigen Göttinn! Um sich vorzustellen, wie schmerzlich es war, müßte man lieben, wie sie ihren Heinrich liebte, und eben so vieler Gutherzigkeit fähig seyn, als sie. Ihre Betrübniß erschöpfte sich nicht in vergeblichen Klagen und unnützen Vorwürfen, die gewöhnlichen ersten Ergiessungen schwacher Seelen; sondern nur auf die Eingebungen ihrer immer guten, immer nachgebenden Seele hörend, faßte diese in ihrer Art einzige Gattinn auf der Stelle den Entschluß, ihrem Gemahl auf das geschwindeste zu Hülfe zu eilen, und sich zu bemühen, ihn durch ihre Dienstleistungen und ihre zärtliche Vorsorge zur Wiedererlangung seiner Gesundheit zu helfen, und seine Zuneigung noch einmal zu gewinnen. Umsonst mochten ihr, ihr Vater, Sir Karl und Lady Harcourt die Gefahren vorstellen, welche sie sich in ihren Umständen auf einer solchen Reise aussetzte: nichts vermogte diese standhafte Frau von ihrem

Vor=

Vorsatz, allein der Liebe und der Pflicht zu gehorchen, abzubringen. Eine große Schwierigkeit war, wie sie das Fahren würde vertragen können; aber dieses hielt sie nicht ab. Da ihre Freunde sie entschlossen sahen, abzureisen, es koste auch was es wolle, so willigten sie endlich in ihr Bitten ein, in der Hoffnung, daß die Veränderung des Klima die Wiederherstellung ihrer Gesundheit befördern, und die Abwechslungen der Gegenstände ihren Kummer ein wenig zerstreuen werde. Sie entschlossen sich auch alle drey, sie zu begleiten.

Die

Beschluß des Vorigen.

Die Abreise wurde auch nicht länger, als bis man die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen hatte, verschoben. Man verwandte sehr wenig Zeit darauf, und Isabelle unterließ doch nicht, sich über die Langsamkeit zu beschweren. Ihr getreues Herz war ihr zuvorgeeilt; sie war schon bey ihrem Heinrich, dachte nicht mehr an seine Ausschweifungen, noch allen Kummer, den sie durch ihn erduldet hatte. Die Gesundheit ihres Gemahls war der einzige Gegenstand ihrer Sorgen. Anfangs hielt sie nichts ab, ihre Reise mit Geschwindigkeit fortzusetzen, als Isabellens Schwächlichkeit; und wenn man ihr hätte folgen wollen, so würde man darauf gar keinen Bedacht genommen haben; aber je mehr

sie

sie sich dem Orte näherten, in welchem sich der Gegenstand aller ihrer Wünsche befand, je mehr war sie auch fähig, ihre Reise zu beschleunigen.

Heinrichs Verwandten hatten die Vorsicht gebraucht, einen Bedienten vorauszuschicken, um ihn auf ihre Ankunft vorzubereiten. Seine Wunden befanden sich in einem günstigen Zustand; aber die heftigen Gemüthsbewegungen verhinderten die gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit. Wenn er an seine öftere Treulosigkeit gegen die beste, zärtlichste aller Gattinnen dachte, wenn er überlegte, wie vielen Kummer er seinen verehrungswürdigen Verwandten zugezogen hatte, und von was für schlimmen Folgen seine Ausschweifungen gewesen waren; wenn er die flüchtigen so wenige Genugthuung gewährenden Vergnügungen einer strafbaren Leidenschaft mit den heissen unabläßig folternden Gewissensbissen verglich, welche daraus entspringen, so konnte er seine Verblendung nicht begreifen. Endlich von der Unwürdigkeit seines Betragens gänzlich überzeugt, entschloß er sich nach der

ernst-

ernsthaften Erwägung, in die ruhigen Pfade einzulenken, die er unbesonnenerweise verlassen hatte; diejenigen, welche er zeithero betreten hatte, waren zwar in der That mit Rosen bestreuet, aber in geringer Anzahl, und die ungleich größere Menge der Dornen machte sie unangenehm und so verworren, daß man bald sich nicht mehr herauszufinden wußte.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ er der Lady Verulam sagen, daß er sie ersuche, nicht zu ihm zu kommen, sondern zu Florenz zu bleiben, bis die Wiederherstellung seiner Gesundheit ihm erlauben würde, sie nach England zurückzubegleiten, wenn sie sich nicht lieber der Gelegenheit bedienen wollte, die sie leicht würde finden können, mit einer englischen Familie in ihr Vaterland zurückzukehren. Er meldete ihr noch, daß, da ihm seine Krankheit Zeit gegeben habe, über die Unregelmäßigkeit ihrer zeitherigen Aufführung nachzudenken, er fest entschlossen sey, alle strafbare Verbindung mit ihr aufzugeben, doch versicherte er sie seiner lebhaftesten Freundschaft und seiner Bereit=

reitwilligkeit, alles, was in seinem Vermögen stehen würde, zu ihrem Glücke beyzutragen. "Erlauben sie mir die Bemerkung, fügte er hinzu: daß es ihnen unmöglich fallen wird, glücklich zu seyn, so lange sie öffentlich dem Urtheil der Welt und den gesellschaftlichen Rechten Hohn sprechen werden." Lady Verulam war weder zärtlich, noch gefühlvoll genug, den Verlust ihres Liebhabers lange zu bedauern. Jede Verbindung, die nicht auf gegenseitige Hochachtung und wahre Zuneigung gegründet ist, ist leicht zu zerreißen. Dieses flatterhafte Frauenzimmer antwortete ihm: Er habe recht, und bewilligte ohne Mühe alle seine Vorschläge; aber dieses geschahe weder aus Reue, noch aus Ueberzeugung ihrer unregelmäßigen Aufführung, Liebe zur Veränderung und die Geflieſſenheit des Obersten Bastian, der eben zur gelegensten Zeit zu ihr zurückkehrte, verhinderten sie, in Vorwürfe auszubrechen, und verursachte, daß sie ohne Anstand in Heinrichs Lossagung willigte. Der Oberste, welcher wirklich viel eher als Heinrich von seinen Wunden

her-

hergestellt worden war, hatte, sobald es ihm seine Gesundheit erlaubte, keinen Augenblick angestanden, zu der Gebieterinn seines Herzens zu eilen, deren Aufenthalt er während seiner Krankheit erfahren hatte. Er fand sie, nach Heinrichs Vorstellungen, in einer so günstigen Gemüthsverfassung, daß er, ohne viele Betheuerungen seiner Liebe zu verschwenden, über ihre Gleichgültigkeit siegte. Er gelangte daher bald zu seinem Zweck, und in der Einbildung, seinen Nebenbuhler ausgestochen zu haben, führte er seine Beute nach Frankreich zurück, um den Ort der Szene zu verändern.

Die Neuigkeit dieser Begebenheit missiel Heinrichen eben nicht sehr, der sich dadurch in Freyheit gesetzt sahe, den Plan seiner Lebensänderung zu befolgen. Die einzige Sorge, welche ihm übrig blieb, war die, welche ihm natürlicherweise die Furcht vor dem ersten Anblick seiner Verwandten verursachen mußte, die er auf eine so empfindliche Art durch die wiederholten Vergehungen gegen seine Pflichten als Gemahl und als Sohn beleidiget hatte. Ein gewisses Zeichen seiner aufrich-

tigen Reue und seiner gänzlichen Aende-
rung war, daß er bey der Heilung von
einer Thorheit, die seine Vernunft so lan-
ge umnebelt hatte, des Gefühls der Schaam
wieder fähig wurde. Nicht, ohne zu er-
röthen, konnte er den Kummer denken,
welchen er seiner Gemahlinn und seinen
Eltern verursacht hatte, aber er rechnete
so sehr auf die Sanftmuth der einen und
die Zuneigung der andern, daß sie ihn
bey ihrer Ankunft in einem ziemlich ru-
higen Zustande fanden. Isabelle verbann-
te alle Besorgniß, da sie ihn erblickte, und
indem sie mit offnen Armen auf ihn zu-
eilte, sagte sie: es ist alles vergeben.
Diese wirklich großmüthige Seele glaubte,
ihrem Gemahl sogleich jeden Gedanken von
Furcht benehmen zu müssen, und verlang-
te, daß das Vergangene auf keine Art
gedacht werden sollte, aus Besorgniß, daß
es Gelegenheit zu einigen Vorwürfen ge-
ben möchte. Zufrieden, die Gesundheit
ihres Heinrichs so gut wiederhergestellt zu
sehen, vergaß sie die Unbedachtsamkeit,
mit welcher er sein Leben in Gefahr ge-
setzt hat, und vermischte ihre Liebkosungen

mit

mit keinen bittern Anmerkungen. Eine großmüthige Verzeihung erhebt denjenigen, der sie zu thun fähig ist, über die Menschheit, und machte ihn gleichsam Gott ähnlich. Von Isabellens großem Beyspiel gerührt, umarmten Sir Karl, Lady Harcourt und Herr Floyd ihren Sohn mit einer wahren Zärtlichkeit und Offenherzigkeit. Ein so edles Betragen hatte einen mächtigen Einfluß auf Heinrichs freymüthige Seele, als Bitterkeit und Strenge gehabt haben würden. Er erkannte in der That, wie tadelnswürdig seine Aufführung gewesen war, und wie sehr sie mit Isabellens Standhaftigkeit und Würde kontrastirte. Nachdem das heilige Licht der Tugend die Finsternisse, mit welchen seine Seele umhüllet war, durchbrochen hatte, fühlte er plötzlich, daß sich das dicke Gewölke zertheilte, welches bis dahin die belebenden Stralen der Ruhe und der Wahrheit aufgehalten hatte.

Sobald beyde Gatten wußten, woran sie, in Ansehung ihrer gegenseitigen Empfindungen, waren, hatte die Freude, welche sie empfanden, einen bewundernswürdigen

Ein=

Einfluß auf ihre Gesundheit. Heinrichs Wunden, die nun von keinen traurigen Ueberlegungen mehr gereizet wurden, vernarbten sich von selbst, und Isabellens Herz, von keiner Ungewißheit mehr gefoltert, erlangte seine natürliche Ruhe wieder. Die Munterkeit kehrte wieder auf ihre von der unerbittlichen Hand des Kummers verwelkten Wangen zurück, und erhielten ihre Rosenfarbe wieder. Da nun das gute Vernehmen in dieser achtungswürdigen Familie wiederhergestellt war, genoß Heinrich mehr Vergnügen und Beruhigung in einer Stunde, als er während der ganzen Zeit seiner Ausschweifungen empfunden hatte. Keine bittern Betrachtungen vergifteten mehr seine Freuden, kein Tadel von Seiten seiner Verwandten, keine übeln Nachreden von Seiten der Welt (ganz unempfindlich kann man nicht dabey bleiben, mit so vieler Schamlosigkeit auch man sich dagegen waffnen mag) zerrissen mehr sein Herz. Zum erstenmal genoß er das Vergnügen, Vergnügen mitzutheilen. Das Glück seiner Freunde verdoppelte sein ei-

genes, und die offene gute Seele seiner Isabelle erregte so feine und häufige Empfindungen in der seinigen, die ihm vorher gänzlich unbekannt geblieben waren. Auf die Bewunderung der seltnen Eigenschaften dieser anbetungswürdigen Frau, auf die Dankbarkeit gegen ihr großmüthiges Betragen folgte in kurzem die zärtlichste Liebe und dauerhafteste Anhänglichkeit. Was Isabellens Entzücken bey dieser glücklichen Aenderung ihres Gemahls betrifft, so müßte man die Feder eines Steene haben, um es zu beschreiben. Wir verkennen unsre Unzulänglichkeit, diese erhabene Seele würdig zu loben, nicht. Wir wollen allein uns erlauben zu sagen, daß die Freude, welche ich empfand, der Wollust zu vergleichen ist, die auf dieser Welt nur die von allen stürmischen Leidenschaften befreyten Herzen, nur die sich mittheilenden Seelen, die gleichsam von sich selbst losgerissen, ihr Glück nur in dem Glück, das sie andern erzeigen, empfinden, zu Theil wird, die in solcher Verfassung würdig wären, in den Ort der Seligkeit aufgenommen zu werden, welcher für reine, uneigennützige Liebe bestimmt ist. Da sich

Heinrich

Heinrich in der im Winter sanften und heilsamen Luft Italiens wohlbefand, so verabredete die liebenswürdige Familie, sich eine Zeit daselbst aufzuhalten. Um ihre Neugierde zu befriedigen, wählten sie Venedig zu dem ersten Gegenstand ihrer Reise, eine Stadt, welche durch alles einen reizenden und bewundernswürdigen Anblick gewährt. Sie kamen die Brenta hinab, da sie über Padua giengen, mit einem angenehmen Erstaunen fielen ihnen die Menge der herrlichen Pallaste in die Augen, welche die Ufer dieses Flußes verzieren, aber sie geriethen in eine Art von Bezauberung, als sie in den See, auf welchem Venedig liegt, kamen, und die prächtige Stadt gleichsam als eine zweyte Venus aus dem Meer empor steigen sahen. Unzählige Kanäle, alle mit Gondeln bedeckt, eine Menge kleiner Inseln, deren Verschiedenheit die Annehmlichkeit der Kirchen, welche von einer majestätischen Größe sind, erhöht, fesselten lange Zeit ihre Aufmerksamkeit, und erregten ihre Bewunderung. Demungeachtet schien ihnen diese prächtige Stadt, auf welcher das Auge mit so vielem Vergnügen verweilt, bald ein sehr un-

angenehmer Aufenthalt zu seyn, da er mit einer großen Anzahl Ungemächlichkeiten verknüpft ist, welche durch alle seine Schönheiten nicht vergütet werden können, so, daß nach ihrer Denkungsart ihr Vaterland bey weitem den Vorzug zu verdienen schien, wenn es schon den immerwährenden Veränderungen der Jahrszeit ausgesetzt ist. Ganze Heere von Mücken, die das Wasser nach Venedig lockt, verursachten den Fremden eine unaufhörliche Plage. Das frische Wasser, ein Gegenstand von so großem unentbehrlichen Gebrauch, ist von einem salzigen Geschmack, der denjenigen besonders misfäll, die nicht daran gewöhnt sind; und dieses kann nicht anders seyn, da es von dem Regenwasser eingesammelt wird, das auf die Dächer der Häuser fällt, und nachher in Cisternen in der Erde aufbehalten wird, die ohne Zweifel nicht gut genug verwahrt sind, um das Eindringen des Wassers aus dem ganz nahen Meer gänzlich zu verhindern. Wenn man zu diesen Unannehmlichkeiten noch einen ausschweifend ungezogenen Pöbel, einen Schwarm Bettler, von dem man in allen Strassen bey jedem Schritt angefallen wird,

hin-

hinzufügt; so darf man sich nicht wundern, daß die Engländer nicht gern lange in dieser Stadt verweilen. Während den Karnevalslustbarkeiten, und bis ein Reisender seine Neugierde befriediget, oder seine Geschäfte beendiget hat, kann man dergleichen Ungemächlichkeiten allenfalls ertragen, aber nachher ists wohl unmöglich, daß jemand in die Versuchung gerathen könnte, sich länger daselbst aufzuhalten.

Aber was der liebenswürdigen Isabelle am anstössigsten war, und jedes Frauenzimmer aufbringen muß, die es fühlt, daß es keine wahren Reizungen giebt, als in der Tugend und ähnlicher Zärtlichkeit, ist die Gewohnheit der italiänischen Damen, sich gleich den ersten Morgen nach ihrer Hochzeitnacht nicht mehr um ihren Gatten zu bekümmern, und mit ihren Cicisbeen zu leben, welchen sie alle jenen zustehende Vorrechte einräumen. Man muß einräumen, daß die Heurathen in Italien das nicht sind, was wir hier zu Lande unter diesem Worte verstehen, sondern bloße Familienverbindungen. Wenn man bedenkt, daß die meisten jungen Frauenzimmer von dem Kloster, worinn sie erzogen worden

sind,

sind, zum Altar geführt werden, und den Gemahl, mit welchem sie sich verbinden, entweder gar nicht, oder doch sehr wenig kennen, so wird man sich weniger wundern, wenn sie ihrer Neigung zu einem andern nachhängen, der mehr nach ihrem Geschmack ist. Es ist so ungewöhnlich, daß sich ein bisgen Liebe in ihre Vermählungen mische, daß viele junge Frauenzimmer sich einzig verheurathen, um öffentlich mit ihren Cicisbeen leben zu können. Keusche Herzen, die bey der Idee der Verletzung des heiligsten Bündnisses, das Menschen eingehen können, schaudern, werden wahrscheinlich glauben, daß die Verbindung zwischen einer Dame und ihrem Cicisbeen unschuldig sey, und sich bloß auf die Begleitung derselben in die Schauspiele und Assembleen einschränke. Aber sie betrügen sich sehr. Nach der Zurückkunft von Besuchen oder Spaziergängen verschliessen sie sich, um nicht in ihren Vergnügungen gestört zu werden, mit einander in das Zimmer der Dame, und zwar mit so wenig Verheimlichung, als in andern Ländern zwey Gatten thun könnten, und niemand findet das anstössig. Jeder

Ehe-

Ehemann ist immer selbst der Cicisbeo von der Frau eines andern, so, daß die Beleidigung immer wechselseitig ist. Also ist die Eifersucht, diese sonst kakakteristische Eigenschaft der Italiäner, jetzt bey ihnen verbannt. Die natürliche Zärtlichkeit der Väter gegen ihre Kinder, die so ein wesentlicher Theil der Glückseligkeit für die Bewohner andrer Länder ist, ist hier unbekannt. Und dieses kann bey keinem anders seyn, der zweifeln muß, ob die Kinder, welche seinen Namen führen, auch wirklich von ihm sind, oder nicht. In Venedig betrachtet man alle Kinder als Kinder der Republik.

Während daß man diese Betrachtungen über die Sitten der Venetianer anstellte, suchte sie Isabellens mitleidiges Herz zu entschuldigen. Dieses Muster der Beständigkeit und Treue behauptete, daß diese Regel nicht ohne Ausnahme sey, und es gieng ihr schwer ein, den unzähligen Beweisen dieser verkehrten Gewohnheit, die sich ihr mit jedem Augenblick darboten, Glauben beyzumessen. Ob sie schon bey jeder Gelegenheit bewies, wie sehr sie dieselbe verabscheute, sie immer laut und öf-

fentlich

fentlich tadelte, so schien sie doch nach einigem Aufenthalt in Venedig durch dieselbe minder beleidigt zu werden. Auch dieses war eine Wirkung ihres vortrefflichen Herzens, das ihr immer geschwinder rieth, als ihr Verstand, sie glaubte nämlich, daß diese häßliche Gewohnheit weniger von einem Hang zur Ausgelassenheit der venetianischen Damen, als von dem Beyspiel und den verdorbenen Sitten des Landes herrühre.

Ungeachtet der Gleichgültigkeit, welche ganz unfehlbar auf jede italiänische Heurath folgt, geschehen die Ceremonien derselben immer öffentlich und mit vieler Pracht. Ein sehr seltener Umstand, welchen unsere Reisenden bemerkten, war, daß am Hochzeitstag allen Verwandten und Freunden der Neuvermählten ein Epithalium, von dessen Länge man kein Ende sieht, ausgetheilt wird, und da' in diesem Stücke der Dauer der ähnlichen Glückseligkeit sehr wenig angemessen ist. An diesem einzigen Tage hat die Frau, als Neuverheurathete, das Recht ein weißes Kleid zu tragen. Zur Unterdrückung des Luxus sehr weislich gegebene Gesetze verbinden die verheura-

theten

theten Frauenzimmer, die ganze übrige Zeit schwarz zu gehen. Durch diese Verordnung kann man den Rang und Stand der Venetianerinnen nur aus ihrem Geschmeide beurtheilen. Unsere Reisenden bedauerten, daß dieses weise Gesetz nicht auch in England eingeführt sey, wo die Einwohner den Luxus so weit treiben, daß er oft die Quelle der Armuth und des Unvermögens wird.

Rom, die zweyte merkwürdige Stadt, welche sie besuchten, bot ihnen unzählige Gegenstände der Bewunderung dar. Die liebenswürdige Familie konnte nicht müde werden, die Pracht der St. Peterskirche zu betrachten, so wie noch viele andere Tempel dieser vormaligen Hauptstadt der Welt. Unzählige Gemälde und Statuen schienen ihnen von bewundernswürdiger Schönheit zu seyn; aber was am meisten ihre Blicke auf sich heftete, war der Farnesische Herkules, der Belvedersche Apoll, Laokoon, Antinous, und der sterbende Fechter diese unschätzbaren Ueberbleibsel der ungemeinen Kunst der Alten. Mehr als einmal besahen sie diese Meisterstücke, und immer mit einem neuen Vergnügen, weil

sie

ſie ihnen jedesmal Schönheiten darſtellten, die ihren vorigen Beobachtungen entwiſcht waren. Die ehrwürdigen Ueberreſte des alten Roms mußten nothwendig große Ideen in ihren Seelen rege machen, deren Kenntniſſe durch das Studium der klaßiſchen Autoren erweitert, und ſo zu ſagen mit einer Art von Ehrfurcht gegen die erlauchten Bewohner dieſer ſtolzen Stadt erfüllt waren. Welche Begriffe mußten ſie ſich von der Größe der Impe=ratoren machen, beym Anblick der uner=meßlichen Säulen, ſchönen Brücken, weit=läufigen Amphitheatern, und prächtigen Triumphbögen dieſer vormaligen Beherr=ſcherinn der Welt? Aus dieſen, obſchon gänzlich in Ruinen liegenden Denkmälern des Alterthums, konnten ſie ſich einen Be=griff von der Größe der Römer machen, ſie enthüllten vor ihren Augen das Wun=der, welches man bis jetzt kaum zu glau=ben vermochte, es wurde ihnen ſchwer, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, wenn ſie die anſcheinende Unmöglichkeit betrach=ten, die Trajaniſche Säule, die aus einem einzigen Stück Marmor, von ungeheurer Höhe und Dicke beſteht, von Aegypten

nach

nach Rom zu bringen. So viele prächtige Ueberbleibsel waren sehr geschickt, den Enthusiasmus, welchen ihnen schon die Lesung der Dichter eingehaucht hatte, zu unterhalten: aber wenn sie die Augen von den ehrwürdigen Monumenten dieser ehedem so bevölkerten Stadt ab, und auf das neue Rom, nunmehr den Sitz des Pabstes, wendeten, so konnten sie sich bey diesem so auffallenden Kontrast nicht enthalten, auszurufen: Sic transit Gloria mundi. In der That, leben die römischen Prinzen und Kardinäle glänzend, und suchen in dieser Betrachtung den römischen Namen einigermassen zu erhalten; aber welche Vergleichung zwischen ihrer Anzahl und der Zahl der Senatoren der Republik! und welch ein Unterschied zwischen ihrer Art zu leben, und der Pracht des Zeitalters Augustens.

Von Rom giengen unsere Reisenden nach Neapolis, eben den Weg, welchen Horaz nach Brindisium gieng. Voll von dieser Idee glaubten sie den unsterblichen Dichter zum Reisegefährten zu haben, und wohl ihnen, daß ihre Einbildungskraft so vortreflich für sie sorgte, denn die Strasse

ist

ist äußerst unangenehm. Dieser Garten der Welt, worinn man zu den Zeiten des reizenden Schülers des Epikur, überall das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigt fand, bietet jetzt den Augen des erstaunten Reisenden nichts anders als nackte unfruchtbare Hügel und stehende morastige Sümpfe dar. Doch aber verweilt das Auge mit Vergnügen auf einigen wenigen fruchtbaren und gut angebauten Strichen, die man von Zeit zu Zeit antrift, wenn schon etliche Alleen von Myrthen und Orangenbäumen, die Reisenden unmöglich wegen der schlechten Beköstigung, den abscheulichen Wegen und den über diese Straße ausgebreiteten Anschein allgemeinen Elends entschädigen können. Und doch vergißt man alle Schwürigkeiten und Ungemächlichkeiten dieser Reise gar leicht, so bald man Neapolis mit seinen umliegenden Gegenden erblickt. Die Lage dieser Stadt eine mählige Anhöhe hinauf; Die Hügel, Inseln, der Haven, alles bietet einen bezaubernden Anblick dar. Eine schöne Küste wie eine Festone gestaltet, wo die alten Römer ihren Winteraufenthalt hat-

hatten, der Capreiſche Berg, dieſer durch die Geſchichte berühmte Schauplatz der Schwelgereyen Tibers; der Veſuv; alles trägt dazu bey dem Auge zu ſchmeicheln, und die Einbildungskraft zu erhitzen. Die unterirdiſchen Städte Herkulanium und Pompejum gaben ihrer Neugierde vielen Stoff, und ſie konnten aus dieſen Ueberreſten ſchlieſſen, was Rom und ſein Gebiete vor dem allen Staaten natürlichen Verfall, und ehe die Ergieſſungen des Veſuvs ſo große Veränderungen gewirkt hatten, geweſen ſeyn müſſe.

Der vorzüglichſte Zeitvertreib der Neapolitaner iſt die ernſthafte Oper, die im Pallaſt des Königs aufgeführt wird, das ſeltſamſte dabey iſt, daß der Neapolitaniſche Adel in dieſelbe mehr um ſich einander zu beſuchen geht, als um die Sänger und Sängerinnen zu hören; anſtatt auf die Muſik aufmerkſam zu ſeyn, hören ſie mit Schwatzen und Lachen nicht auf, ſo lang das Schauſpiel dauert, und ſcheinen auf nichts als die Ballete Acht zu geben. Von dem Vorurtheil, daß die Italiäner die Muſik im höchſten Grad liebten, eingenommen, konnten unſre Reiſenden kaum

ihren Augen glauben, aber sie wurden gar bald überzeugt, wie gering die Neapolitaner sie schätzen. Sobald man weis, daß sie wenig Gastmähler geben, außer der Oper einander fast nie besuchen, so wird ein großer Theil des Unwahrscheinlichen wegfallen. Daher kömmts auch, daß sie dieses Schauspiel selten versäumen, wenn schon ein Stück mehrere Tage hintereinander gegeben wird. Der Saal ist von einer Pracht, die keinem, welchen ein Reisender irgendwo sehen kann, nachsteht. Von der außerordentlichen Größe des Schauplatzes, dem weiten Umkreis der Logen, und der Höhe des Plafonds wird man gleichsam bezaubert, aber wie sehr wird diese Empfindung umgestimmt, sobald die Oper anfängt; man hat hier gleich Gelegenheit zu bemerken, daß das Gebäude weit besser zur Befriedigung des Auges als des Ohrs angelegt ist. Die Stimmen der Sänger, einige wenige der allerdurchdringendsten ausgenommen, verlieren sich in dem weitläufigen leeren Raum, und wenn es den Zuschauern auch gefällig ist, ein wenig ruhig zu werden, so haben doch diejenigen, die in die Oper gehen,

um

um der Oper willen dieses Umstandes wegen nichts gewonnen. Wer sollte nicht glauben, daß Italien der Sitz der Harmonie wäre, daß es eine Menge der größten Virtuosen hervorbringe, wenn man nach der Geschicklichkeit einiger italiänischen Sänger, die nach England kommen, und ungeheure Besoldungen genießen, urtheilen wollte. Für den Dienst der Kirche werden in den Seminarien eine so große Anzahl erzogen, daß es kein Wunder ist, wenn sich etliche darunter finden, die in ihrer Kunst vortreflich werden. Diese stehen dann nicht an, das Land der Freygebigkeit aufzusuchen, wo sie in kurzer Zeit die Früchte ihrer Talente in reicher Maaße erndten. Man muß nur hieraus nicht schliessen, daß alle Italiäner Geschmack an der Musik finden, oder sie mit übertriebnem Enthusiasmus lieben; im allgemeinen ist der Engländer ein größerer Liebhaber der Harmonie, und weis auch überhaupt sie besser zu schätzen.

Es schien unsern Reisenden als ob der italiänische Adel viel auf das Aeußerliche hielte, daher es kömmt, daß er besonders in Rom, wo die Kutschen sehr prächtig

sind,

sind, derselben eine große Anzahl nebst einem starken Gefolge von Bedienten hält. Doch das letzte kostet ihn wenig, weil der Lohn sehr mäßig ist. Außerdem ist unter dem italiänischen Adel eine bey andern Nationen unbekannte Oekonomie eingeführt; nämlich: sich ihrer besten Wägen, reichsten Livreen und was sie sonst noch Prächtiges haben, nur an Galla- und andern außerordentlichen Festtagen zu bedienen. Unsre kleine englische Gesellschaft fand aber doch noch Gelegenheit zu bemerken, daß diesem Geist der Sparsamkeit ungeachtet, einige Häuser sehr glänzend und artig leben, in welchen auch Fremde mit aller Höflichkeit aufgenommen werden.

Ein Karneval in Venedig und eine Charwoche in Rom, setzten unsre Reisenden in Stand, zu sehen, in welchem ausschweifenden Grade man in diesen katholischen Städten fröhlich und andächtig ist. In Venedig wurden, so lange das Karneval dauerte, alle Lustbarkeiten bis zur Ausschweifung getrieben. Es vergieng kein Tag, an welchem nicht Maskeraden, Opern und Vergnügungen aller Art

er-

erlaubt gewesen wären. In Rom fanden sie Gelegenheit, die erstaunende Ehrfurcht der Katholiken für das Oberhaupt ihrer Kirche zu bemerken, wie auch das unsinnige pomphafte Gepränge, das einen so wesentlichen Theil ihres Gottesdienstes ausmacht. Sie sahen seine Heiligkeit von Kardinälen und römischen Prinzen umgeben, die in der Charwoche gewöhnlichen Ceremonien verrichten, indeß daß eine unzählbare Menge zu seinen Füssen hingeworfen lag, um seinen Segen zu empfangen.

Aus dem Kirchenstaat reisten sie in das Herzogthum Toskana; der Unterschied dieses Staats von denjenigen, die sie bisher durchgereist hatten, überraschte sie auf die angenehmste Art. Im Toskanischen bleibt kein Strich des Landes ungenützt, überall trift man reiche und angenehme Meyereien an, eine in dem Kirchenstaat und dem Königreich Neapolis sehr seltene Sache. Die Bauern haben daselbst ein gesundes fröhliches und zufriedenes Ansehen, und ihre Güter beweisen, das sie nicht von ihren Herrn, wie fast in dem ganzen übrigen Italien, unterdrückt werden. Handel und

Wissenschaften blühen in dem ganzen Herzogthum. Florenz, die Hauptstadt dieses kleinen Staats ist ein sehr schön gebauter Ort, und liegt sehr angenehm gleichsam in einem Amphitheater von Hügeln, die ihn in einer Ferne von zwey bis drey Meilen umschließen. Einen sehr reizenden Anblick geben die unzählichen auf den Hügeln liegenden und durchgängig von weißen Steinen gebauten Landhäuser.

Eine sehr lächerliche und ehe sie Erkundigung deswegen eingezogen hatten, unerklärliche Gewohnheit, schienen unsern Reisenden die an den Pallästen des Florentinischen Adels hängenden leeren Bouteillen zu seyn, welche diesen, wenn schon mit Geschmack und Pracht ausgeführten Gebäuden ein gastwirthschaftliches Ansehen gaben. Sie erfuhren, daß die Meier und Pachter dort zu Lande ihre Herrschaft nur mit den auf ihren Gütern gesammelten Früchten bezahlen, und daß hieraus für diese die Nothwendigkeit entspringt, sie im einzelnen zu verkaufen, ohne den Kontrast zu bedenken, den ein so verächtliches Gewerbe mit ihrer Würde macht. Doch so viel vermag die Gewohnheit, daß sie sich gar

nichts

nichts zu vergeben glauben, wenn sie ihre Bedienten dazu brauchen, sich aus ihren Früchten ein baares Einkommen zu verschaffen. Die Oper ausgenommen ist das Theater in Florenz wie in allen übrigen Theilen von Italien, das heißt nur für das niedrigkomische, dessen ganze Kunst, in Zweydeutigkeiten, Mißverständnissen und Scherzen ohne Salz und Feinheit bestehet, Arlaquin, Polischinell und Pantalon erfüllen allein die Szene, wenn gleich der Schauplatz geräumig, und zu interessanteren Vorstellungen geschickt ist.

Natürlicherweise sollte man glauben, daß die italiänische Sprache nirgends reiner als in dieser blühenden Stadt geredet würde, wo seit vielen Jahrhunderten der Sitz der Künste und Wissenschaften war und doch ist nichts falscher. Man schreibt sehr zierlich; aber die Aussprache ist durchgängig hohl; und der Adel ungeachtet seiner Erziehung und der Hülfsmittel die er hat, sich leichte Kenntnisse zu erwerben, hat keinen bessern Accent als das gemeine Volk. Nur in Rom ist die Aussprache nicht fehlerhaft, noch hat man dort

einen Provincialaccent. Der Adel ist sehr zahlreich in Florenz, daher es wohl kommen mag, daß es wenige darunter giebt, die ein großes Vermögen besäßen. Gemeiniglich werden die Güter unter die Kinder in gleiche Theile getheilt; eine Gewohnheit die von gutem Nutzen war, so lang die indischen Waaren in die italiänischen Häven eingeführt wurden, um von dort aus, an die nördlichern Völker vertrieben zu werden. Da sich der Adel durch den Handel nicht zu entehren glaubte, so häuften sich während dieser Epoche die Reichthümer durch die Theilung des Vermögens außerordentlich an, und der Adel konnte sich in seiner Würde erhalten; aber seitdem die Entdeckung des Kap de bonne Esperance dem indischen Handel eine andere Richtung gegeben hat, ist der italiänische außerordentlich gefallen, und mit ihm die Glücksumstände des Adels. Um diesem Nachtheil auszuweichen, und dem gänzlichen Verfalle zuvorzukommen, haben sie unter sich festgesetzt, daß nur ein oder zwey Kinder aus jeder Familie heurathen sollen, damit die Antheile der übrigen, die im ehelosen Stande leben, wieder an

die

die Familie fallen, und ihren Glanz erhalten.

Die barbarische Gewohnheit des Meuchelmords, die in Italien so gemein ist, erregte bey unsern englischen Reisenden einen Abscheu, welchen sie gegen einige der angesehensten Personen, in den verschiedenen Ländern, die sie durchreisten, äußerten; aber das Uebel scheint zu tief gewurzelt zu haben, um jemals vertilgt werden zu können. Es ist auch nicht der geringste Anschein da, daß es abnehmen werde, so lange die Kirchen dem Bösewicht zum Zufluchtsort dienen, und die Strafe für den Verbrecher ungewiß und leicht zu vermeiden seyn wird. Um die Schwierigkeiten den Schuldigen zur Strafe zu ziehen, noch zu vermehren, bestehet ein unvernünftiges Gesetz, welches die Zeugen gegen einen Mörder, zu dem nämlichen Gefängniß verdammt, wohin der Verbrecher selbst gebracht wird; und aus welchem nicht eher Erlösung zu hoffen ist, als bis man das Urtheil gegen den Schuldigen vollzogen hat, daher es kömmt, daß, wenn jemand am hellen Tage auf der Gasse umgebracht wird, jeder der es gewahr wird,

sich nur zu entfernen trachtet. Es ist nichts natürlicher als ein Gefängniß zu fürchten, das man auf keine Art verdient hat, und welches oft von sehr langer Dauer ist, denn gemeiniglich gehen ganze Wochen vorbey, ehe man anfängt die Sache zu untersuchen; und auf diese Art, bleiben aus Mangel des Beweises die abscheulichsten Missethaten unbestraft. Es ist wahr, daß die Regierung zwar nicht immer die Freyheiten der Kirche achtet, und manchmal einen Verbrecher diesen geheiligten Zufluchtsörtern entreißt; aber dieß geschieht sehr selten, und nur in außerordentlichen Fällen.

Noch eine Bemerkung, die unsere kleine wandernde Gesellschaft machte, war, daß überhaupt die italiänische Frauenzimmer, besonders aber die in den östlichen Theilen Italiens, Blondinen von bezaubernder Schönheit sind. Sie haben die schädliche Gewohnheit ihrer Nachbarinnen der französischen Damen nicht angenommen, die alle nur eine Gesichtsfarbe haben, weil sie alle zu einerley Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen; sie überlassen die

Sor-

Sorge sie zu verschönern, der Natur, und haben Recht, denn man muß gestehen, daß sie das frischeste Kolorit von der Welt, und die regelmäßigsten Züge die sich denken lassen, haben.

Alle Städte in Italien die nur einigermaßen berühmt waren, wurden von unsern Reisenden besucht, überall sammelten sie Bemerkungen über Sitten, Gesetze und Gebräuche, und immer in der lobenswürdigen Absicht, ihren Geist aufzuhellen und Stoff zu nützlichen und angenehmen Unterhaltungen zu bekommen. Ohne System und Verbindung schrieb Isabelle diejenigen, welche wir eben gelesen haben, in ihre Schreibtafel. Ohngeachtet der Vortreflichkeit ihres Herzens, ihrer aufrichtigen Hochachtung gegen die Tugend, sie mochte sie antreffen wo sie wollte, und ohngeachtet ihrer Nachsicht gegen Vorurtheile und Macht der Erziehung, fiel doch das Resultat ihrer Beobachtungen dahin aus, daß sie sich glückwünschte in England gebohren zu seyn. Sie behauptete, daß ohne vorgefaßte Meynung, Gutes und Böses genau gewogen, die Schaale sehr

zum

zum Vortheil ihres Vaterlandes sänke, wo der Baum der gesellschaftlichen Tugenden tiefer gewurzelt habe, und schönere und häufigere Früchte gebe als sonst irgendwo; wo fast alle Stände der Gesellschaft, die Bequemlichkeiten, ja in gewissem Grad die Annehmlichkeiten des Lebens geniessen, wie man sich überall durch die Reinlichkeit, die man antrift, überzeugen kann.

Bey Eintritt des Frühlings, reiste die liebenswürdige Gesellschaft wieder über Frankreich nach England zurück. Die Strasse über Parma, Piacenza, Bologna und Turin ist weit angenehmer, als die, welche sie auf der Herreise genommen hatten, auch trifft man bessere Wirthshäuser an. Diese Gegenden, weit besser als die östlichen angebaut, bieten dem Auge einen von jenen ganz verschiedenen Anblick dar. Da diese Verschiedenheit grösstentheils durch Industrie bewirkt wird, so verbreiten Fruchtbarkeit und Freude ihre getreuen Gefährtinnen, über alle diese Gegenden ein gewisses belebtes Ansehen. Zuerst scheint der Weg über den Cenis ein Gegenstand des Schreckens für den

Rei-

Reisenden ohne Erfahrung. Stelle Abhänge, fürchterliche Abgründe und Klippen mit ewigem Schnee bedeckt; erwecken ein Grausen, dessen man sich nicht erwehren kann, und nur mit einer Art von Schauder denkt man daran. Aber die Hülfsmittel, welche man erfunden hat, die Erfahrung der Fuhrleute, und die Sicherheit, mit welcher die Maulthiere mit unglaublicher Geschwindigkeit, den Schlitten über die mühsame in Felsen gehauene Wege ziehen, überzeugen den furchtsamen Reisenden gar bald, daß die Gefahr nur in der Einbildung besteht, auch macht man die Reise über den Berg zum zweytenmal immer ohne Furcht, und sogar mit einem gewissen Vergnügen. Man wird es kaum glauben, daß Isabelle und Lady Harcourt diese schauderhaften Abstürze mit Vergnügen betrachtete, und daß diese Art zu reisen nach ihrem Geschmacke war; so viel ist gewiß, sie bewiesen eine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit, die man bey wenig Personen ihres Geschlechts in solchen Fällen antreffen wird. Da unsere Reisenden einmal den Mont-Cenis, diese natürliche Gränzscheidung von Pie-

mont und Frankreich im Rücken hatten, so langten sie sehr geschwind in Paris an, wo sie eine etwas lange Pause machten, um den Damen Zeit zu lassen, von einer so weiten und beschwerlichen Reise auszuruhen.

Dort erhielt Hr. Floyd durch einen Kourier die Nachricht von seines Schwiegersohns des Lord Beauclairs Tode. Er betrübte ihn mehr als er sich darüber verwunderte, indem er ihn in einem Zustande verlassen hatte, wo man schon alles für sein Leben befürchten mußte. Die ganze Gesellschaft empfand das größte Mitleiden über diesen traurigen Zufall, beschloß ihre Zurückreise nach England zu beschleunigen, und gieng in dieser Absicht wenig Tage darauf nach Calais ab. Der erste Gegenstand, den Heinrich dort erblickte, als sein Wagen in den Hof des Gasthauses fuhr, war Lady Verulam, welche dem Obersten Bastion die Hand reichte, und mit ihm, nebst einigen Bedienten, die das Reisegeräthe trugen, nach dem Haven zugieng. Da die Reize der Neuheit erschöpfet, und die Begierde um-

herzu-

herzuschweifen gestillt war, wünschte diese Schöne nach England zurückzukehren, in Hoffnung, dort ihre Stelle in der beau Monde wieder einzunehmen, und sich wie vorher von einem Schwarm von Anbetern umringt zu sehen.

Hierüber wird sich keiner unsrer Leser wundern, wenn er sich erinnert, daß sie mehr unbesonnen als ausschweifend war. Auf der andern Seite war auch heimlich der Oberste von Grund des Herzens über den Vorschlag, welchen sie that, erfreut; und konnte ihr kaum das Vergnügen verbergen, welches er darüber empfand. Ein Mensch von diesem Gelichter ist fast niemals einer dauerhaften Neigung fähig; aber in der Kunst sich zu verstellen, war er sehr geschickt, und um die Lady Veruam zu überreden, daß er mehr als jemals von ihren Reizen eingenommen sey, widersetzte er sich ihrem Verlangen, auf das lebhafteste. Da er den Zweck seiner Reise erfüllt hatte, und der Dienst noch außerdem seine Abwesenheit in England nothwendig machte, hatte er schon seit einiger Zeit auf einen wahrscheinlichen Vorwand

zurück=

zurückreisen zu können, gesonnen. Er wurde auf eine sehr angenehme Art überrascht, da ihm eines Morgens beym Frühstücken der Vorschlag von seiner Geliebten selbst gemacht wurde. Er sagte ihr anfangs verschiedenes, um sie von diesen Gedanken abzubringen, und stellte sich, als wenn er mit dem äußersten Widerstreben einwilligte: Demohngeachtet aber diese Einwilligung mehr abgenöthigt, als zugestanden zu seyn schien, machte er doch mit aller möglichen Geschwindigkeit Anstalten zur Abreise, aus Furcht, daß das leichtsinnige Köpfgen der Lady Verulam wieder anderer Meynung werden möchte. So waren sie den Abend vor unsern Reisenden nach Calais gekommen, und da eben ein Paquetboot seegelfertig lag, giengen sie in demselben Augenblick nach dem Haven, da jene in den Gasthof fuhren.

Da der Oberste und seine schöne Gefährtinn einen Augenblick still stehen mußten, um den Wagen vorbey zu lassen, wurden sie von Heinrichen und Isabellen bemerkt. Erster erröthete und empfand ein heftiges Herzklopfen beym Anblick zweyer

Perso=

Personen, die einen so großen Antheil an einigen der interessantesten Begebenheiten seines Lebens gehabt hatten, und um derentwillen er selbst so vieles an seinem Betragen aussetzen mußte. Seine Verwirrung konnte Isabellens scharfsichtigem Auge nicht entgehen, die beständig aufmerksam auf die kleinsten Bewegungen ihres Gemahls war, um jede Sorge, jede kränkende Vorstellung in ihm zu ersticken, die die Heiterkeit seines Gesichts hätte verscheuchen, und seine Stirn umwölken können. Mit ihrer gewöhnlichen Güte fragte sie Heinrichen um die Ursache seiner Verwirrung, und da sie bemerkte, daß sie von der plötzlichen Erscheinung der eben vorübergehenden Personen herrührte, erkundigte sie sich angelegentlichst nach ihren Namen. Es wäre thörigt gewesen, ein Geheimniß aus etwas machen zu wollen, das zwey Minuten darauf entdeckt werden konnte. Heinrich verschwieg es ihr daher nicht, und gestand ihr ganz offenherzig, daß dieses die beyden Personen, die den wesentlichsten Antheil an dem Verlust seiner Gesundheit und seiner Ruhe gehabt hätten; aber er fügte auch noch mit gleicher

cher Aufrichtigkeit hinzu, daß er, durch ihre Anklage nichts weniger als die Absicht habe, sich selbst zu entschuldigen, und sich wegen seiner unvernünftigen Aufführung die heftigsten Vorwürfe mache, wohl einsehend, daß er die hauptsächlichste Ursache an denLeiden seiner würdigen Gemahlinn gewesen sey. Anstatt ihre Nebenbuhlerinn, die noch ganz nahe bey ihnen stand, mit einem Blick voll eifersüchtiger Verachtung anzusehen, ließ Isabelle der Gewalt ihrer Reize Recht wiederfahren, und machte Heinrichen wegen der Feinheit seines Geschmacks ein Kompliment. Dieser großmüthige mit einem gefälligen Lächeln begleitete Einfall, verscheuchte mit einemmale das traurige Ansehn, welches sich über Heinrichs Gesicht verbreitet hatte, und gab ihm seine vorige Heiterkeit wieder. Wäre noch etwas nöthig gewesen, um ihn in seinem Entschluß einer ewigen Beständigkeit zu befestigen, und ihm eine noch höhere Meynung von den Verdiensten seiner Gattinn beyzubringen, so hätte es ein solches Betragen unfehlbar thun müssen. Der Oberste und Lady Verulam, die eben nicht zu weitern Erklärungen Lust

hatten,

hatten, und die ihres hohen Standes ungeachtet, es sich doch nicht verbergen konnten, wie demüthigend und erniedrigend ihre Verbindung sey, giengen weiter, und stellten sich als wenn sie Heinrichen nicht kennten.

Unsere Reisenden giengen den Morgen drauf bey günstigem Winde nach Douvres unter Segel; schon hatten sie die Stadt im Gesichte, als der Wind sich auf einmal Nordostwärts drehte, und mit der fürchterlichsten Heftigkeit wehte. Obschon der Kapitain und die Matrosen die geschicktesten Seeleute waren, und die ganze Küste auf das genaueste kannten, so wurden sie doch von dem ungestümmen Wind weit von dem Haven verschlagen, in welchem sie zu ankern hoften, und kaum konnten sie es mit der größten Mühe verhindern, daß ihr Schiff nicht an den Ufer zwischen Calais und Boulogne scheiterte, wo sie bey der Höhe der Fluth ohnfehlbar hätten umkommen müssen. Einige Zeitlang wollte der Kapitain Wind und Wellen stürmen, und trotz ihnen den Haven von Boulogne erreichen; aber da er merkte, daß alle seine Mühe vergeblich sey, drehte er

den

den Bord, um wo möglich wieder in Calais einzulaufen. Aber es glückte ihm auf dieser Seite eben so wenig, da die Ebbe zu niedrig war; es blieb ihm also weiter nichts übrig, als nach Dünkirchen zu steuern, wo sie dann auch nach einer beträchtlichen Zeit und einer ununterbrochnen Gefahr in den Haven einliefen.

So lange als der Sturm währte, waren die Passagiers in beständiger Angst. Die ganze Gesellschaft, den einzigen Heinrich ausgenommen, der die Seereisen schon gewohnt war, litte durch die Stöße, die die Bewegungen des Schiffs verursachte, außerordentlich; bey beständigem Erbrechen wurden sie noch von Beängstigungen gequält, deren sich auch die unerschrockensten Seeleute bey dieser Gelegenheit nicht zu erwehren vermochten. Doch suchten sie sich Muth einzusprechen, und einer den andern zu trösten, ohne sich feigherzig durch die große Gefahr niederschlagen zu lassen. Isabelle drückte ihren Heinrich an ihre Brust, und fand Beruhigung in den Gedanken, daß sie der Tod mit einem Streich und Arm in Arm geschlungen,

treffen

treffen würde. Endlich aber verschwanden ihre Sorgen, und sie stiegen zu Dünkirchen ans Land. Den andern Morgen, da sich das Wetter wieder ausgeheitert hatte, kamen sie an Bord zurück. Die Furchtsameren unter ihnen, noch ganz von den Schrecknißen des vergangenen Abends erfüllt, stiegen nicht ohne Schaudern wieder ins Schiff, aber Eolus, um sie wegen der Wuth des rauhen Aquilons zu entschädigen, ließ einen sanften Zephir wehen, der sie in wenig Zeit wieder in ihr Vaterland zurückbrachte.

Welch eine angenehme Empfindung durchströmt den Reisenden, der nach einiger Abwesenheit wieder in das Land zurückkehrt, das ihn gebohren werden sah! Wie natürlich ist jedem Menschen dieses Gefühl. Selbst der Lappe, wenn er aus seiner fürchterlichen Zone in einen angenehmen gemäßigten Himmelsstrich gebracht wird, seufzt doch nach seiner Rückkehr, wenn schon dort ewiger Winter, kalte Schneeluft, unendliche Eisgebirge, beständiger Nebel mit unausstehlichen Dünsten begleitet, die einzigen Güter sind, die seiner warten, und er nie etwas besseres in einem

Lande hoffen kann, welchem der Vater des Lichts, seine wohlthätigen Strahlen verweigert; man urtheile nun, auf welche angenehme Art, Personen von so feinem Gefühl als unsre Reisenden waren, gerührt werden mußten, da sie den Fuß zuerst wieder in ein Land setzten, das ihnen die Bande des Bluts und der Freundschaft so theuer machten, und das noch außerdem, vor allen denen, die sie zeither besucht hatten, so große Vorzüge hat. Der Philosoph mag so oft wiederholen, als er will, daß er an keinen Ort besonders gebunden, daß er ein Weltbürger sey, so wird es doch immer wahr bleiben, daß bey einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, wenn sie allgemein wäre, es bald weder Verwandte, noch Bürger mehr geben würde, und daß unsre ganze Erdkugel in kurzem nichts anders, als ein Schauplatz der Anarchie seyn würde. Man sollte daher diese Anhänglichkeit nicht Egoismus, oder Zeichen eines eingeschränkten Kopfs nennen; die Eindrücke der Natur und der Gewohnheit sind unauslöschlich, und wenn sie gut geordnet sind, werden sie jederzeit zur wesentlichen Glückseligkeit

der einzelnen Glieder der Gesellschaft beytragen.

Sobald Hr. Floyd in London angekommen war, eilte er nach dem Palais des verstorbnen Lord Beauclair. Dort fand er seine Tochter vergnügt, und beschäftigt ihre Schönheit mit den Trauerkleidern herauszuputzen, ohne dabey an den Verlust ihres verehrungswürdigen Gatten, durch welchen sie veranlaßt wurden, zu denken. Noch erfüllte Sir James Lorrain ihr Herz, und da nunmehr das Hinderniß gehoben war, welches der rechtmäßigen Verbindung, die sie mit ihm beschlossen hatte, im Wege stand; so gedachte sie sich mit ihm zu vermählen, sobald es der Wohlstand erlauben würde. Lady Beauclair schmeichelte sich, noch immer gleiche Gewalt über das Herz ihres Liebhabers zu haben, schmeichelte sich, daß ihn die Stärke seiner Liebe antreiben würde, sie sogleich um ihre Hand zu bitten. Aber hierinn betrog sie sich sehr. Sir James hatte zu viel Erfahrung, um zu glauben, daß die Vermählung mit ihr sein Glück vermehren, oder dauerhaft machen könnte. So lang Lady Henriette das Eigen-

thum eines andern war, gereichte es ihm zu einem heimlichen Vergnügen ihrem Mann die Liebe und Rechte, welche ihm nur allein zukamen, zu stehlen. Ein nur sittenlosen Ausschweifenden bekanntes Vergnügen, die sich kein Gewissen daraus machen, die Gesetze und alle Vorschriften der wahren Ehre zu brechen. Aber Lady Beauclair befand sich kaum in dem Fall, daß sie von ihrem Liebhaber, die öffentliche Rechtfertigung einer Liebe fordern konnte, die, wie er ihr tausendmal zugeschworen, nur mit seinem Leben aufhören sollte, so nahm auch seine Leidenschaft für sie in dem nämlichen Augenblick ab, und er fieng an, sie seltner zu besuchen. So sehr als möglich über diese plötzliche Veränderung erschrocken, wandte sie alles an, um seine Neigung wieder zu gewinnen, und es war keine Gattung von Liebkosungen und Schmeicheleien, der sie sich nicht zu diesem Zweck bediente; aber dieses alles entfernte ihn nur immer mehr von ihr. Ein Frauenzimmer, welches sich anbietet, (so seltsam ist die Natur des Menschen) hat sich selten einer lebhaften und dauerhaften Erwiederung ihrer Leidenschaft

zu

zu versprechen. Eitelkeit, Eigensinn, Hang zur Ausgelassenheit können wohl eine flüchtige Verbindung knüpfen, aber eine Vereinigung, welche der alles zerstörenden Zeit Trotz bieten soll, muß sich nothwendig auf Hochachtung gründen, und das wird selten ein Werk des Zufalls seyn.

Der unerwartete Verlust dieses Liebhabers erfüllte die Seele der Lady Beauclair mit Bitterkeit, und strafte sie einigermaßen, für den Kummer, den sie ihrem Gemahl verursacht hatte. Sie bemühte sich ihren Verdruß dadurch einigermassen zu verbergen, daß sie an allen Lustbarkeiten, bey welchen sie sich befand, größern Antheil zu nehmen schien. Ihre üble Sitten sahe sie durch das Beyspiel vieler Damen vom ersten Range gerechtfertiget, die ungeachtet des Aufsehens, welches ihr Liebeshandel mit Sir James nach sich zog, ihr zu allen ihren Gesellschaften den Zutritt verstateten und mit eben so viel Achtung und Höflichkeit als vorher begegneten. Doch trugen auch die beträchtlichen Einkünfte nicht wenig zu der guten Aufnahme bey, welche sie überall genoß, denn Lord Beauclair hatte aus

all=

allzugroßer Zärtlichkeit gegen sie und in der Hoffnung, daß ihre Tugend der Schönheit gleich kommen würde, sehr edel an ihr gehandelt, edler als es Herr Floyd erwartet, ja sogar gewünscht hätte. Indessen konnte sie doch bemerken, daß diese gute Aufnahme in den Gesellschaften worinn sie sich befand, nicht allgemein war, und daß die rechtschaffnen tugendhaften Damen, die auf Sittsamkeit und Wohlstand hielten, ihr mit einer kränkenden Zurückhaltung begegneten, und kaum die Höflichkeiten bezeigten, welche ihrem Stande zukamen. Die Tugend allein kann wahrhaftig adeln. Name und Titel können nur auf die Ehrenbezeigungen des unwissenden verächtlichen Pöbels Rechnung machen: aber ganz anders verhält es sich bey vernünftigen schätzenswürdigen Personen, ohne eine gute Aufführung und untadelhafte Sitten wird man bey diesen niemals Ehre und Hochachtung erwerben.

Seit seiner Zurückkunft nach England hatte sich H. Floyd Mühe gegeben, seine Tochter zu einer andern Lebensart zu bringen, und sie von jeder Verbindung abzuziehen, welche ihm ihrer wahren Glückselig-

seligkeit entgegen zu seyn schien, aber er fand sie nicht sonderlich aufgelegt seinen guten Rathschlägen zu folgen. Jeder Tag diente ihm zu stärkerer Ueberzeugung, daß das Laster schon zu tiefe Wurzeln in ihrer Seele geschlagen habe, als daß man es jemals daraus zu vertilgen hoffen, oder wenigstens eine gewisse Sittsamkeit in ihrem Betragen erwarten könnte. Diese Bemerkung erfüllte ihn mit dem bittersten Kummer, und würde wahrscheinlicherweise einen eben so traurigen Einfluß auf seine, wie auf des Lord Beauclair Gesundheit gehabt haben, wenn er nicht beständig den Kontrast dieses niederschlagenden Gemäldes vor Augen gehabt hätte. Isabellens Tugenden geläutert wie das feinste Gold, gaben allem was sie sagte unaussprechlichen Reiz; dieses war das Heilmittel, mit welchem sie den Gift vertrieb, der von der unvernünftigen Aufführung ihrer ältern Schwester in dem Herzen des würdigsten Vaters erzeugt wurde. Immer mehr und mehr erregte sie die Bewunderung ihrer Freunde, und eben so verdoppelte sich von Zeit zu Zeit ihre Bewunderung und Liebe gegen dieselbe. Hr.

Floyd

Floyd war ganz von Freude durchdrungen in den Tugenden seiner Tochter, die sichersten Stützen der Glückseligkeit dieser vortreflichen Frau und ihrer ganzen Familie zu finden, und wenn ihm schon jede Vergleichung zwischen ihr und ihrer Schwester schwere Seufzer abpreßte, so gereichten ihm doch Isabellens Verdienste zu so großer Beruhigung, daß seine Gesundheit der verzehrenden Kraft des Kummers widerstand, den Lady Beauclair ihm verursachte. Sir Karl und Lady Harkourt stolz auf ihre Schwiegertochter, und überzeugt, daß die Rückkehr ihres Sohns in die Bahn der Tugend und der Ehre, einzig und allein ihrer Klugheit, ihren Reizen und Verdiensten zuzuschreiben wären, empfanden eine Liebe und Hochachtung gegen sie, die beynahe der Ehrerbietung gleichkam. Heinrichen, dem nun die Augen über die erhabenen Eigenschaften seiner vortreflichen Gattinn aufgegangen waren, liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die, anstatt abzunehmen, jeden Tag feuriger und lebhafter wurde. Nun fand er in dem häuslichen Leben Vergnügungen, welche er demselben vorher

nie

nie zugetrauet hätte. Er mogte von keiner Partie de Plaisir, noch irgend einer Lustbarkeit mehr hören, wenn seine Gemahlinn nicht dabey seyn konnte. In ihrer Gesellschaft hatten auch die einfachsten Ergötzungen, unendliche Reize für ihn, ohne sie schienen ihm die ausgesuchtesten Vergnügungen unschmackhaft.

Das Glück dieser Familie schien nun auf einer dauerhaften Grundlage zu ruhen, wenn man überhaupt sagen kann, daß etwas auf dieser Erde dauerhaft sey. Aber jemehr Erfahrung wir erlangen, je überzeugender dringt sich uns der Grundsatz auf, daß Glückseligkeit nicht für die Bewohner unsers Planeten geschaffen sey. Würdigt es ja einmal irgend einen Sterblichen seine Wohnung bey ihm aufzuschlagen, so läßt sich doch seine Unbeständigkeit fast jeden Augenblick fühlen; an nichts gebunden, immer zum Entfliehen bereit, entwischt es bey der mindesten Bewegung der Seele. Leiden aller Gattungen drängen sich alsdenn an seine Stelle, und Gott allein mag wissen, wie lang das Verzeichniß der physischen und moralischen Uebel ist, unter welchen die Menschheit seufzt. Ver-

lust unsrer Gesundheit, Umsturz unsrer Glücksumstände, Treulosigkeit unsrer Freunde, Kummer unerwiederter Liebe, Verzögerung des Rechts, mit einem Worte, die Ausschweifungen aller verschiedenen Leidenschaften, die Verwirrung und Gram im menschlichen Herz bey jedem Augenblick erregen, alles hat sich verschworen das Glück von uns zu entfernen, oder es wenigstens ungewiß zu machen, wie geschwind sich sein Lächeln in Wolken verhüllen werde. Dieses Gemälde möchte wohl manchem überladen scheinen, und vielleicht glaubt man, daß es ein Mann entwarf, der alles mit gelbsüchtigen Augen ansah. Gewiß aber würde man ganz anders urtheilen, wenn man wie der Teufel des le Sage, in das Innerste der mehrsten Menschen dringen, alle Falten, in welche das Herz sich hüllt, zerlegen, und die unendlichen Klagen hören könnte, welche Eigendünkel und Hochmuth vor den Ohren der Welt zu verbergen suchen: gewiß brauchte es nicht so viel, um jedermann zu überzeugen, daß ich nicht mit zu warmen Farben gemalt habe. Ich meines Theils befürchte sehr, daß man bey der

Frage:

Frage: wo eigentlich das Glück anzutreffen sey? sehr verlegen werden würde. Aus Mangel an Erfahrung glauben wir es oft gefunden zu haben; aber wir irren uns; es ist ein Gespenst, welches bey Annäherung der Fackel der Wahrheit verschwinden wird. Sie allein zeigt uns den wahren Werth der Dinge. Die Uebel des Lebens mit Standhaftigkeit ertragen, und die Glücksgüter auf das beste anzuwenden, dahin sollten allein alle unsre Bemühungen, alle unsre Kenntnisse abzwecken. Andere mögen Zeit und Kräfte mit Untersuchung unnützer und dunkler Subtilitäten verschwenden, ich will mich allein bestreben, meinen Verstand aufzuklären und mein Herz zu verbessern. Was kann es einer unendlichen Menge Menschen helfen, zu wissen, ob die Begriffe durch Vibrationen der markigen Substanz im Gehirne, oder auf irgend eine andere Art entstehen? Ein deutlicher Gedanke, der die Richtschnur unsrer Handlung zum Gegenstand hat; würde mehr Lobsprüche verdienen als das bündigste Räsonnement, über Dinge, die, man mag sagen was man will, immer zweifelhaft bleiben werden. Sobald

von

von Menschenglückseligkeit die Rede ist, können wir auch den allerfreyesten Untersuchungen des forschenden Weltweisen unsern Beyfall nicht versagen, aber, wenn man die Schranken überschreiten will, welche die Natur dem Geist des Menschen vorgeschrieben zu haben scheint, so müssen wir, wenn wir schon das Genie des Schriftstellers bewundern, doch die Unnützlichkeit seines Unternehmens tadeln, und wünschen, daß er seine Talente zu etwas bessern angewendet haben möchte.

Seit einigen Monaten störte nichts die Ruhe dieser glücklichen Familie. Lady Beauclair machte ihnen zwar durch ihre beständig unbedachtsame Lebensart einige Sorgen, aber sie waren doch bey weiten nicht so lebhaft als vorher. Durch die Erfahrung schon weise gemacht, wollte sie den äußerlichen Schein für sich behalten, und glaubte in dieser Rücksicht sich wieder vermählen zu müssen. Dieser Entschluß besänftigte auch ihre Verwandten ein wenig, und söhnte sie einigermassen wieder mit ihr aus, wenn sie schon an ihrer Aufführung noch manches auszusetzen fanden. Nach der Untreue ihres Liebhabers stürzte

sie

sie sich mehr als jemals in alle rauschenden Ergötzlichkeiten, um ihren Verdruß zu zerstreuen. Unter der Zahl derer, die ihr aufwarteten, und die größtentheils sich bey ihr auf dem nämlichen Fuß wie Sir James Lorrain zu stellen gedachten, war auch der Kapitän Travallion, Offizier bey einem Infanterieregiment. Er stammte aus einem guten Hause ab, aber als der jüngste einer sehr zahlreichen Familie, bestand sein ganzes Glück in seiner Kompagnie. Um ihn zu entschädigen hatte die Natur alle ihre Gaben an ihm verschwendet. Er sah sehr gut aus, seine Gestalt war reizend, und es fehlte ihm nicht an Witz; doch, was ihm noch mehr als alles übrige beym schönen Geschlecht zur Empfehlung diente, war die Selbstgenügsamkeit und Zuversichtigkeit mit der er sich demselben jederzeit darstellte. Von der anziehenden Kraft des Wittwengehalts der schönen Wittwe hingerissen, und mit ihren ehemaligen Ausschweifungen gänzlich unbekannt, war er von allen ihren Anbetern, der emsigste und gefliessenste. Gleichgültig gegen das ganze männliche Geschlecht seyt der Treulosigkeit des Sir James,

mes, für welchen sie alle Zärtlichkeit, deren sie fähig war, erschöpft zu haben schien, sagte ihr zwar das Herz nichts zum Vortheil des Kapitäns; aber von der einen Seite, litte sie immer unter den Demüthigungen der Damen von unbescholtenem Ruf, auf der andern Seite war ihr aufrichtigster Wunsch, mit ihrer Familie wieder in gutes Vernehmen zu kommen, von welcher sie wohl wußte, daß eine gesetzmäßige, wenn auch etwas unüberlegte Verbindung ihr zum Vergnügen gereichen würde: und aus diesen Gründen entschloß sie sich, die Hand des Kapitäns Travallions anzunehmen. Ohne ihre Verwandten noch einen Freund um Rath zu fragen, gieng sie mit ihm an einem schönen Morgen in die St. Jakobskirche und knüpfte das unauflöslichste Bündniß; erst am folgenden Tage besuchte sie ihren Vater, um ihm von dem übereilten Schritt, den sie den Tag vorher gethan hatte, Nachricht zu geben. Da Hr. Floyd wußte, daß der Kapitän, aus einem Hause war, dessen seine Tochter sich nicht zu schämen brauchte, verzieh er ihr den Mangel der Ehrerbietung, sich ohne ihn darum zu befragen,

fragen, verheurathet zu haben, und wenn ihm ihre vorigen unbesonnenen Streiche einfielen, war er im Innersten der Seele erfreut, daß sie sich wenigstens nicht mesalliirt oder eine noch schlimmere Wahl getroffen hatte. Isabelle, welche ihre Schwester jederzeit mit der größten Zärtlichkeit geliebt, und ihre unanständige Aufführung aufrichtig bedauert hatte, zeigte ihr zuerst, daß sie alles vergessen habe; mit dem besten Herzen von der Welt besuchte sie dieselbe, und die Harmonie schien in der ganzen Familie von neuem wieder aufzuleben.

Aber wie bald verschwanden diese reizenden Tage wieder? Wie könnte auch eine Verbindung ohne Offenherzigkeit, ohne Aufrichtigkeit bestehen? Verheimlichung ist immer nachtheilig, besonders aber der Glückseligkeit zweyer Ehegatten. Henriettens Liebeshandel war viel zu allgemein bekannt, als daß er demjenigen nie zu Ohren hätte kommen sollen, dem er besser ein ewiges Geheimniß geblieben wäre. Die Zunge des Verläumders schweigt niemals. Ohngeachtet des Verbots, welches Lord Beauclair der niederträchtigen, geldgierigen Kreatur, die die Grausamkeit gehabt hatte,

ihm

ihm von der Untreue seiner Gemahlinn Nachricht zu geben, gethan hatte, sich gegen niemand etwas davon verlauten zu lassen; hatte dieses Weib es doch unter dem Siegel der pünktlichsten Verschwiegenheit einer Freundinn vertrauet, die es wieder mit der nämlichen Vorsicht einer andern entdeckte, bis zuletzt die aus einem Munde in den andern gegangene Heimlichkeit zum allgemeinsten Stadtgeschwätze wurde. Während dem Zwischenraume, da der Kapitän noch die Rolle des Liebhabers spielte, war davon gar die Rede nicht; vermuthlich, daß gerade eine neuere Geschichte die Zunge der Verläumdung beschäftigte; und da die Vermählung so lebhaft betrieben wurde, ist es weiter nicht zu verwundern, daß er in keine Gesellschaft gekommen war, wo diese Sache auf die Bahn gebracht worden wäre; aber kaum hatte die Freude der Ehe, welche alle seine Wünsche bekrönte, einen Monat gedauert, so wurde sie wieder durch die traurige Kenntniß, die er von dem mit Sir James gehabten Liebeshandel seiner Gemahlinn erhielt, vergiftet. Seit seiner Verheurathung hatte er mehr als einmal

bemerkt, daß man sich heimlich über ihn lustig machte, ohne die Ursache davon errathen zu können. Endlich erfuhr er von einem Freund, wovon die Rede sey, der es zu seiner Ruhe selbst zu spät erfahren hatte. Ganz außer sich für Zorn und von allen Dämonen der Rachsucht angetrieben, eilt der Kapitän nach Hause seine Wuth über seine Gemahlinn auszuschütten, die an nichts weniger, als so etwas dachte. Sie hatte es nicht über sich erhalten können, ihrem Gemahl ein Geständniß ihrer vorigen Ausschweifungen abzulegen. Da so viele Wahrscheinlichkeit da war, daß er es doch bald erfahren würde, konnte sie wohl die Unbesonnenheit nicht höher treiben, als über diesen Punkt ruhig zu bleiben, und dem Sturm nicht auszuweichen zu suchen, der ihr drohete; indessen dachte sie wirklich schon seyt geraumer Zeit gar nicht mehr daran. Bey dem Anblick der gerunzelten Stirne des Kapitäns sah sie schon das Gewitter über ihr aufziehen, und das Gewissen, dieser treue Erinnerer, erklärte ihr, daß sie die Ursache davon sey. Sogleich verließ sie ihr natürlicher Leichtsinn. Die sorglose

Miene mit der sie jederzeit die Vorstellung mit des Lord Beauclair, ja sogar die Verweise ihres Vaters angehört hatte, konnte sich jetzt nicht mehr erhalten; mit niedergeschlagenen Augen saß sie da, und vermochte kein Wort aufzubringen, gegen alle heftigen Verwünschungen und Flüche ihres entrüsteten Gemahls. Erschrocken über die Heftigkeit seines Zorns, erzitterte sie nun zum erstenmal für Furcht. Welche Verschiedenheit zwischen dieser Bewegung gegen die ihres ersten Gemahls, der selbst zu der Zeit da er die größte Ursache hatte, gegen sie aufgebracht zu seyn, doch seine Verweise noch immer durch die Sprache der Güte und Gelindigkeit zu mäßigen suchte! Sie seufzte über diesen Kontrast: aber zu spät erkannte sie nun ihre Undankbarkeit und die Gerechtigkeit ihrer Züchtigung.

Aufgebracht über den ihm gespielten Betrug sprach der Kapitän von nun an, aus einem despotischen Ton, und trieb seinen Eigensinn und seine Strenge so weit es möglich war. Beständig argwöhnisch gegen die Aufführung seiner Gemahlinn, und immer in Sorgen, daß ihm von

ihr

ihr ein ähnlicher Schimpf wiederfahren möchte, ließ er ihr auf jedem Schritte nachspüren, kritisirte alle ihre Vergnügungen, und brachte es endlich dahin, daß sie niemand mehr besuchen durfte, als die Personen, deren Umgang er ihr erlaubte. Sie machte wohl einige Versuche ihre Fesseln zu zerbrechen, aber sie fühlte zu sehr, daß sie dieselben verdiene, daher waren die Bemühungen, die sie anwendete, nur schwach, und blieben ohne Wirkung. Jetzt ist Lady Henriette immer ein Beweis, daß eine leichtsinnige unbesonnene Aufführung, wenn sie schon frey von allen strafbaren Absichten ist, doch ein Frauenzimmer jederzeit Fällen aussetzt, in welchen ihre Tugend unfehlbar unterliegen wird; daß die Eitelkeit und die Sucht bewundert zu werden, Schwäche sind, die den Augen des Wollüstlings nicht entgehen, welcher sich gewiß frühe oder spät ihrer bedienen wird um seinen Endzweck zu erreichen; daß, so aufrichtig und uneigennützig auch dem Anschein nach, die Betheuerungen einer unrechtmäßigen Liebe seyn mögen, doch nie darauf zu bauen ist; und daß endlich jedes Frauenzimmer, welches meineidig am hei-

ligen Bande der Ehe wird, zumal wenn ihre Untreue mit Undankbarkeit verknüpft ist, sicher einmal dafür bestraft werden wird, entweder durch ihre eigenen Gewissensbisse, denen weder Fröhlichkeit des Temperaments, noch Zerstreuungen beständiges Stillschweigen auflegen können, oder durch Untreue die auch an ihr begangen werden wird, oder auch durch die wenige Schonung, mit welcher sie in einer zweyten Ehe behandelt zu werden, fürchten muß.

Wie verschieden war nicht Isabellens Lage! In der That waren ihre Freuden verzögert worden, aber nun war auch ihr Genuß desto friedlicher; es war Genuß des Herzens, auch konnte das Resultat der verschiedenen Grundsätze, aus welchen die beyden Schwestern handelten, nicht anders seyn. Ein Leser, der gewohnt ist, voreilige Urtheile zu fällen, ohne erst die Sache zu überlegen, und zu ergründen, der den Schatten des Glücks für das Glück selbst hält, wird freylich fragen, worinn denn die Isabellens Tugenden versprochene Belohnung besteht; er wird sagen, daß bey Vergleichung ihrer Bege-

benheiten mit denen der unwürdigen Henriette und der strafbaren Lady Verulam man nothwendig urtheilen müsse, daß sie nichts weniger als eine ihren Tugenden zukommende Belohnung erhalten habe, indem sie so lange Zeit kein ander Loos gehabt, als den Kummer zu tragen, den ihr die Ausschweifungen jener Beyden zugezogen. Hierauf kann man zur Antwort geben, daß ihr nicht eher Belohnung gebührte, bis die Güte ihrer Denkungsart hinlänglich geprüft war. Während den Sturmwinden des März und dem Schneegestöber des Aprils erhält die Rose ihren süssen Duft, und die Tulpe die reizende Pracht ihrer sanft in einander schmelzenden Farben. Hätte Isabelle eines ungetrübten Glücks genossen, so hätten auch die öftern und großmüthigen Ueberwindungen ihrer erhabenen Seele, die uns jetzt mit Bewunderung erfüllen, nicht Statt finden können, man hätte ihr zwar einen vortreflichen Karakter nicht absprechen können; aber ihre Geduld bey allen Beleidigungen, ihre edle Art zu verzeihen, hätten ihr nicht so allgemeine Liebe und Hochachtung zuziehen können. Man könnte

auch

auch noch hinzufügen, daß sie selbst bey ihren größten Bekümmernissen, doch im Innersten ihres eignen Herzens eine Beruhigung fand, die den übrigen fehlte, nämlich den Beyfall eines zärtlichen Gewissens, das alle Leiden dieses Lebens überstehen hilft, sie heißen auch wie sie wollen, und die von keinen Vergnügungen, welche die Ehre misbilligt, aufgewogen werden kann. Doch Isabelle wurde in der That sehr reichlich für den Kummer, welchen sie in den ersten Jahren ihres Ehestands erdulden mußte, entschädiget, durch die wahrhaften Freuden, die den ganzen übrigen Theil ihres Lebens erheiterten, Freuden, die sie weit minder lebhaft ohne die vorhergegangenen Verdrüßlichkeiten empfunden haben würde. Die Betrübniß ausgenommen, welche sie über den Verlust ihres Vaters, des Sir Karl und der Lady Harkourt empfand, welche alle kurz hintereinander mit dem Tod abgiengen, wurden ihre Tage vom Mittag ihres Lebens an, bis zu ihrem Ende von keinem Wölkchen betrübt.

Da nun der größte Theil der Güter beyder Familien auf Sir Heinrichen und sei-

ne Gemahlinn gefallen war, konnten sie ohne Schwierigkeit ihrer natürlichen Neigung zur Wohlthätigkeit nachhängen. Sir Heinrich, wie wir schon gesagt haben, besaß eine edle großmüthige Seele, und ohne den Geist der Galanterie, welcher einige seiner Jugendjahre befleckte, hätte er für ein Muster der Vollkommenheit gelten können. Nach dem Tode seiner Eltern entwarf er einen ordentlichen Plan zu seiner künftigen Lebensart, um sein häusliches Glück auf einem sichern Grund zu bauen, und der Gesellschaft nützlich zu werden. Ich brauche es nicht zu wiederholen, auf welchem Fuß er mit Isabellen lebte; dieß will ich nur sagen, daß alle, die ihn kannten, ihn entweder als einen Edelmann voll Ehre, oder als einen aufrichtigen Freund fanden. Seine erste Sorge wendete er drauf, eine ordentliche Einrichtung auf seinen verschiedenen Gütern zu trefen. Anstatt seine Pachter auszusaugen, sah er es mit dem größten Vergnügen, wenn sie in seinen Diensten gut fortkamen und vermögend wurden. Das Spiel, dieses Meer aller Schrecknisse und alles Untergangs, diese Quelle jedes Privat- und Nationalun-

glücks war bey ihm nie zur Leidenschaft worden: selbst in der Zeit, da er das Vergnügen außer seiner Familie suchte, brauchte er seine Bauern nicht auszuziehen. Nach seinen Grundsätzen mußte man die Pachtungen der Güter nicht zu dem höchsten Preise anschlagen, noch auch verschiedene in einem zusammenziehen zum Nachtheil des arbeitsamen Landmanns, welchem ein Häusgen und einige Acker Land hinreichend sind, eine zahlreiche Familie anständig zu erziehen. Er suchte im Gegentheil diese schädliche Gewohnheit durch sein Beyspiel zu vernichten, so daß er auf seinen Gütern mehr Familien erhielt, als seine allerreichsten Nachbarn auf den ihrigen; diese besaßen in der That das Geheimniß ihre Einkünfte zu vergrößern; aber sie genossen derselben weniger, und beraubten sich des über allen Ausdruck erhabenen Vergnügens, die Zahl der Glücklichen nach dem Verhältniß ihrer Reichthümer um sich her zu vermehren.

Der allgemeinen Hochachtung, welche er sich in seinem Kanton durch seine Wohlthätigkeit und übrigen guten Eigenschaften erwarb, hatte er es zu danken, daß er

mit

mit der einmüthigsten Stimme zum Deputirten am Parlament erwählt wurde. Nachdem er ein Mitglied dieser edeln Versammlung worden war, beschloß er unabhängig zu bleiben, und sich durch kein Vorurtheil für irgend eine Parthey, hinreißen zu lassen. Er kannte keine andere Vorschrift zu seinem Betragen, als Pflicht und Liebe gegen sein Vaterland, welches sonst das Schrecken der Welt, und seyt einiger Zeit so tief gesunken war.

Isabelle glaubte ihrer Seits auch ihrem Vaterland schuldig zu seyn, die Laster und Modethorheiten durch ihr Beyspiel zu bekämpfen. Wegen des hohen Rangs, den sie demselben einnahm, mußte sie nothwendig mit einem gewissen Glanz erscheinen. Sie that es, aber mit Anstand; und vermied sorgfältig sich durch etwas Auffallendes in ihrem Anzug auszuzeichnen, und dem Pöbel, durch den großen Umfang ihrer Frisur, Stoff zum Gelächter zu geben. Der Reichthum und die Zierlichkeit ihres Putzes, der auserlesene Geschmack ihrer Equipage bewiesen, daß sie mit Ueberlegung prächtig zu seyn verstand, aber mitten in dieser Art von Luxus verlohr sie

die

die Anliegenheit ihres Vaterlands nicht aus den Augen? Vortheil und Gewohnheit hatten nicht Gewalt genug über sie, um Gebote der Regierung zu verachten, dem englischen Künstler den Muth zu nehmen, und außerhalb Landes gearbeitete Stoffe zu tragen. Alle bey Frauenzimmern vom Stande gewöhnlichen Lustbarkeiten erlaubte sie sich, aber ohne ihr Sklave zu seyn. Da sie von den übeln Folgen der Maskenbälle gänzlich überzeugt war, strengte sie alle ihre Kräfte an, um dieselben zu unterdrücken, aber sie konnte nicht Leute genug auf ihre Seite bringen, um die Verblendung der gegentheiligen Parthie zu überwinden. Erziehung sowohl als ihre Reisen, hatten ihr Geschmack an der Litteratur und den schönen Künsten beygebracht. Diesen weihete sie einen Theil ihrer Zeit, und während, daß sich unzählige Frauenzimmer mit nichtswürdigen Kleinigkeiten beschäftigten, legte sich Isabelle auf Erwerbung nützlicher Kenntnisse. Der Mann von Genie, der vorzügliche Künstler, fanden gewiß in ihr jederzeit eine Beschützerinn; Ihre Werke, sehr verschieden von dem was sie geworden seyn

würr-

würden, wenn die erstarrte Hand der Armuth sie ausgearbeitet hätte, waren nun voll Wärme und Adel, die Wirkung ihrer Aufmunterungen und Freygebigkeit. Noch wußte sie auf eine bewundernswürdige Art bey ihren Bedienten zugleich Liebe und Ehrerbietung zu erwerben; Man hätte sie die Anstalten in ihrem Hauswesen treffen sehen sollen, während daß sich Sir Heinrich mit Gegenständen von größerer Wichtigkeit beschäftigte; eine vortreflich eingerichtete Sparsamkeit, ohne das mindeste Ansehn einer Knauserey, herrschte in allen Theilen der Wirthschaft. Nichts schien ihr tandelnswürdiger, als das Ueberflüßige; sie betrachtete es als ein Diebstahl, welchen der bemitteltere Mann an seinem dürftigern Mitbruder begehet. Die Anzahl ihrer Bedienten, und die Kostbarkeit ihrer Livreen zeigte den hohen Stand ihrer Herrschaft an, und aus ihrem zuvorkommenden ehrerbietigen Betragen sahe man daß über ihre Aufführung gewacht würde. Hier giengen sie freylich von vielen Leuten vom Stande außerordentlich ab, die ihre Bedienten vielmehr zu einem unhöflichen Wesen ermuntern, und sich dessen

als eines Zeichens ihres Uebergewichts über andere berühmen. Lady Harkourt trug Sorge, daß niemand von ihren Leuten einen Ton über seinen Stand annahm, und daß rechtschaffne Leute nicht Ursache hatten, sich über ihre Arroganz zu beklagen.

Isabellens ältester Sohn (sie hatte seit ihrer Zurückkunft aus Italien noch einen bekommen) fieng nun an, ihre Aufmerksamkeit zu verlangen. In der Ueberzeugung, daß die ersten Eindrücke sich tief in die Seele eines Kindes graben, gab sie sich vorzüglich Mühe das Herz des ihrigen gutartig zu bilden. Um ihm einen Hofmeister zu geben, war er noch zu jung, aber es war schon Zeit seinen aufkeimenden Leidenschaften die gehörige Richtung zu geben, und ihm beyzubringen, wie er seine Empfindungen richtig ausdrücken sollte, und dieses machte sie zu ihrem Geschäfte. Die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen dem Vater und dem Sohne, die sie ehemals nur mit Thränen genetztem Auge und von Schmerz geschwelltem Herzen betrachtet hatte, erregte nunmehr die angenehmsten Empfindungen in ihr. Das Bild eines geliebten Gemahls in den halb

aus=

ausgebildeten Zügen und den sich entwickelnden Anlagen des Kindes zu finden, verursachte ihr die lebhaftesten Entzückungen, Entzückungen, welche nur Seelen beseligen, die einer außerordentlichen Zärtlichkeit, wie nur die Tugend sie erzeugt fähig sind.

Ein Zufall, der sich ungefähr um jene Zeit ereignete, gab der Lady Harkourt Gelegenheit ihrem Gemahl neue Beweise von der Vortreflichkeit ihres Herzens zu geben. Da sie eines Tages im Park spazieren gieng, begegnete ihr eine Frau, welche ein sehr schönes Kind an der Hand führte, das ein Jahr oder beynahe so viel älter zu seyn schien als ihr ältester. Es kam ihr so schön vor, daß sie gar nicht satt werden konnte es zu betrachten, aber was ihre Aufmerksamkeit noch mehr reizte, war die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen den Zügen des kleinen Unbekannten, und denenjenigen, die sie vor nicht langer Zeit mit so vorzüglichem Vergnügen betrachtet hatte. Von einer Bewegung, welche sie sich damals selbst noch nicht erklären konnte hingerissen, redete sie die Frau an, und erkundigte sich, wem das Kind angehörte. Die Antwort der

Frau

Frau befriedigte sie nicht, sondern machte ihre Neugier vielmehr noch reger. Indessen, jemehr sie die Gesichtszüge des Kindes untersucht, jemehr wächst bey ihr die Ueberzeugung, daß es die Frucht irgend einer unerlaubten Liebe ihres Heinrichs sey. Von der Schönheit des Knaben eingenommen; und voll Gefühl für alles was ihrem Gemahl angeht, sinnt sie auf Mittel die Frau zum sprechen zu bringen. Endlich drückt sie ihr ihre Börse in die Hand. Dieses unwiderstehliche Argument, mit der Leutseligkeit und dem wohlwollenden Wesen derjenigen, die es vortrug, verknüpft, machte jene endlich vertraulicher. Sie erzählte der Lady Harkourt, daß dieser Knabe für den Sohn einer Dame ausgegeben würde, deren Gemahl vor kurzem gestorben sey, daß er aber in der That einem jungen vornehmen Frauenzimmer angehörte, die einen heimlichen Liebeshandel gehabt habe, welchem dieser Kleine das Leben verdanke. Sie fügte noch hinzu: die Sache sey mit so viel Vorsicht und Heimlichkeit getrieben worden, sey nur so wenig Personen bekannt, daß jedermann in der Meinung

stün=

kündе, der Knabe gehöre wirklich der Dame an, die ihn adopirt habe, und die eine weitläuftige Verwandte von der rechten Mutter sey. Diese Frau war demungeachtet verschwiegen genug, weiter nichts zu sagen und den Namen der rechten Mutter nicht zu entdecken. Für Isabellen war es genug, den Namen der vermeintlichen Mutter zu wissen, um sie zu überzeugen, daß ihre Vermuthungen richtig wären, und wenn sie das Alter des Kindes und viele andere Umstände verglich, so blieb ihr kein Zweifel mehr übrig, daß seine Eltern, ihr Gemahl und Miß Caroline Danvers wären. Von Neugierde getrieben, ließ sie anspannen so bald sie nach Hause kam, und fuhr zu der Dame, die für die Mutter des Kindes gehalten wurde. Der Schritt, den Isabelle that, war kützlich, und erforderte viel Klugheit und Vorsicht von ihr, aber die Reinigkeit ihrer Absichten und die Zärtlichkeit gegen den kleinen Unbekannten, sprachen ihr Muth ein. Die Dame war zum Glück eben zu Hause, und vom freundschaftlichen und offenherzigen Ansehn derselben noch mehr ermuntert, leitete Isabelle die Unterredung

gleich

gleich auf den Gegenstand ihres Besuchs. Unfähig zu aller Vorstellung, wie zu allem Betrug, erzählte Lady Harkourt derselben ganz freymüthig die Begegnung im Park und ihre daraus gezogenen Folgerungen, mit dem Zusatz: sie schmeichle sich, daß ihr ihr Besuch keinen Kummer machen werde, da weder Eifersucht noch böse Laune den mindesten Theil daran hätten, und sie nicht blos eine eitle Neugierde, sondern ihr Wohlwollen gegen den Knaben herführe, an dem ihr Gemahl wahrscheinlicherweise den lebhaftesten Antheil nehmen würde. Sobald Isabelle sich genannt hatte, stand die Frau vom Hause keinen Augenblick an gegen dieselbe mit gleicher Offenherzigkeit zu handeln, überzeugt, durch alles was der allgemeine Ruf von ihrer Denkungsart gesagt hatte, daß ihre Absichten so wären wie sie sagte. Daher gestand sie ihr alles, was sie von dem Geheimnisse wußte, ganz freymüthig: sagte ihr, daß sie sich in ihren Muthmassungen nicht betrüge, und daß das Kind seyn Daseyn in der That der Unvorsichtigkeit ihrer Verwandtinn und der Galanterie des Sir Heinrich zu danken habe.

Doch

Doch bat sie Lady Harkourt, gegen niemand etwas davon zu erwähnen. Diese beruhigte sie deswegen mit der Versicherung eines unverbrüchlichen Stillschweigens und bat sie nur, daß sie erlauben möchte von diesem Versprechen Sir Heinrichen auszunehmen. Dieses war die letzte Probe, die sie von der Aenderung ihres Gemahls machen wollte: zu gleicher Zeit dachte sie ihm dadurch auch einen neuen Beweis zu geben, daß sie alle seine vorigen Ausschweifungen gänzlich verziehen habe, um ihm das Vergnügen zu verschaffen sein Kind zu umarmen. In dieser Absicht bat sie sich von der Dame die Erlaubniß aus, den Kleinen in ihrem Wagen mit nach Hause nehmen zu dürfen, mit dem Versprechen, ihn noch an demselben Abend wieder zurückzubringen. Jene ließ sich zu dieser Bitte ganz willig finden, und Isabelle fuhr mit dem Kind und seiner Hofmeisterinn nach Hause. Sie hörte unterwegs nicht auf, den kleinen Fremden mit Liebkosungen zu überhäufen, und behandelte ihn mit so vieler Zärtlichkeit als wenn sie seine rechte Mutter gewesen wäre, ob sie schon Lust hatte, ihre Be-

wegungen vor der Hofmeisterinn zu verbergen. Sobald sie in ihrem Palais angekommen war, nahm sie den Kleinen mit sich in ihr Kabinet, um in Freyheit zu seyn, alles zu überlegen, was sie bey ihres Mannes Nachhausekunft am schicklichsten thun und sagen könnte. Wie Sir Heinrich zum Mittagessen hereintrat, fand er seine Gemahlinn auf dem Sopha sitzend, ihren Sohn vor ihr stehend und den neuadoptirten auf ihrem Schooß. Seitdem er von den seltenen Vorzügen seiner Gemahlinn überzeugt war, hatte er sich angewöhnt, sie, so oft er zu ihr hineintrat, mit einer Umarmung zu bewillkommen. Auch jetzt eilte er wie gewöhnlich auf sie zu. Aber er wurde nicht wenig bestürzt, daß er sie beschäftigt fand, ein unbekanntes Kind zu liebkosen; die große Aehnlichkeit, die er zwischen seinem ältesten Sohn und dem kleinen Unbekannten bemerkte, schloß ihm das Räthsel bald auf, ohnerachtet er nicht begreifen konnte, durch welchen Zufall sich dieses Kind in seinem Hause befand. Bey seiner Entzweyung mit Miß Danvers und dem erfolgten Bruch, (welches einige Monate nach der Geburt dieses

ses Kindes geschah) hatte Karoline ihren Sohn entfernt, ohne Heinrichen etwas davon zu sagen, und ihn der Sorgfalt der Dame übergeben, von der wir gesprochen haben. In Heinrichen, da er nicht wußte, wo sein Kind hingekommen war, sich auch nicht mehr um die Mutter bekümmerte, war nach und nach die Vaterliebe erloschen. Aber, um sie in einem so menschlichen, so gefühlvollen Herzen als das seinige, wieder zu erwecken, brauchte es nicht mehr als der gegenwärtigen Szene. Er erröthete. Seine unruhigen Blicke waren auf Isabellen geheftet, und schienen sie zu fragen: Ists wahr? Ein Lächeln dieser englischen Frau zerstreute sogleich seine Besorgnisse, und versicherte ihm, daß diese Begebenheit keine Uneinigkeit zwischen ihnen veranlassen würde. „Durch einen Zufall, sagte sie zu „ihm: habe ich dieses Kind angetroffen. „Ich fand es so außerordentlich ähnlich „mit Ihnen, daß ich es mit nach Hause „genommen habe, um Ihnen das Vergnügen zu verschaffen, es zu umarmen, „denn es ist wahrscheinlich, daß es Ihnen sehr nahe angeht, auch wollte ich

„Ihnen einen Beweis geben, wie hoch „ich alles schätze was Ihnen ähnlich ist, „selbst, wenn es mich an Ihre Untreue erinnert. „ Er zweifelte nun nicht mehr, daß seine Gemahlinn um das ganze Geheimniß wisse, und drücke sie statt aller Antwort an seinen Busen, so sehr war er von ihrem edeln Betragen gerührt. Ein solcher Zug vermehrte seine Liebe gegen sie sehr. Isabelle sah ihrer Seits mit Vergnügen die gute Wirkung, welche dieser neue Beweis ihres vortreflichen Herzens auf ihren Gemahl that, und daß, indem sie sich mit seinem Glück beschäftigte, sie das ihrige mit Wucher beförderte. Da sie die Ursache ihrer Zärtlichkeit gegen das Kind nicht öffentlich gestehen durfte, fieng sie an mit der Dame, welche für seine Mutter gehalten wurde, Freundschaft zu machen; hierdurch erleichterte sie sich die Mittel es öfters zu sehen und fieng an es beynah eben so lieb zu gewinnen als ihre eignen Kinder.

So erwarb sich Isabelle durch ihr vortrefliches Herz immer mehr und mehr die Liebe und Hochachtung aller derer, die sie kannten. Nur die traurige Lage ihrer

Schwe=

Schwester, welcher ihr Gemahl das Leben sehr sauer machte, störte ihre Glückseligkeit. Lady Harkourt liebte sie immer, ihrer unzähligen Thorheiten ungeachtet, und sah es mit dem größten Kummer, daß sie sich Leiden zugezogen hatte, welche gar nicht zu vermindern waren. Ihr Leichtsinn, die Unregelmäßigkeit ihrer Aufführung hatten sie in dem Abgrund des Unglücks gestürzt, das traurige Ziel, zu welchen uns endlich jede Abweichung von dem Pfade unsrer Pflichten unvermeidlich bringen wird. Die Folgen der Ausschweifungen der Lady Verulam und Miß Danvers, sah sie mit mehrerer Gleichgültigkeit. Von allen tugendhaften Personen ihres Geschlechts verachtet, sahe man sie in allen Viertheilen der Stadt dem Vergnügen nachlaufen ohne es irgendwo zu finden. So aufgeräumt sie sich äußerlich stellten, waren sie doch im Innersten der Seele beklemmt, sich von allen ehrbaren Gesellschaften ausgeschlossen zu sehen, deren Beyfall eigentlich der rechte Probierstein des Verdienstes ist.

Nach vielen Widerwärtigkeiten ist nunmehr Isabelle der fühlbarste Beweis, daß

jeder

jeder der in der That tugendhaft und wohlthätig ist, sicher seyn kann, das wahre Glück in dem Genuß seiner Tugend und Wohlthätigkeit zu finden, und sich früh oder spät die allgemeinste Hochachtung zu erwerben. Unmäßige Lustigkeit und Schwelgerey, gewähren nur den Schein des Vergnügens, aber man darf den Schleyer, mit welchem sie sich bedecken nur ein wenig zurückschlagen, so wird man bald sehen, daß das Herz freudenleer ist. Der Stand, in welchem man sich befindet, mag auch noch so erhaben seyn, so kann man doch nie auf wahre Ehre, noch auf gute Meinung des Publikums rechnen, wenn man sich nicht durch Feinheit der Empfindungen und Rechtschaffenheit des Betragens auszeichnet. Isabelle kann noch überdieß zum Beyspiel dienen, daß, so allgemein auch der Hang der Menschen zur Verläumdung und Verunglimpfung, man doch durch Beharrlichkeit in den Vorschriften der Ehre, Tugend, und des Wohlwollen, sich die allgemeinste Hochachtung erwerben könne. Man kann zwar bisweilen durch eine einzige glänzende Eigenschaft den lauten

Beyfall der Menge erwerben, aber ohne Tugend, die auf sichern unerschütterlichen Grundsätzen ruht, ist dieser Beyfall nur ein leeres Geräusch, von dem im kurzen kein Andenken übrig seyn wird.

Heinrich ist ein Beweis, daß, wer seine Fehler erkennt, und sich zu rechter Zeit bessert, doch endlich auf die Hochachtung der vernünftigern Welt rechnen kann, als hätte man nie die Schranken seiner Pflichten übertreten. In der That ein schönes Beyspiel aber auch selten, und besser wenn man es nicht nachzuahmen braucht. Man kann nicht aufmerksam genug seyn um keinen Schritt vom Pfade der Tugend abzuweichen, wenn man auch willens wäre gleich wieder einzulenken; denn man weis wohl was man in dem jetzigen Augenblick beschließt, nicht aber, was man morgen thun wird. Heut ist die Luft unsrer Atmosphäre rein, vielleicht daß sie morgen mit tödtlichen Giften geschwängert ist. Stolzer Mensch, bedenke dieses, und setze ein gerechtes Mistrauen in dich selbst. Zudem ist es auch nichts gewöhnliches, Isabellen anzutreffen, die das ganze Herz mit Sanftmuth

erfüllt,

erfüllt, den Wollüstling so sicher aus dem Schlamm der Laster herauszuziehen wissen.

So erndtete Sir Heinrich und Lady Harkourt die Früchte ihrer Bemühungen um die Tugend ein, in ihrem eigenen Glück und der Zufriedenheit aller derer, die um sie waren. Die zärtliche Einigkeit dieser beyden Gatten, die Segenswünsche und verdienten Lobeserhebungen womit sie beständig überhäuft wurden, ließen sie die reinste Wollust schmecken, deren die Seele des Menschen auf dieser Erde fähig ist.

Die Kindesmörderinn.

Wie reizend, Lottchen, ist nicht die Natur! Sieh umher, wie der Balsam ausdünstender Blumen die Gegend erfüllt mit aromatischen Gerüchen! Höre den frohen Gesang der Lerche, der Sängerinn der Natur, wie sie Liebe verkündigt und die aufgehende Sonne harmonisch begrüßt! alles ist belebt, und alles ladet den Menschen zur Liebe ein. Sollte dein Herz unfühlbar bey diesen Reizen seyn können? Nein, Mädchen, nein! deine glühende Augen, dein aufschwellender Busen, deine schmachtende Mienen, alles sagt mir, daß du es fühlst. O laß uns, Mädchen, diesen herrlichen Morgen der Natur feyern! Diese reizende Gegend wollen wir zum Zeugen unsrer Liebe nehmen. Was brauchen wir das Gepränge der Stadt, das

um

unnütze Ceremoniel? Unsre Herzen die lieben sich; die Natur ist Zeuge unsrer Schwüre, und der Schöpfer, dessen Allmacht jedes Laub dieser Eiche verkündigt, unter der wir sitzen, soll Segen über uns aussprechen.

Du bist tugendhaft, Lottchen! glaube nicht, daß du die Tugend verletzest. Der Herr sieht unsre Seele; er weis, daß ich dir schwöre, ewig treu zu seyn, und solche Schwüre haben keine äußerliche Gebräuche nöthig. Nur Sklaven, die böse seyn können, müssen von Menschen gefesselt werden; der, den Ehrlichkeit und Tugend bindet, kennt keine andere Bande mehr, als die Bande der Liebe.

So spricht der Verführer, misbraucht die leichtgläubige Unschuld, und dann erst, als das unglückliche Mädchen die Folgen ihres Verbrechens fühlt, entlarvt sich das schreckliche Ungeheuer.

Lottchen war schwanger. Voll des zärtlichen Zutrauens eilte sie in die Arme ihres vermeintlichen Gattens. O Liebster! wollte sie anfangen. Allein Pelton fiel ihr in die Rede. Was willst du? Unglückliche! sagt er, was willst du bey mir suchen?

chen? Packe dich! du bist eine Hure, ein leichtfertiges Mädchen! Ich kenne dich nicht; ich weis nicht, was du willst. Unbeweglich, wie eine Bildsäule, war Lottchen bey diesen Ausdrücken. Endlich kam sie von ihrem Erstaunen zurück. Wie? Pelton! fieng sie an, ist diese die Sprache der Liebe? du solltest mich nicht mehr kennen? du, der du mir so feyerlich deine Liebe zusagtest?

Bläße und Röthe wechselten bey diesen Ausdrücken auf ihren Wangen. Sie schlug die Augen zur Erde, und Thränen rollten auf ihren schönen Busen.

Endlich hub sie sich mit Ungestüm auf, eilte mit geöffneten Armen auf den Verführer zu: O nein! ich träume, sagte sie; diese ist nicht Peltons Sprache, die ich hörte; es ist die Stimme eines fürchterlichen Ungeheuers, das meine erhitzte Phantasie, von schwarzem, melancholischen Blut erzeugt, mir vormalt. Nein, Pelton! diese war nicht deine Stimme; es ist dir unmöglich, Lottchen zu verlassen, in dem Stand sie zu verlassen, in welchen du sie, Unglücklicher! durch falsche Täuschungen gesetzt hast. Du wolltest mich verlassen? wolltest dich aus meinem

Herzen

Herzen reissen, da ich die stärksten Bande der Natur mit mir verbinde? Welche heilige, welche unverletzliche Bande! Was ist ein Weib ohne Gemahl? Ein hilfloses Kind ohne Vater! Wer soll sie schützen, wenn du sie nicht schützest?

Denke an das unschuldige Geschöpf, das an meinem Busen verschlossen liegt! es fordert seinen Vater zurück — — Unbarmherziger! hast du es erzeugt, um es zu verlassen? sollten alle diese Hoffnungen, die du mir Leichtgläubigen so malerisch vorschildertest, Täuschungen eines Betrügers gewesen seyn? — Jede Thräne, die ich nun weine, weint dein unglückliches Kind, unbekannt mit seinen künftigen Schicksalen, mit der bekümmerten Mutter, und fodert von der Natur, die du Unglücklicher verließt, seinen Vater zurück.

Allein zu allem diesem war Pelton unempfindlich. Er ließ die Unglückliche durch seine Diener zum Hause hinauswerfen, und drohte ihr, wenn sie sich nur noch unterstünde, sich ihm von Weiten zu nahen, daß er sie lebenslänglich wolle einsperren lassen.

Wie dem armen Mädchen bey diesem Auftritt zu Muthe war, kann sich jede empfindsame Seele leicht vorstellen. Sie verließ mit Zittern den Ort ihres Verführers, und eilte mit wankenden Schritten dem Hause ihrer Eltern zu. Es war Nacht und der Himmel mit Dämpfen und Wolken überzogen. Der Blitz schlängelte gräuslich durch die Lüfte, und das Brüllen des Donners füllte Dörfer und Städte mit Schrecken. So war die Stunde, in der sich Lottchen noch in einem Walde befand, und ihre Hütte für Mattigkeit nicht mehr erreichen konnte. Die Unglückliche warf sich bey einem Baum hin, und in dem Augenblick, wo sie sich hinwarf, splitterte der Donner die benachbarte Eiche entzwey, und ein dreyfacher Wiederhall wiederholte den schrecklichen Streich.

Mächtiger Schöpfer! seufzte Lottchen, du, dessen allvermögende Hand die dem Himmel trotzende Felsen zermalmt, der auf einen Wink Welten zernichtet, du Unendlicher! sieh ein armes Geschöpf, von deinen Händen gemacht, wie es sich im Staube vor dir krümmt, mit zum Himmel gehobenen Händen dich bittet, den kleinsten

deiner Engel seinem Verführer zu schicken, um wieder Empfindung und Gefühl in seine verhärtete Seele zu gießen. O Unendlicher! ist aber alles verloren, o so laß mir diese Nacht die letzte meines Lebens seyn! schleudre den Donner auf meinen Scheitel, und laß mich mein Elend nicht überleben!

Der Donner war still bey dieser Stimme, die Winde rauschten nicht mehr durch die Blätter der geheiligten Eiche; nächtliche Stille, wie die Stille des Todes, herrschte in den Gefilden, und blaß schien der Mond wieder, der sich hier und dort unter einer Wolke verdeckte, als könnte er die Unglückliche nicht leiden sehen.

In dieser Gemüthsverfassung war Lottchen. Von Schmerzen und Schrecken erschöpft, sank sie hin auf die Erde, und ein tiefer Schlummer, das einzige Geschenk des Himmels für Unglückliche, schloß ihre Augen eine Zeit lang.

Die Sonne gieng wieder auf, und Lottchen erwachte zu neuen Schmerzen. Sie kam in das Haus ihres Vaters zurück; allein ihre Eltern lebten schon lang nicht mehr, und ihr Bruder war ein mürrischer,

scher, wilder Mann, dem diese Gelegenheit lieb war, sie zu verstossen. Nach den härtesten, nach den empfindlichsten Vorwürfen mußte sie vom Hause fort. Ohne Freunde, ohne Unterstützung floh sie auch weit von dieser unseligen Gegend, und hofte, entfernt bessere Menschen zu finden.

Allein die Zeit ihrer Geburt war schon nahe, und niemand wollte eine fremde, unbekannte Person ohne Mittel, ohne Geld, zu sich nehmen. Sie mußte sich Wochen lang mit Milch und Brod, das sie von Haus zu Haus bettelte, nähren.

Endlich kam der entscheidende Tag: Lottchen fühlte sich, Kindesmutter zu werden. Verlassen, von aller menschlichen Hülfe entfernt, lag sie ausgestreckt unter einer Tanne, deren gütige Zweige die Unglückliche vor den Stralen der Sonne beschützten, und erwartete ihr künftiges Schicksal.

Da, in dieser stillen, öden Gegend, wo keine Neugierde die Seufzer der Unglücklichen behorchte, überließ sich Lottchen in den finstern Gebüschen dem nagenden Gram; da dachte sie nach, wer sie ist, wer sie war und wer sie seyn könnte. Alle glückliche

liche Stunden ihres Lebens, alle Freuden, die sie genoß, alle Entzückungen, die sie hätte hoffen können, giengen durch ihre Seele. Bald vergaß sie sich einige Augenblicke, bald erwachte ihre schlummernde Seele wieder, und sie fühlte von neuem ihr Elend im ganzen Umfang. Bald sah sie mit neidischen Augen dem unbekümmerten Vogel zu, wie er, versichert von der Liebe seines Gatten, in dem nahen Gesträuch singend sein Nest bauet, wie sein Gatte Moos und Baumbart im kleinen Schnabel beyträgt, und ein göttliches Lied seiner Liebe singt. Bald sah sie, wie das schüchterne Reh ihre Junge mit stärkender Milch säugt, und wie einige Schritte weit entfernt der Hirsch mit hohen Geweihen prächtig dasteht, und seine Augen ergötzt an den säugenden Kälbern.

Dann erwachte von neuem wieder der wüthende Schmerz in ihrer Seele. Thränen tränkten die Blumen, die bey ihren Füssen verwelkten, und ihr Haupt sank langsam in ihre Hand, gleich der am Abend entschlummernden Rose.

Hastig hub sie sich auf. Sie fühlte neue Schmerzen der Geburt. Wo ist er? schrie

sie

sie fürchterlich: wo ist er, mein Gemahl? Ich fordere ihn von dir, o Natur! gieb mir meinen Gatten zurück — Du, der du im Herzen der Tieger die Liebe ihrer Jungen gepflanzt hast: o du, der du im Busen des blutdürstigen Wolfs die Neigung zu den Erzeugten hervorbringst! solltest du zu diesem göttlichen Trieb menschliche Herzen verschließen?

Wüthend streckte sie die Arme aus, umfaßte die Luft und den Schatten umherstehender Bäume.

Endlich war sie Mutter des liebenswürdigen Kinds. Es war ein Mädchen. Unschuldig streckte sie ihre Arme schon gegen ihre weinende Mutter, und dieses rührende Bild malte der vom Felsen stürzende Bach der ganzen melancholischen Gegend vor.

Du lebst, sagte Lottchen, unglückliches Kind! du lebst? Warum starbst du nicht im Leibe deiner Mutter? Willst du auch die Sonne sehen, die so prächtig über Ungeheuer glänzt? O schließe deine Augen, ehe du das schlimmste Geschöpf, die Menschen, kennst! Bist du böse, so wirst du Unglückliche machen, und bist du gut, so

wirst du unglücklich seyn. Meide wieder diese Erde! oder wenn du je hier seyn willst, so bitte den Schöpfer, daß er dir eine Bärinn zur Mutter gebe, so wirst du wenigst deinen Vater kennen. Nein, du sollst nicht leben, nicht unglücklich wer= den, wie deine Mutter unglücklich ist; du sollst nicht der Gefahr ausgesetzt seyn, ver= führt und verlassen zu werden. Der Wol= lüstling soll nicht das Vergnügen haben, ein neues Opfer seiner Schandthaten aus dir zu machen. Nein, du sollst sterben! weil dir der Tod besser, als das Leben ist. Ist es Beleidigung der Natur, wenn ich dich einer Schlangengrube entreisse? Nein keine größere Wohlthat kann ich dir thun. Du sollst nicht Hunger, noch Durst leiden, wie es deine arme Mutter gelitten hat; du sollst nicht verhöhnt werden, wie ich verhöhnt ward; nicht herumgehen, wie ein verlornes Schaf, das jeder nei= dische Hund anbellt und der fette Wolf zur Lust für seine Abendjause zerreißt —— Nein, alles dieses sollst du nicht erfahren. Stirb! — und denke, dieses ist der beste Brautschatz, den dir deine Mutter ge= ben kann.

So

So sprach Lottchen, stieß einen Dolch in das Herz ihres Kindes, lief, wie eine Rasende, in die Stadt, und gab sich als Kindsmörderinn an.

Nach kurzer Zeit wurde das Urtheil über sie gefällt, und unter einem großen Zulauf vom Volk, das ihrer That fluchte, weil es Lottchens Herz nicht kannte, und sich auch nicht viel bekümmerte, es kennen zu lernen, starb sie ruhig und gelassen.

Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die sich des Elendes erbarmet. Ihr, die ihr der Natur spottet, die ihr den Schöpfer verlacht, und diese heilige Thränen nachahmt, um unschuldige Mädchen zu verführen und Unglückliche zu machen. Ungeheuer unter menschlichen Gestalten! räumt diese Gegend, die empfindsame Seelen bewohnen, und lernet von Thieren die Pflichten der Menschen.

So, wie Lottchen, sterben vielleicht viele Kindsmörderinnen mit gutem Herzen, und die Kindsmörder mit bösen, die leben noch.

Die gerettete Unschuld.

Sophie war arm, und mußte sich mit Dienen fortbringen. Ihre Aeltern verstarben frühzeitig, und hinterließen dem guten Mädchen nichts an Vermögen.

Sophie war schön, ihr Herz war edel, und schlug für Rechtschaffenheit und Tugend. So, wie Sophie, erschafft der Himmel nur sanftfühlende Mädchen, und giebt sie für Belohnung der Tugend zum Geschenke guter Jünglinge. Paradiesische Freuden des güldenen Lebens erwarten den Mann, dem der Himmel so ein Weib giebt, und diese Glückseligkeit würde auch den Mann erwartet haben, der Sophiens Liebe verdient hätte; allein so würdig sie war, ein rechtschaffnes Weib zu werden, so war doch ihre Bestimmung anders in dem Buche des Schicksals geschrieben. Entweder war dieses Geschöpf nur für En-

gel

gel erschaffen, oder es war kein rechtschaffner Junge in der verdorbnen Gegend, wo sie lebte.

Sophie hatte einen Bruder, der eben so edel dachte, wie sie. Er lebte einsam, bildete seinen Verstand zum Nutzen des Staats, und floh die Jünglinge seines Alters, weil sich ihre Denkungsart nicht mit seinem guten Herzen vertrug. Jeden Abend besuchte er seine arbeitsame Schwester, die sich mit der Handarbeit fortbrachte. Sophie arbeitete, ihr Bruder las, und bey mancher rührenden Stelle sahen sie sich mit sanfter Schwermuth unbeweglich an, und Thränen stunden in ihren Augen. O Schwester! sagte einst Sophiens Bruder, du bist ein gutes Mädchen. O könnte diejenige, die der Himmel zu meiner Braut bestimmt hat, eben so gut seyn, wie du! Aber, Schwester, wo sollt ich sie aufsuchen? Unter dem Schwarm toller Mädchen, die in unsern Städten herumschwärmen, find ich sie nicht, ich werde sie dort ewig nicht finden; diese alberne Geschöpfe kennen das wahre Vergnügen der Menschen nicht; Eintracht, eheliche Liebe, Erziehung der Kinder ist Tändeley

für ihre Puppenseele; sie kennen keine Lust außer dem Putz, dem neuen Band, und den Komplimenten der Stutzer — — O Schwester! wie sind doch die Menschen verdorben — Weil Sophiens Bruder so sprach, pochte man an der Thüre. Sophie öffnete sie, und eine Dame trat in das Zimmer. Diese Dame begleitete ein junger Mensch, der Kleidung nach war er vom Adel, und dem Betragen nach der Liebhaber dieser Dame. Liebe Sophie! fieng die Dame an, ich habe sehr viel Gutes von ihr gehört; ich hab einer Kammerjungfer nöthig; wenn sie will, kann sie zu mir in Dienste treten. Die Gräfinn von N. hat mir so viel Gutes von ihr gesagt, daß ich sie noch diesen Abend sprechen wollte. Mittlerweile, als die Dame so sprach, stund der junge Stutzer einige Schritte weit entfernt; mit einem Arm lehnte er sich auf den Stock, mit dem andern zog er ein Fernglas aus seiner Tasche, und sah Sophien starr ins Gesicht. Endlich, als er in ein parbleu, c'est une charmante fille! herausbrach: so fieng er endlich an, in seiner Muttersprache hundert galante Sachen dem jungen Mädchen vor-

vorzuschwätzen. Die Dame lachte sanft bey jedem Ausdruck, und gab ihm durch einen mais Baron — mais Baron — — heimliche Verweise. Sophie hörte aber alle diese Albernheiten mit Gleichgültigkeit an: denn ihr Ohr war noch nicht an solche Thorheiten gewöhnt; mit tiefer Verbeugung sprach sie nur mit der Dame. Ich stehe zu ihrem Befehl, sagte sie; werden meine geringe Dienste Euer Gnaden anständig seyn, so werde ich mich befleißigen, Ihre gnädige Gesinnungen zu verdienen. Die Dame klopfte das Mädchen an die Wangen: Du bist ein allerliebstes Kind, sagte sie. Lebe wohl! Morgen kannst du zu mir in das Haus kommen. Der Junker schrie auch: A revoir, a revoir, charmante fille! gab der Dame den Arm, und gieng mit ihr fort. Sophiens Bruder stund, wie eine Bildsäule da, und sprach kein Wort. Was fehlt dir, Friedrich? sagte Sophie, was bist du so tiefsinnig? Ich kann mich noch nicht, liebe Schwester, erwiederte Friedrich, von dem Eindruck erholen, den dieser abgeschmackte Stutzer in meiner Seele verursachte. Wie ist es doch möglich, daß die Men-

schen

schen auf Gottes Erdboden so ausarten können! Ich muß es dir gestehen, Schwester, meine ganze Natur empört sich, wenn ich so einen ungesalzenen Menschen sehe, der nur darum gebohren zu seyn scheint, um aus Gottes Ebenbild eine lächerliche Maske zu machen. Hast du nicht beobachtet, wie er beständig, wie der Kranich, auf einem Fuß stunde, und wie er dir mit dem Fernglas so nahe unter die Nase sah, als wollte er über eine Mücke mykroscopische Beobachtungen anstellen? und dann schwätzte er ja solche Albernheiten daher, die ein vernünftiger Mensch wahrhaftig nicht gleichgültig anhören kann. O ich bitte dich, Schwester! wenn du zu dieser Dame in Dienste kömmst, hüte dich vor solchen Zuckerherrchen; sie haben nur einen Dialog, und dieser besteht in Schwüren und Versicherungen, die sie, weis Gott, aus was für einem alten Ritterroman auswendig gelernt haben, und diese ihre Ritterspräche kramen sie von der Dame an bis zu der Stalldirne aus; alles ist bey ihnen göttlich, hinreissend, bezaubernd; sie beten alles an, denn lieben, lieben können solche Helden nicht, und sie zweifeln

feln gar nicht im geringsten, daß nicht jedes Mädchen von ihren Blicken zerschmelzen müsse. O Sophie! ich bitte dich, vergiß unsre liebe Eltern nicht! und wenn du einmal liebst, liebe einen rechtschaffnen Mann, keinen solchen Süßling auf Feigenholz gebelzt, der zu gar nichts gut ist, als des ehrlichen Schuhmachers Produkte zu zerreissen — O! ich verabscheue diese Menschen so, wie du lieber Friedrich, erwiederte Sophie, jedes rechtschaffne Mädchen verabscheuet sie. Was will man mit einem Manne machen, dessen Verdienste — marechal und Eau de Lavande ausmachen; der außer seiner wohlriechenden Pomade um keinen Heller Werth hat, was eines vernünftigen Mädchens Sinn vergnügen könnte. O glaube mir, ich kenne diese Stutzer so gut, wie du, und hasse sie eben so in meinem Herzen. Friedrich umarmte seine Schwester: Du bist unsrer Eltern würdig, sagte er; denke immer so, und du wirst immer rechtschaffen seyn. Es war schon spät, und Friedrich mußte sich von Sophien scheiden. Den andern Morgen hatte Friedrich Geschäfte, und konnte seine Schwester nicht sehen. Sophie trat

auch in den Dienst zu der Dame, und ihre Beschäftigung war, die Pflichten eines ehrlichen Mädchens zu erfüllen. Der Herr vom Hause war ein würdiger Mann; er war noch bey seinen besten Jahren, schön, als ein Mann es seyn kann, von edler Gemüthsart, arbeitsam, denn den größten Theil des Tages brachte er in seinen Amtsgeschäften zu. Am Morgen konnte jeder, der mit ihm was zu sprechen hatte, vorkommen; er begegnete jedem gütig, und seine Größe bestund in Gefühl und Menschlichkeit. Dieser sein treflicher Karakter zog ihm die Liebe jedes Gutdenkenden zu; nur war er nicht so glücklich, diese Liebe, die ihm jedermann bezeigte, von seiner Frau, die er liebte, gegenseitig zu erfahren.

Der junge Baron war nach dem Namen der Mode, der Freund vom Haus, oder vielmehr, daß ich diesen edeln Namen, der nur dem Rechtschaffnen gebührt, nicht entheilige, der Baron war ein niedriger Schmarotzer auf Kösten der Ehre und des Vermögens eines ehrlichen Mannes.

Dieser Stutzer, der zu faul war, dem Staat zu dienen, und zu arm, um ohne Arbeit leben zu können — verlegte sich auf

das

das Handwerk, ehrliche Frauen zu verführen, die Ruh vergnügter Ehen zu stören, und den rechtmäßigen Kindern ihren Erbtheil abzufressen, so wie sich heutigen Tages viele hierauf verlegen; und mit diesem brachte er sich schon eine ziemliche Zeit fort.

Als Sophie in den Dienst trat, machte der Stutzer schon Entwürfe in seinem Gehirne, das unschuldige Mädchen zu verführen; denn es ist die Gewohnheit dieser Bursche, und einer ihrer ersten zunftmäßigen Artikel, die Kammermädchen nebst den Frauen ihrer Einfältigkeiten zu versichern. Der Geck machte aber die Rechnung ohne den Wirth, und wurde auf eine sehr anständige, aber nachdrückliche Art von Sophien abgewiesen.

Sophiens Ehrlichkeit beleidigte den Stolz dieses Taugenichts, und er lauerte auf eine Gelegenheit, sie zu stürzen. Sein Betragen war immer gegen Sophien gut, immer lächelnd — so wie die Miene des heimtückischen Bösewichts, der von der Ausführung seines schwarzen Vorhabens gewiß ist — Unverschämtheit — wie die Unverschämtheit der leichtfertigsten Hure, war

auf

auf seiner Stirne, und Feigheit, wie die Feigheit eines Meuchelmörders, in seinem Herzen.

Bald kam auch die erwünschte Gelegenheit für den niedrigsten Bösewicht. Die Gräfinn kam in misliche Umstände; ihre Einkünfte, die ihr der Graf jährlich gab, erkleckten nicht mehr: denn der Baron wußte ihr die Sache auf die beste Art abzuschwätzen. Seit dieser seiner Bekanntschaft hielt er sich Wagen und Pferde, kleidete sich auf das prächtigste, spielte und verlor ansehnliche Summen. Solche Menschen sind, wie die Blutigel: sie saugen sich an, bis sie strotzen, speyen das Blut, und saugen sich wieder an.

Die Gräfinn hatte ein schwaches Herz; ein gutes Herz will ich nicht sagen, denn das gute Herz hält seine Probe, und handelt aus Grundsätzen. Das schwache Herz wird aber nur hingerissen; es handelt gut, aber ohne zu wissen, warum? aus Temperament, oder aus Weichlichkeit.

Nach der Modeerziehung war die Gräfinn, oder sie schien es vielmehr zu seyn, äußerst empfindsam; alles machte auf ihre feine Nerven den stärksten Eindruck; sie konn-

konnte keine Mücke tödten, keinen Hund leiden sehen. Bey dem Anblick des Bluts eines erwürgten Huhns fiel sie wie ohnmächtig hin, und sie zitterte am ganzen Leibe, wenn ihr Kutscher auf ein Pferd schlug; allein diese arme Gräfinn ließ sich doch, sammt ihrem so feinen Nervensystem, zu einem abscheulichen unmenschlichen Unternehmen bereden. Ein ewiger Beweis, wie wenig auf schwache Seelen zu zählen ist.

Der Baron mußte einen Wechsel bezahlen, und er war ohne Geld. Gütige Gräfinn! sagte er, wenn Sie mich jemals geliebt haben, helfen Sie mir nur dieses=mal aus dem Gedränge. Von Herzen gern, lieber Baron! aber — — wie kann ich? ich hab kein Geld. Behüte Gott, daß ich zu meinem Mann etwas sagte! er würde Rechenschaft von meinen Ausgaben begehren. Wie ist zu helfen? rathen Sie mir!

Schönste, englische Gräfinn! wenn Sie mir helfen wollen, ich will Ihnen ein Mittel sagen. Sie werden es thun, wenn Sie mich lieben; wo nicht, so haben Sie mich niemals geliebt. Ja, ich werde genöthigt

nöthigt seyn, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; ich werde — — Was werden Sie — — mich verlassen wollen? O mein bester Baron! Ich will alles thun. Sagen Sie nur — — Sie haben Silber und Geschmuck, Gräfinn! diesen müssen Sie an der Stelle verkaufen — — Aber mein Mann — — Ihrem Mann? diesem wollen wir schon etwas Blaues für die Augen machen. Sollte er es erfahren, so hab ich schon für eine Ausrede gesorgt. Sobald die Sache verkauft ist, so müssen Sie sogleich Ihre Kammerjungfer, die die Obsicht über Geschmuck und Silber hat, eines Diebstahls beschuldigen, sie aus dem Dienst jagen, oder in das Gefängniß setzen lassen; und durch diese Ausrede sind wir gerechtfertigt.

Aber, Baron! — — ich kann ja doch nicht ein unschuldiges Mädchen — — Aber Gräfinn! mit ihrem verwünschten Aber — Ich hab es mir schon gedacht, Sie wollen lieber, daß ich der Schande, der Verachtung ausgesetzt, in Schuldenthurm gesperrt werde, als daß Sie — — aber Sie haben auch Recht! Ihr Mädchen ist ein vortrefliches Mädchen. Sie waren doch,

ums Himmels willen, nie so schlecht gekämmt, als seit der Zeit Sie diese elende Kreatur von einer Kammerjungfer haben; aber dieß thut Ihnen alles nichts zur Sache — — Keine Vorwürfe, Baron! ich will ja. Die Gräfinn fiel dem Baron um den Hals, und der schwarze Entwurf wurde zur That.

So führen modische Schwachheiten zum schwärzesten Verbrechen, und schwache Herzen, die keine Mücke tödten können, machen Entwürfe zum Meuchelmord unschuldiger Menschen. Sophie wurde in das Gefängniß gebracht, die Gräfinn beschwor ihre Aussage, und der Richter legte derselben allen Glauben bey.

O Gesetze! ihr seyd in bürgerlichen Handlungen, wo es um Gut und Vermögen zu thun ist, stets für den Beklagten; und in Handlungen, wo es dem Bürger Blut und Leben kostet, seyd ihr wider den Beklagten. Verliert der Mensch wohl die natürliche Vermuthung seiner Rechtschaffenheit durch das, wenn eine beschworne Aussage wider ihn da ist? Warum trauen die Gesetze demjenigen, der wider den Unglücklichen spricht, mehr Ehrlichkeit zu, als

dem,

dem, der in Fesseln liegt? Kann nicht auch ein Gezeug ein Böswicht seyn? — oder macht die Anklage den zum Rechtschaffnen, der anklagt, und den zum Böswicht, der angeklagt wird?

O Richter! ihr fordert zum Beweise eines letzten Willens sieben Gezeugen; und um einen Menschen zu verurtheilen, sind euch zwey genug! Ist dann das Gut eurer Mitbürger in höherm Werth, als ihr Leben?

Sophie würde zur Folter verurtheilt worden seyn, wenn nicht ihr Bruder, der von dieser Geschichte Nachricht erhalten, alles Mögliche zur Rettung ihrer Unschuld beygetragen hätte. Es gelang ihm, zuverläßige Papiere in Erfahrung zu bringen, aus welchen er klar bewies, daß die Gräfinn mit dem Baron das Geschmuck an einen aucländischen Juden verhandelte. Der Richter sah die Wahrheit der Sache und Sophiens Unschuld. Sie wurde aus der Gefangenschaft entlassen. Der Richter gab ihr ein Unschuldsattestat, aber keine weitere Genugthuung.

Sophie verließ bald hierauf mit ihrem Bruder das Land, wo sie so behandelt war, und in welchem es solche schwarze Seelen mit den empfindlichsten Nerven geben könnte.

Der

Der Freund des Prinzen.

Ich befand mich einst an dem Hofe eines Fürsten, der seit langen Jahren sein väterliches Land so beherrschte, daß ihn die Geschichte weder unter die wohlthätigen Väter noch unter die Geiseln des Volkes wird setzen können. An guten Eigenschaften fehlte es ihm nicht, auch nicht an dem Willen sie zum Besten seiner Unterthanen zu verwenden; allein, diejenigen, welche ihn umgaben, und sich durch Schmeicheley oder durch eine übertriebene Gefälligkeit und Dienstfertigkeit bey seinen ehmaligen jugendlichen Schwachheiten, sein Vertrauen erworben hatten, wußten seine Wirksamkeit immer nach ihren Absichten zu lenken; er konnte nichts, als durch ihre Brille sehen, und sie meinten es auch in so weit recht gut mit ihm, daß ihr einziges Bestreben dahin gieng, ihn bey gutem

Wohlseyn uud Humor zu erhalten. Sie entfernten daher sehr sorgfältig alles, was ihm seine gute Laune hätte verderben können, und ihre schonende Sorgsamkeit für sein gutes Herz litt nicht, daß irgend ein wackerer Mann ihm ein Uebel des Staates oder einen Schnitzer seiner Regierung hätte aufdecken dürfen. Sie hielten ihn hübsch warm unter sich, und ließen ihn nur durch's Glasfenster sein Land und seine Leute sehen. Dieser Sorgfalt hatte man's zu danken, daß er immer wohlauf war, und daß man außer einer Unverdaulichkeit nicht leicht eine andre Gefahr für sein theures Leben zu fürchten Ursache hatte.

So viel von dem Vater des Prinzen, aus dessen Leben ich einige interressante Auftritte zu entwerfen gesonnen bin. Er war in der That ein liebenswürdiger Jüngling, besaß viele gute Eigenschaften und eine Gestalt, die schon beym ersten Anblick innern Werth verkündete. Seine Erziehung war einem Geistlichen und einem Soldaten anvertrauet; da er weder zu einem Bischofe noch zu einem Heerführer, sondern zum Regenten eines friedlichen Staates bestimmt war, so schien mir das

äußerst seltsam, und, ich gestehe es, mir ahndete nichts Gutes aus dieser Anstalt.

Es glückte mir in Kurzem des Prinzen Vertrauen zu gewinnen, er fand Vergnügen in meiner Gesellschaft, und, wie junge Leute zu seyn pflegen, bald hieng er mit enthusiastischer Wärme an mir. Ich wüßte nicht zu bestimmen, was ihn eigentlich mir so geneigt machen konnte, vielleicht wird in der Folge die Ursache bekannt; vielleicht war es Laune. Der Vater hatte nichts wider unsre Freundschaft einzuwenden, denn er bekümmerte sich nicht sonderlich um den Wandel seines Sohnes, weil er mit der Besoldung der Hofmeister genug für ihn gesorgt zu haben glaubte; die Hofmeister selbst waren froh, daß er ihnen nicht mehr so an der Seite klebte, denn er genirte sie nun in manchen Stücken, und sie waren zuviel an das Kind gewöhnt, als daß sie den kühnern Jüngling nun hätten ertragen können; die Höflinge, die immer an der Gesundheit des Vaters arbeiteten, waren auch nicht sehr besorgt sich dem Sohne zu empfehlen, sie trauten ihrer Kunst so viel zu, daß sie glaubten, es wäre noch immer Zeit genug

den Sohn zu gewinnen, wenn der Vater einmal in Zügen läge, auch sahen sie, daß ich keine Lust oder nicht Finesse genug hatte, ihren Schleichgängen das mindeste in den Weg zu legen. So blieb mein Umgang mit dem Prinzen von allen Seiten unangefochten.

Da der sechszehnte Geburtstag des Prinzen im Dezember fiel, so befahl der Vater, daß man diesen Tag mit einer Jagd feyern sollte. Die Anstalten wurden gemacht, der Tag brach an. In aller Frühe begab sich der Hof nach dem Forst, und nachdem das Frühstück in dem Jagdhause eingenommen war, fuhr man nach den Gerüsten, die zum Abschiessen im Walde standen. Heute schenkte man natürlicher Weise dem Prinzen mehr Aufmerksamkeit als gewöhnlich; Herren und Damen eiferten in die Wette ihm etwas Verbindliches zu sagen, und sobald er seine Büchse zum Schiessen anlegte, so standen Herren und Damen mäuschenstille, und sannen auf ein Bon-Mot nach, das sie ihm, er möchte treffen oder fehlen, sagen könnten. Doch sahen sie immer den Vater dabey an, als wollten sie fragen, ob er's nicht ungnä-

dig

dig aufnähme, wenn sie gegen den Prinzen artig wären; denn es schien einmal unter ihnen angenommen zu seyn, daß man sich unfehlbar dem alten Fürsten schlecht empfehlen würde, wenn man sich das Ansehen gäbe die Gnade seines Erben zu suchen.

Ich sah von ferne dieser Hofkomödie zu. Der Prinz schoß immer fehl, sein Eifer ließ ihn nicht bedächtlich genug zielen, und er erröthete ein über das andermal. Endlich ward er so überdrüßig, daß er sich heimlich davon schlich. Er kam gerade auf mich zu, und gab mir sein Misvergnügen an dieser Ergötzlichkeit nicht undeutlich zu erkennen. „Nein, sprach er, das „freuet mich wahrhaftig nicht; sehen Sie, „da steht mir bey der bittersten Kälte der „Schweiß auf der Stirne."

Ich. Die Jagd echaufirt, mein Prinz!

Der p. Die Jagd nicht so sehr, als die Bon-Mont's dieser Herren und Damen. Die Leute fließen über vor Witz; ehe man sich auf einem Absatz herumdrehen kann, sagen sie einem so viel galantes Zeug vor, daß ich in allen meinen Büchern nicht Antwort genug zu finden wüß-

te.

te. Ich gäb was drum, wenn mich einer diese Fertigkeit lehren wollte.

Ich. O mein Prinz, beneiden sie diese Geschicklichkeit nicht! Es ist Rauschgold.

Der P. Aber am Hofe, in Gesellschaften unentbehrlich. Man spielt da eine traurige Figur, wenn man nichts zu sagen weis, ohne sich vorher besonnen zu haben.

Ich. Finden Sie diese Geschicklichkeit denn wirklich so einnehmend?

Der P. Ich finde freylich, daß es bey einigen dreuste Dummheit, bey andern gedankenlose Schwatzhaftigkeit, bey wenigen langer Umgang der Welt, und bey den allerwenigsten wahre Natursgabe sey, auch wollte ich immer, wenn man mir ein paar Minuten Bedenkzeit ließ, etwas weit Schicklicheres herausfinden; aber in dem Augenblick, wo es nöthig ist, fällt mir nichts ein.

Ich. Beneiden Sie den witzigen Kopf nicht, mein Prinz. Nach einem längern Umgang mit der Welt wird es Ihnen an einer männlichen, einnehmenden Beredsamkeit nicht fehlen. Wer richtig zu denken gelernt hat, wird nach einiger Uebung gut zu sprechen im Stande seyn. Auch

die

die galante Sprache des Hofes wird Ihnen gewiß geläufig werden; nur nicht zu frühe, wünschte ich! aber das bitte ich Sie, lassen Sie sich niemals von dieser blendeden Eigenschaft dahinreißen, und legen Sie ihr niemals einen vorzüglichen Werth bey! Worte sind das Element des Hofes; sie haben in diesem Kreise einen ganz andern Gehalt, als im gemeinen Leben, oder vielmehr gar keinen; denn sie sind hier wie ungemünzte Kupferstücke, und jeder giebt ihnen Gepräg und Werth nach Gefallen. Setzen Sie nie ein großes Vertrauen auf einen witzigen Kopf, und brauchen Sie ihn nie zu einem Geschäfte; einem wichtigen ist er nicht gewachsen, und ein unwichtiges wird ihm zum Scherze dienen. Es ist wahr, Witz belebt die Gesellschaft, und in so weit finde ich ihn nicht nur tadellos sondern beyfallwürdig; allein bald mischt sich die Eitelkeit darein, man wird krank an der Witzsucht; ich habe Menschen gekannt, die Wahrheit, Freundschaft, Rechtschaffenheit einem Bon-Mot aufgeopfert haben. Wenn ein Fürst in diese Schwachheit verfiel, so könnte es mit ihm bald dahin kommen, daß er die wichtig-

sten Geschäfte mit einem Bon-Mot entschied, und daß auch bey einer bessern Einsicht die Entscheidung des Bon-Mot's halber bestehen müßte. Vielleicht giebt es Beyspiele davon.

Der P. Ha! das wäre doch zu toll.

Ich. Es giebt Beyspiele. Ich wüßte Ihnen nicht gleich eines zu erzählen, aber etwas Aehnliches fällt mir bey; wenigstens können Sie daraus sehen, daß es für unsre Erde nicht zu toll ist. Ein deutscher Kaiser sprach in einer Kirchenversammlung, als von einer Ketzerey die Rede war: Tullite damnabilem Schisma! Ein Prälat gab ihm zu verstehen, daß er damnabile hätte sagen sollen; der Kaiser war aber von seiner Latinität so eingenommen, daß er befahl, das Wort Schisma sollte hinführo unter die Wörter weiblichen Geschlechts gesetzt werden.

Der P. Ha! ha! ha!

Ich. Aber, Prinz! wird man Sie nicht vermissen. Es wird für Sie nichts zu schießen übrig bleiben.

Der P. Desto besser. Ich treffe ohnehin nichts, und mag nichts treffen.

Ich. Finden Sie kein Vergnügen an der Jagd?

Der p. Nicht das mindeste.

Ich. Dürft ich fragen, warum?

Der p. Ist es denn nicht grausam, daß man sein Vergnügen in dem Tode armer Geschöpfe sucht? Warum soll ich die Thiere umbringen, da sie mir nie etwas zu leide thaten?

Ich. Scherzen Sie, oder reden sie im Ernst?

Der p. Glauben Sie etwan, ich könnte nicht so empfindsam seyn?

Ich. So empfindsam? Nein, Prinz, das können Sie nicht seyn. Oder sind Sie etwan krank? Sind ihre Nerven schlaff? Können Sie keine harten Speisen, keinen Rheinwein vertragen? O ja, das können Sie; aber diejenigen, welche so empfindsam sind, können das nicht.

Der p. Wie verstehen Sie das?

Ich. Wie es ist, mein Prinz! Ich erstaune, wie Sie schon können angesteckt seyn von dem bösartigen neumodischen Fieber der Empfindsamkeit. Schwache Menschen ohne Nervenkraft und Spannung haben diese Krankheit in ihren eben so saftlosen Schriften ausgehaucht. Ich wünschte, daß Sie sogleich einige dieser Empfindsamkeitslehrer sehen könnten; wie alles so

krank

krank, so matt, so schmerzhaft an ihnen ist. Bey einigen ist's bloßer Temperamentsfehler, daß sie so empfindsam sind, und diese sind wirklich zu bedauern; andere affektiren diese Krankheit bey gesundem Körper, oder die Lektür empfindsamer Schriften hat ihre Einbildungskraft angesteckt. Sie liegt nicht in unsrer Natur, denn sie ward erst Mode, seitdem alle Thatkraft der Menschen in Worte auszuarten scheint. Was soll ich von einem Jünglinge denken, der über die Farbe einer Kornblume, über den Geruch einer Nelke in wortreiches Entzücken geräth? Der bey seinem Spaziergange sorgfältig vor die Füsse sieht, damit er nicht etwan ein Käferchen zertritt? Schön ist Mitleid und theilnehmendes Gefühl im Herzen der Menschen; aber vielleicht gab es nie der Leidenden und wahrhaft Unglücklichen mehr als itzt, da Empfindsamkeit der allgemeine Feldgeschrey geworden ist. Ich bitte Sie, mein Prinz, lassen Sie sich nicht bethören; und bleiben Sie fest da stehen, wo gute männliche Empfindung zur Empfindeley übergeht; Ihre Vernunft wird Ihnen immer die Gränzlinie richtig bezeichnen.

Schie-

Schießen Sie immer dem ersten besten Hirsche auf den Kopf, nur sein Tod ist dem Menschen nützlich; aber fühlen Sie dafür dreyfach das Wehe Ihrer Mitmenschen, nicht um darüber zu seufzen, sondern um zu helfen, so viel Sie können.

Der P. Das müssen Sie doch gestehen, daß so eine Jagd, wie diese, wenigstens unedel sey. Man treibt die Thiere zusammen, sperrt sie ein, damit wir sie gemächlich todtschießen können. Es kömmt mir gerade vor wie Fleischhackerarbeit, was wir da oben verrichten. So jagten die Alten nicht. Bey ihnen war die Jagd ein Bild des Krieges. Es gehörte Muth, dauerhafte Stärke und Trotz gegen Gefahren dazu, so konnte man wohl die Jagd eine anständige Heldenübung nennen, so trieben sie, glaube ich, die alten Deutschen, und noch itzt vielleicht unsre Jägerbursche. Aber was ist unsre große Jagd dagegen? Könnte man nicht eben so leicht und mit den nämlichen Kösten all das Wildpret in die Antichambre meines Herrn Vaters treiben, und da am Spieltische todtschießen? Wär das auch eine Jagd? Nein,

wir

wir jagen nicht mehr, wir metzeln, und des schäm' ich mich. —

Wir waren unterdessen ziemlich weit von den Wägen abgekommen, und eben wollte ich den Prinzen an das Umkehren erinnern, als er einen Bauern nicht weit von uns auf der Erde liegen sah. Er erschrack und blieb stehen; aus der Richtung seines Blickes nahm ich erst den Menschen wahr. Ich sprang hinzu, der Prinz folgte mir. Wir fanden einen armen Menschen, der sich tief in den Schnee verkrochen hatte; seine Glieder bebten vor Kälte, er aber schien nichts mehr zu empfinden, hielt seine Augen verschlossen, und seine Aerme in einander geschlungen. So lag er und merkte unsre Gegenwart nicht. Wir redeten ihn an, er gab keine Antwort, wiewohl er seine Augen ein wenig öfnete. Ich glaubte, daß er etwan verwundet seyn müsse, und faßte ihn an, um ihn aufzurichten, aber er riß meine Hand von sich los und sank in seine vorige Lage zurück. Kommen Sie, sprach ich mit starker Stimme zum Prinzen, wir wollen Jäger rufen, daß sie ihn auftreiben! Da fuhr der Mensch in die Höhe, grif hastig nach

seiner Axte, die neben ihm lag, und warf einen grimmigen Blick umher.

Kerl! was hast du vor? schrie der Prinz, rede!

Der Bauer. Habt ihr den großen Eber schon geschossen?

Der P. Nein! er will nicht hervor.

Der B. Ha, laßt ihn! er hat gestern meinem Buben ein Bein entzwey geschlagen, da wollte ich mit meiner Axte auf ihn zu, aber die Jäger prügelten mich, daß ich unserm Fürsten eine so fette Freude rauben wollte. Gott segne es ihm, aber mein Bube ist ein Krüppel!

Der P. Ich will ihn versorgen, auf mein Wort!

Der B. Ja, mit einer Kugel vor den Kopf; das kann ich auch.

Der P. Nein, sieh' her! da hast du Geld; laß ihn heilen, und bleibt er krumm, so gebe ich ihm Unterhalt, so lange er lebt.

Der B. Ach Gott! so viel Geld — ist ja mein Bube nicht werth! hab' zwar nur den einen — hab ihn lieb wie meine Seele — aber so viel Geld — —

Der P. Aber warum liegst du da bey der grimmigen Kälte im Schnee? Steh auf und geh zum Feuer!

Der B. Ja, Herr! ich kann mich halt nicht recht rühren. O sie haben mich garzu schrecklich zerschlagen!

Der P. Die Unmenschen!

Der B. Pst! gebt Acht, daß es keiner hört!

Der P. Aber warum bist du nicht bey deinem Buben?

Der B. Darf nicht, Herr! muß bey der Jagd bleiben. Man hat ihn fortgeschleppt, weis nicht wohin.

Der P. Und du kannst so ruhig seyn?

Der B. Ruhig, Herr? O ja, ich legte mich daher in der Hoffnung, daß ich im Schlafe erfrieren würde. Es geht uns armen Leuten gar zu hart. Mußte ich da sechs Stunden weit her zur Jagd und Weib und Haus im Stiche lassen. Acht Tage müssen wir nun schon bey diesem Wetter im Walde herumtreiben; hab Schuhe und Gewand zerrissen, mein Geld verzehrt, mein Bube hat's Bein gebrochen, ich bin jämmerlich geprügelt worden. Wenn ich heimkomme, wird's Weib im Wochenbette liegen, und sie müßte verschmachten, wenn Ihr mir nicht das Geld geschenkt hättet.

Der P. Bist du denn so arm? Hast du kein Gut?

Der B. O ja, hab schon; aber als ich's antrat, mußte ich so schrecklich viel der Herrschaft zahlen, daß ich mich noch nicht aus den Schulden arbeiten konnte. Die Steuern sind hoch, das Getreid wohlfeil, die Lebensmittel theuer.

Der P. Theuer? Was du brauchst, wird wohl nicht theuer seyn.

Der B. O ja Herr! sehr theuer. Um die Steuern zu zahlen, muß ich mein Getreid fast all verkaufen, kann nicht so viel zurückbehalten, als ich für mein Haus brauche. Sehet Herr! wenn ich nun hernach das Brod noch einmal so theuer wieder einkaufen muß, als es wohl nach dem Getreidpreis seyn soll, so bringt mir das Schaden, und ich kann mir nicht einbilden, daß es dem ganzen Lande nicht eben so schädlich seyn müsse. Eben so verhält sich's mit dem gemeinen Getränke. Freilich heißt's bey den großen Herren, der Bauer kann Wasser saufen, wenn ihm ein andrer Trank zu theuer ist; aber, Herr! unsre Arbeit fodert Kräfte, und zudem sind wir alle von unsrer Jugend auf an einen

gu-

guten wohlfeilen Trunk gewöhnt. Da wird nun auf einmal der gemeine Trank auch ohne natürliche Ursache um die Hälfte theurer und schlechter; das alles hilft nun uns gemeine Leute zu Grunde richten, es benimmt uns Muth, Zutrauen, Fröhlichkeit, und schlägt uns gewaltig nieder. Wir müssen allein alle Lasten tragen, und genießen von den Vortheilen wenig oder gar nichts; so viel Verstand haben wir schon, das einzusehen. Darum gehen so viele unter uns zu Grunde; es freuet uns nichts, wir verachten uns selbst, weil wir sehen, daß wir von allen Seiten verachtet werden. Ach! wenn man sich nur ein wenig um uns bekümmerte, und unsern an sich harten Stand durch Vorsorge und Unterstützung erleichtern wollte, so würden wir ja gerne alles thun, fronen, Steuern zahlen, zur Jagd treiben, und noch mehr.

Der P. Nun, gieb dich zufrieden, vielleicht wirds besser!

Der B. Das gebe Gott!

Er dankte dem Prinzen mit innigster Rührung, und wir nahmen unsern Weg nach den Wägen zurück. Lange schwieg der Prinz, und ich hütete mich ihn in diesem

heil-

heilsamen Nachdenken zu stören, endlich fieng er mit dieser Frage an: Was halten Sie von den Klagen dieses Menschen?

Ich. Ich wünschte, daß sie unbillig wären: aber sie sind es nicht, mein Prinz. Ich bitte Sie, graben Sie sich diesen Augenblick recht tief in ihr Herz, denn schwerlich werden Sie in ihrem Leben je wieder die Gelegenheit haben, so etwas zu hören. Möchte nur das alles auch wahr und einleuchtend seyn, was ich Ihnen itzt über diesen höchst wichtigen Gegenstand sagen will und muß. Ich weis, wie schädlich jeder falsche Begriff bey einem jungen Fürsten ist; denn wer kann, wer mag ihn einst eines bessern belehren? Doch, vermuthlich haben Ihre Herren Hofmeister diese Materie schon erschöpft.

Der P. Ich wüßte nicht, daß ich etwas davon gehört hätte.

Ich. Aber sie werden es gewiß, denn darinn besteht die Summe ihres Unterrichts. Wollen Sie meine Meinung vorläufig hören?

Der P. Ich bitte Sie darum.

Ich. Sie wissen, mein Prinz, daß die ganze physische Wohlfahrt eines Staates

von dieser Erde, auf der wir stehen, von dem Pfluge, der sie umgräbt, und von den Händen, die den Pflug lenken, herkömmt. Auch das blühendeste Kommerz kann nie einem Staate dauerhaftes Glück gewähren, und aus diesem wenigen können Sie sich schon den praktischen Grundsatz festsetzen, nie einem Finanz- oder Manufakturprojekte, das sich nur im mindesten zuweit von dieser Quelle alles Reichthums entfernt, Gehör zu geben.

Der P. Das ließ sich gleich auf einige unsrer Fabriken anwenden, die so viel kosten.

Ich. Richtig. Sie entfernen sich zuweit von der natürlichen Eigenschaft der Produkte in ihrer Bearbeitung, und ihre Wirkungen kommen zu langsam und nach zu vielen Umschweifen erst wieder auf das Land zurück. Wir haben uns von unsern Hauptgegenstand entfernt; aber halten Sie diese Ausschweifung nicht für unnütz; lassen Sie sich nie von dem herrschenden Manufakturschwindel bethören, es könnte für ihren Staat von höchst schädlichen Folgen seyn, und nie möge der Scheingrund, daß bey jeder Fabrike wenigst der Arbeitslohn und Geldsumlauf erwonnen

wird,

wird, bey Ihnen Eindruck machen; denn wenn die Arbeit an sich selbst dem Staate nichts nützt, so ist auch ihr Lohn Verlust für ihn, und der Umlauf des Geldes ist nur in so weit ein Vortheil, als er den Umlauf brauchbarer Waaren befördert. Die alte und neuere Geschichte wird Sie noch mehr überzeugen von der Nichtigkeit einer Staatsgröße, die blos auf dem Kommerz beruhet. Alle Völker, welche, um sich empor zu schwingen, mit dem Handel den Anfang machten, müssen früh oder spät die verkehrte Ordnung ihrer Betriebsamkeit einsehen, und die Erhaltung ihres blühenden Zustandes in der Fruchtbarkeit ihrer Erde suchen, oder sinken.

Sehen Sie, mein Prinz, da sind wir wieder auf unsrer Erde, als der Quelle dauerhafter Wohlfahrt und wahren Reichthums. Es wird Ihnen einst zu gute kommen, wenn Sie bey den weitläuftigen Geschäften Ihrer Regierung all das Geschreibe, Projektiren und Räsonniren auf diesen einzigen festen Punkt werden zurückleiten können. Die Grundlage Ihres Staates beruhet auf dem Ackerbaue, und Sie wissen nun, wohin die erste Sorge Ihrer

Regierung gerichtet seyn muß. Vielleicht hören Sie diese Wahrheit in Ihrem Leben nicht wieder, denn beynahe alle diejenigen, welche künftig Sie umgeben werden, gleichen den Vögeln und dem Ungeziefer, das muthwillig sich auf den Aesten des Baumes herumwiegt und nährt, ohne sich um den Stamm zu bekümmern, der doch dem kleinsten Blättchen seine Säfte, sein Leben zuführt; ohne welchen all das Geschmeiß verschmachten müßte.

Der Landmann und der ihm nächste gröbere Handwerker sind der wesentliche Theil Ihres Staates; die Degenträger alle, vom höchsten bis zum niedrigsten, sind eher als Nebensache zu betrachten; so wie sich die übrigen Stände von diesem Urstande mehr und mehr entfernen, desto entbehrlicher werden sie im Grundbegriffe der Sache.

Der ganze wahre Reichthum des Staates wird von jenen hervorgebracht und unter die übrigen Stände ausgebreitet. Die Summe der ganzen Regierungskunst, in so weit sie nämlich die physische Wohlfahrt betrift, besteht darinn, dieses Hervorbringen und Ausbreiten zu befördern, zu erleichtern und zu lenken. Finden Sie das wahr?

Der

Der P. O ja, und wie kann man daran zweifeln?

Ich. Und dennoch handelt man diesen Grundsätzen oft zuwider. Sie haben wohl itzt aus den Klagen des armen Menschen gehört, daß man seinem Stande nicht die Achtung und Sorgfalt schenkt, die er verdient, und seine Beschwerde über die Theurung der gemeinen Lebensmittel ist nicht so geringfügig, als sie scheinen mag; es ist eine Bedrückung, mein Prinz!

Der P. Aber eine Staatsbedürfniß hat sie, so viel ich höre, auf einige Zeit nothwendig gemacht.

Ich. Sehr schlimm, wenn dem so wäre! allein, setzen wir den Fall, daß eine außerordentliche Staatsschuld zu bezahlen wäre, so müßte, meiner Meinung nach, diese Summe auf die ganze Masse des vaterländischen Vermögens angeschlagen werden, und die Theilhaber dieses Vermögens müßten nicht in gleiche sondern ihrem Antheil verhältnißmäßige Theile gesetzt werden. Finden Sie das nicht billig?

Der P. Ja, und ich finde auch, daß das durch jene Taxe gar nicht geschieht; aber wie wäre zu helfen?

Ich.

Ich. Sehr leicht, und zwar ohne an der ganzen Verfassung das mindeste zu ändern. Damit der Reichere, wie's billig ist, mehr bezahle, als der Arme; so dürfte man nur, statt jenes bedrückenden Aufschlages, den Zoll auf ausländische voluptuarische Waaren verdoppeln. Man darf nicht zweifeln, daß sich noch Ueberschuß ergeben würde.

Der P. Aber das Kommerz — — —

Ich. Es ist wahr, das Kommerz leidet durch jeden Zwang; aber ist es denn itzt frey? und dann, mein Prinz, müssen Sie überzeugt seyn, daß das ein armseliges Kommerz ist, welches nur auf Kosten des gemeinen Mannes erhalten werden kann. Ueberhaupt ist das, was man in ihrem Staate mit dem Titel eines Kommerzes beehrt, nur einseitige Krämerey, die, wenn sie nur von ferne mit der inländischen Gewerbsamkeit in Kollision kömmt, weit nachstehen muß. Entfernen Sie diesen Punkt nie aus Ihren Augen; fragen Sie die Natur um Rath, wenn Sie Ihr Land beglücken wollen, und verkennen Sie den Segen nicht, den sie über Ihre fruchtbare Fluren ausgebreitet hat. Es giebt ein

künst-

künstliches Glück auf dieser Erde für einzelne Menschen sowohl als für ganze Staaten, und zu diesem gelangen beyde nur auf künstlichen Wegen. Aber es ist hinfällig, wie sein Grund, die Meynungen der Menschen, und nicht nur seine Erwerbung sondern sein Genuß selbst widerspricht dem natürlichen Glücke, für welches diese Erde und ihre Bewohner geschaffen sind. Nur dieses ist dauerhaft, und gründet sich auf wesentliche Dinge. Die Erfahrung bestättigt diese Wahrheit sowohl bey einzelnen Menschen, als bey ganzen Staaten. Von letztern giebt Ihnen Holland ein lebhaftes Beyspiel; Reichthum, Kommerz, Handelsindustrie sind da auf das höchste gestiegen, und dennoch, Prinz, kenne ich nicht leicht einen schwächern, unglücklichern Staat als Holland; man nimmt sogar am geringsten seiner Bewohner deutlich wahr, daß die Wohlfahrt seines Vaterlandes, so wie die seinige, ein bloßes Kunststück sey. Hätte diese Republick fruchtbare Felder, so wäre es besser für sie, wenn sie aus ihren Mastbäumen Dreschflegel, aus ihren Seefahren Ackerleute machte. Und wäre nicht Frank-

reich

reich dreymal mächtiger, wenn es die Hälfte von der Mühe, mit welcher es sein Kommerz empor zu bringen sich bestrebte, auf seinen ergiebigen Ackerbau verwendet hätte?

In Ihrem Staate nun gar, Prinz, ist es kaum möglich die Quelle seiner wahren Wohlfahrt zu erkennen, sie liegt baar am Tage, und selbst die Grundverfassung des Landes zielt deutlich darauf hin. Ich darf Ihnen nun richt erst sagen, wie ungemein wichtig Ihnen derjenige Theil Ihrer Unterthanen seyn muß, welcher allein die Ergiebigkeit dieser Quelle im Gange erhält, und ihre Ausflüsse durch das Ganze verbreitet. Sie werden also diesem Stande Ihre vorzügliche Sorgfalt schenken, werden es nicht beym alten bewenden lassen, und ihn ferner der Raubsucht ungeprüfter Bedienten übergeben; Sie werden ihn aus dem Druck und der Verachtung hervorziehen, unter welcher er bisher darben mußte, denn seyn Sie versichert, Prinz, daß ein Fürst sich selbst nie mehr erheben kann, als wenn er den sogenannten dritten Stand seiner Unterthanen erhebt; daß er nichts seinem Ansehen gefährlichers unternehmen

kann,

kann, als wenn er den vornehmsten Stän=den aus Indolenz; oder unüberlegter Be=günstigung eine unmäßige Vergrößerung gestattet; daß es keinen auffallendern Be=weis von einer schlechten Staatsverwal=tung gebe, als einen Hof, der wie das Firmament, mit Sternen flimmert, und ein Land dagegen, das voll armer, be=drückter, insolventer, ausgepfändeter Bau=ern, ruinirter Handwerker und Bettler läuft. — Wahre Fürstengröße ist sichtba=rer in der Hütte des Landmannes, als in den Sälen des Pallastes.

So wenig aber, mein Prinz, als Sie denjenigen Menschen für glücklich halten können, der mit Essen und Trinken und Kleidern im Ueberfluß versehen ist, eben so wenig können Sie den Reichthum für die höchste Wohlfahrt eines Staates halten. Es giebt moralische Bedürfnisse, deren Befriedigung zur Glückseligkeit des Men=schen eben so nöthig sind, als die physi=schen. Für beyde müssen Sie mit glei=chem Eifer sorgen; und glauben Sie nicht, daß mit der äußerlichen Handhabung der Religion, als des Inbegrifs der Mora=lität, schon hinlänglich für jene Bedürf=

nisse

nisse gesorgt wäre. Nein, Prinz! es ist leider nicht an dem, sonst würde man nicht die traurige Erfahrung haben, daß die genaueste religiöse Observanz mit dem höchsten Grade von Unsittlichkeit vergesellschaftet seyn könne. Ueberhaupt giebt sich ihr Unterricht, wenigstens in Ihrem Staate, blos mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft ab, und läßt Verstand und Willen ungebildet; zuverläßig aber liegen jene moralische Bedürfnisse, deren Befriedigung zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens nöthig ist, nur in diesen beyden Seelenkräften. Ihre Pflicht ist es, Prinz, nichts zu vernachläßigen, was zum Glücke ihrer Unterthanen nöthig ist, und daher gehört Geistesaufklärung so gut, als leibliche Nahrung. Es ist eine verdammte, tiranische Staatsklugheit, die den Grundsatz ausgebrütet hat, daß Dummheit dem gemeinen nährenden Volksstande angemessen sey, und daß seine hervorbringende Kräfte dabey nicht leiden. So räsonnirt wohl ein Sklavenhändler, der nur die beyden Arme und den Rücken seiner Untergebenen in Anschlag bringt, aber darf das auch wohl der Fürst eines freyen Volkes?

kes? Hat nicht der geringste seiner Unterthanen eben so viel Anspruch auf menschliche Glückseligkeit, als er selbst? Ist er nicht blos deswegen da, um diese Ansprüche zu sichern, zu erfüllen? Und kann wohl der rohe, unwissende Mensch eines andern, als thierischen Glückes genießen? Gesetzt aber, man wollte auch nur die arbeitsamen Hände jenes nährenden Volkstandes, ohne Rücksicht auf Mensch und Menschenrechte, in Anschlag brinzen, so begreifen Sie wohl, daß zwo Hände, die ein richtig denkender Kopf leitet, weit nützlicher arbeiten, als wenn sie bloßer Mechanismus bewegt; und was die Billigkeit an sich selbst erfordert, wird so auch vortheilhaft; aber der Himmel verhüte, daß dieser Beweggrund mehr als jener bey Ihnen gelte!

Ich glaube das nicht, mein edeldenkender Prinz; denn sie wissen, daß jedem Rechte, welches Sie einst als Fürst über ihre Unterthanen ausüben werden, eine Verbindlichkeit zur Seite geht, und daß, wenn Sie diese vernachläßigen, die Ausübung jene tiranische Selbstmacht sey. Jede Handlung der fürstlichen Macht setzt

die

die Erfüllung einer Fürstenpflicht voraus. So haben Sie, zum Beyspiel, ein vollkommnes Recht von Ihren Unterthanen Abgaben zu fodern, weil Sie dieselben wieder zum Nutzen des Ganzen verwenden, und weil ohne Ihre kluge, wohlthätige Regierung Ihre Unterthanen nicht im Stande gewesen wären sich diesen Ueberfluß zu erwerben. Könnte hievon das Gegentheil erwiesen werden, so hörte Ihr Recht auf, und die gewaltthätige Ausübung desselben würde Despotismus. — —

Der edle Jüngling war so mit ganzer Seele aufmerksam, daß er nicht wahrnahm, wie nahe wir schon bey der Gesellschaft waren. Ich erinnerte ihn des, und bat ihn seine nachdenkende, ernste Miene aufzuheitern. Aber er schied von mir mit schweren Herzen, sprach nichts, als: „Ich „danke Ihnen;„ und trat unter sie.

Ich verließ ihn nicht mit meinen Augen, und bemerkte die ganze Zeit über, daß sein Geist beschäftigt war; durch ein erzwungenes Lächeln wollte er sich das Ansehen geben, als nähme er Theil an dem galanten Gespräche der Gesellschaft; allein es glückte ihm so wenig, daß so

gar

gar die Höflinge seine Zerstreuung zu bemerken schienen; sie betrachteten ihn mit einem forschenden Blicke, raunten sich in die Ohren, und sahen dann einer gewissen jungen Dame eben so scharf in's Auge, und ich wette, daß ihre Weisheit einmüthig den Schluß fällte — Unser Prinz ist verliebt!

Nein, eure Weisheit irrte; verliebt war er nicht. Denn als ich am folgenden Morgen, auf seine Einladung, zu ihm kam, las er in keinem Roman, sondern im Plutarch. Er saß vertieft über dem Buche, und sein Frühstück stand daneben auf dem Tische. So bald er mich wahrnahm, fragte er mich in einem feurigen Tone: Ach! warum haben wir keine solche Männer mehr?

Ich. Weil wir keine solche Männer mehr brauchen, Prinz.

Er stutzte über diese Antwort, und nahm die Tasse um sein Frühstück zu genießen, aber es war ganz kalt geworden, und er ließ es wegnehmen. Unterdessen kam mir der Gedanke, daß ihm meine Antwort müsse misfallen haben, weil er vermuthlich so eben den enthusiastischen Ent-

schluß

schluß gefaßt hatte so ein Mann zu werden. O er war ein edler Jüngling! jede schöne That erweckte den Ruf zur Nachahmung in seinem Herzen, und ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich durch meine unbesonnene Antwort dieß schöne Auflodern erstickt hatte. — Nun edler Prinz, gefällt Ihnen der Plutarch so gut, als ich's Ihnen vorausgesagt hatte?

Der P. So sehr, daß ich mein Frühstück und wohl noch mehr darüber vergessen hätte; aber es ist mir leid, denn wenn wir solche Männer nicht mehr brauchen —

Ich. So wäre wohl eine Tasse Chokolade besser? Im Ernste, Prinz, ich bitte Sie meine Antwort zu vergessen; Ihre Frage war aber auch so frappant! ich glaube, daß unter Hunderten, die den Plutarch lesen, nicht einer auf diese Frage verfällt: warum haben wir keine solche Männer mehr?

Der P. Ich gestehe es, daß ich sie recht gerne beantwortet haben möchte.

Ich. Auch ich möchte das recht gern; aber wer hat die Einsicht uns hierinn ein Genügen zu leisten?

Hier wurde ein Mann, der in dem Rufe eines Gelehrten stand, bey dem Prinzen angemeldet. Ich freute mich recht, als ich seinen Namen nennen hörte; denn wiewohl sein Haus einem jeden, der Lust hatte ihn und seine Kunstsammlungen zu bewundern, offen stand, so hatte ich doch noch nie das Glück gehabt mit ihm zu reden, weil ich vom Bewundern nie ein grosser Liebhaber war. Er war übrigens an Ruhm und Glanz so weit gekommen, daß er eine zahlreiche Bande gestiftet hatte, die sich mit seinem Namen ** aner benamste; sie bestand aus Religionsspöttern, Intrikemachern, Hausspionen, Stimmensammler u. d. g. und wo er nur immer einen Menschen wahrnahm, der über Religion und Geistlichkeit wacker loszog, dann und wann das Wörtchen Helvez, Evangile de la raison &c. mit einfließen ließ, den warb oder ließ er unter seine Rotte werben. Er verlegte sie darauf nach seiner Absicht in Hinterhälte, von wo aus sie jeden ehrlichen Mann, der kein ** aner war, angreifen mußten. Konnten sie den Mann nicht zu Boden kriegen, so warfen sie ihm wenigstens einen Stein in den

Weg.

Weg. So viel hatte man mir von dem Manne berichtet, der sich itzt bey dem Prinzen anmelden ließ.

Er trat herein, und zog während seinem Komplimente ein Buch aus der Tasche, welches er dem Prinzen überreichte.

Der P. Ha! auch von Ihnen einmal etwas, und gewiß nichts mittelmäßiges.

Der Gelehrte. Verzeihen Sie, gnädigster Prinz, meine häufigen Standesgeschäfte erlauben mir nicht ein Schriftsteller zu werden. Ich bestrebe mich, auf eine wirksamere Art thätig zu seyn, aber ich mache mir nebenher ein Vergnügen daraus jungen Männern von hervorstehenden Geistesgaben meine Anleitung zu geben, und ihre Schritte nach Wahrheit zu lenken; Sie werden finden, wie nahe ihr der Verfasser dieses Buches kömmt, Sie werden ihn Ihrer Gnade würdig finden.

Der P. Aber von Ihnen möchte ich doch auch einmal ein Buch lesen!

Der Gel. Ich hoffe einst die Gnade zu haben, daß Sie meinen Grundsätzen, die ich täglich mit Vergnügen sich weiter ausbreiten sehe, Ihren Beyfall nicht ver-

sagen werden, wenn Sie sich in eine vertrauliche Unterredung unter unsern Freunden herablassen wollen. Wahre Weisheit liebt verborgene Stille, nur Wenigen sichtbar, wirkt sie durch diese Wenigen auf die Menge, die für einen nähern Umgang mit ihr nicht geschaffen ist.

Bey diesen Worten brüstete er sich, als ob Zoroaster, Pythagoras und Plato seine Schüler wären, mich aber sah er mit einem Blicke an, der buchstäblich sprach: Armer Mensch, der du kein **aner bist, was machst du hier?

Der P. Ich verstehe Sie noch nicht ganz. — Aber sagen Sie mir, was halten Sie vom Plutarch?

Der Gel. Dem Biographen? Recht viel Gutes. Ich lese ihn noch oft in der Ursprache. Sein historischer Styl ist vortreflich, aber seine Philosophie — —

Ich. Seine Philosophie?

Der Gel. Sagt nicht viel.

Ich. Nicht viel?

Der Gel. Lesen Sie nur', gnädigster Prinz, und urtheilen Sie dann selbst. Er hängt so sehr an dem Aberglauben seiner Zeit, spricht so viel von dem Einfluß der

Religion und Götter, ja er ist so schwach, daß er den Verlust einer Schlacht der Unterlassung eines Versöhnungsopfer zuschreibt. Würde ihn nicht eine hellere Philosophie über dieß Blendwerk hinausgesetzt haben? Würden wir wohl heut zu Tage demjenigen den Namen eines Philosophen geben, der solche Albernheiten anders als gemeine Vorurtheile behandeln, oder sie gar als reelle Mitwirkungen großer Handlungen betrachten wollte?

Der P. Nun, sagen Sie mir, warum giebt es keine solche Männer mehr, als er da beschreibt?

Der Gel. Die wahre Philosophie macht der Don-Quixotte immer weniger.

Der P. Sind das Don-Quixotte?

Der Gel. Im Bezug auf uns der eine mehr der andre weniger. Finden Sie das nicht auch, gnädigster Prinz? würden Sie nicht selbst lachen, wenn heute so ein glühender Patriot käme, und mit seiner überspannten Tugend in unsrer Gesetzgebung unserm Staatensysteme alles umkehren wollte? Was ist der hoch angepriesene Patriotismus? Schall ohne Sinn. Wir kennen die Bestimmung der Menschen besser. Sie

kann

kann nichts anders seyn, als Genuß. Suche den ein jeder, auf welchem Wege es sey; der Zweck heiligt die Mittel. Klugheit ist der Erde Gott; sie gewinnt unsre Schlachten, sie beherrscht unsre Kabinette, sie leitet den einzelnen Menschen zum Ziel. Sorge für dich selbst, ist der Natur heiligstes Gesetz. —

Der Prinz schwieg, und ich schwieg. So sehr mir auch diese abscheulichen Grundsätze ans Herz drangen, so vergaß ich doch den Philosophen Sektenstifter, und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf den Jüngling, um in seinem äußern den Eindruck dieser Lehre zu bemerken. Ich zitterte; aber ich wagte es nicht den Mann zu widerlegen, denn wie leicht hätte ihm sein Stolz, seine geübte Beredsamkeit, sein Ruf einen scheinbaren Triumph verschaffen können, und welche Folgen würde das für den jungen Prinzen gehabt haben? Auch aus unserm Stillschweigen zog er diesen Vortheil; er lächelte voll inniger Genügsamkeit, empfahl noch einmal das überreichte Buch und seinen Verfasser, und gieng.

Nun, sprach der Prinz, nun wissen wir doch, was Plutarch und seine Helden sind!

Ich. Ich schäme mich, Ihnen diese Lektüre empfohlen zu haben. Lesen Sie nicht weiter, und vergessen Sie die Don-Quixotterie! die Philosophie dieses Mannes macht mich zu Schande. Sie ist so einleuchtend!

Der p. Wirklich?

Ich. Seine Grundsätze sind so praktisch, so reizend!

Der p. Finden Sie?

Ich. Mich wundert's nun nicht mehr, wenn die jungen Leute sich an ihn hängen und alles andre verlachen. Was kann bequemer seyn, als seine Lehre?

Der p. Das ist wahr!

Ich. Ich bedaure nur, daß ich gegenwärtig war, sonst hätte er Sie stehendes Fußes in seine Schule eingeweiht!

Der p. Meinen Sie?

Ich. Und da würden Sie bald einen Numa, Kamillus, Publikola, Fabius Maximus ꝛc. kennen gelernt haben.

Der p. Solche Don-Quixotte?

Ich. Behüte der Himmel, mein Prinz! lauter erleuchtete Menschen, die da besser

wissen

wissen, was die wahre Bestimmung unsers Lebens ist.

Der p. Reden Sie im Ernste? Was halten Sie davon?

Ich. O im Ernste, mein Prinz! eine verfluchte, abscheuliche Lehre! Nun erst kenne ich den Mann ganz, kenne seine Winkelphilosophie, und, o möchte ich im Stande seyn Sie auf immer seinen Grundsätzen zu bewahren! Wollten Sie wohl jemals einem Menschen, der so denkt, irgend eine Stelle anvertrauen, die nur im mindesten mit dem Wohl Ihrer Unterthanen in Verbindung stünde? Genuß ist des Menschen Bestimmung, und der Zweck heiligt die Mittel. Fassen Sie all den Greuel, der in diesen Worten liegt? Was ist Tugend, was sind die heiligsten Pflichten in den Augen dieses Philosophen? Er wird sie öffentlich zwar nie verlachen, weil sie an ihm durch den Schein, an andern durch die Ausübung seinen Absichten nützlich seyn können; aber in ihm selbst den ehrlichen, rechtschaffnen Mann suchen hieß seine Philosophie brandmarken.

Ich weis nun mehr von seiner Weisheit, als er selbst hier entdeckt hat; denn

diese

diese Winkelphilosophie schämt sich im Hellen zu erscheinen, weil aller gerader, guter Menschensinn ihr entgegen ist. Sie hüllt sich in Geheimnisse, und schleicht wie eine verachtete Buhlerinn im Dunkeln, um hie oder da einen brausenden Jüngling zu haschen. Sie wagt sich nie an einen Mann von bekannter, guter Denkart aus Furcht beschämt zu werden.

Wie wird es um Ihren Staat aussehen, Prinz! wenn die besten Jünglinge, die einst Ihre Gehilfen, ihre Rathgeber werden sollen, in diesem Systeme gebildet worden sind? Was können Sie von einem Menschen erwarten, der nur sich für den Mittelpunkt aller Thätigkeit betrachtet, und mit andern nur in so weit in Verbindung steht, als sie Werkzeuge zu seinem Zwecke, Mittel zu seinem Genuße abgeben können? Wäre Ihr ganzer Hof oder nur grösstentheils aus dieser Schule besetzt, so könnten Sie nie einen Tag ohne Furcht gewaltsamer Ermordung hinbringen; denn wie leicht wäre es möglich, daß Ihr Leben dem Genuß eines dieser Menschen im Wege stünde!

Glau-

Glauben Sie nicht, mein Prinz, daß ich blos deklamire, gegen Dinge rede, die nur in meiner Einbildungskraft bestehen! Nein, Sie haben selbst die Grundsätze dieses Mannes gehört; er befolgt sie praktisch, flößt sie seinen Anhängern ein, seine Lehre greift um sich, wie die Pest; kaum können Sie hoffen einen Jüngling in der Nähe ihres Hofes zu finden, der nicht davon angesteckt sey.

Sie sind alle todt für jede gesellschaftliche Tugend, jedes edle Gefühl, jedes gemeinnützige Unternehmen; denn ihr Meister hat sie gelehrt auf bequemen Wegen ihr Wohl zu suchen, und nichts zu suchen, als ihr Wohl. Thätig seyn fürs Vaterland, sich mit Mühe zu seinem Dienste vervollkommnen heißt Thorheit, Patriotismus, sinnloser Schall. Und wenn das ist, Prinz, so sind Sie der unglücklichste Mensch unter der Sonne; denn ohne Vaterlandsliebe giebts keine Fürstenliebe: ist aber ein Fürst nicht allgemeiner Vater, so ist er allgemeiner Feind.

Sind diese Grundsätze wahr, so hat der gelehrte Mann freylich Recht über die Don-Quixotte des Plutarchs zu lachen. Wo-

zu jenes edle tugendhafte Bestreben, jene großmüthige Aufopferungen, wenn des Menschen höchstes Glück im Genuß besteht? Alle große Männer, die seit Jahrtausenden einen erhabnern Begriff von ihrem Daseyn hatten, und nach wahrer Würde und Menschengröße trachteten, sind Thoren; und die Menschen aller Zeitalter, welche diesen Edeln Ehrfurcht und Bewunderung zollten, sind Thoren mit ihnen. O Sie fühlen es gewiß in Ihrer edeln Seele, wie abscheulich diese Meinung, Sie fühlen, daß des Menschen Bestimmung erhabner sey.

Was nun dieser Philosoph ferner von seiner geheimen Weisheit zu entdecken sich schämte, das will ich, statt seiner, Ihnen mittheilen. Unsterblichkeit der Seele ist ein eitler Traum; Religion ist ein feingewirkter Kappzaum für den Pöbel. — Sie erschrecken, Prinz! Sie halten es für unmöglich so zu denken? Das wird jeder Mensch, dessen Kopf und Herz noch unverdorben sind; denn unwidersprechlich ist der Beweis von der Unsterblichkeit unsrer Seele, der in ihr selbst liegt; ihr immerwährendes Sehnen nach Ruhe, nach Vergnü-

Vergnügungen höherer Gattung, ihr endlicher Ueberdruß an allem, was die Erde geben kann, ihr freywilliges Emporschwingen über den engen Kreis unsres Lebens beweisen kräftig und unwiderlegbar, daß ihre Bestimmung sich hienieden nicht endet. Kein denkendes Wesen kann einen Begriff haben, der außer ihm sich befände, Gott selbst kann nichts denken, was über ihn erhaben wäre. Aus diesem Grunde hielten alle Völker die Seele für unsterblich, weil sie Unsterblichkeit denkt, weil sie immer über diese Erde, und über alle gegenwärtige sinnliche Gegenstände hinausschwebt, sobald sie sich selbst überlassen ist, und weil sie nur in solchen Betrachtungen wahres Vergnügen findet. Größe und Beweglichkeit bestimmen das Wesen des Körpers; Kraft und Bewegung bestimmen das Wesen des Geistes.

Sie werden weit gelehrtere, tiefsinnigere Beweise von dieser Wahrheit in bekannten Werken finden; aber mir war dieser immer genug, und kein Mensch wird je eines andern bedürfen, der ihn noch fassen kann; hat Sinnlichkeit und Laster das innre Ohr betäubt, so ist auch jeder an-

dre

dre fruchtlos. In diesem Falle befinden sich unsre **aner. Die Evidenz ihres Materialismus liegt in ihrem Unterleibe. Um sich aber auch das Ansehen systematischer Denker zu geben, so borgten sie dem guten Epikur und seinem nicht so guten Nachfolger Helvez ein paar Grundsätze ab, (ohne einem von beyden zu verstehen) erklärten sie nach ihrem Behagen, und flickten mit ihren fünf Sinnen ihre Winkelphilosophie zusammen, von welchen nun dieser Mann das anlockende Schild allhier aushängt. Kein Wunder, wenn seine Sekte täglich zahlreicher wird; denn welcher Jüngling, den Erziehung, Leidenschaft oder Verführung zum Sklaven seiner Sinne gemacht haben, wird nicht gerne solchen Grundsätzen beytreten, die ihn in seinen Augen nicht nur rechtfertigen, sondern ihm auch noch das Ansehen geben, als denke er klüger und philosophischer, als der gemeine Haufen. —

Für die Wahrheit und Nothwendigkeit der Religion habe ich auch nur einen eben so ungelehrten Hausgrund. Theologische Beweise frommen ihr nicht viel, sie beruhet mehr auf dem Herzen, als der Vernunft,

nunft, und das tiefsinnigste Argument ist fruchtlos bey einem Menschen, der für sie keine Empfindung mehr hat. Es giebt zuverläßig in jedem philosophischen Kopfe eine gewisse Periode, (wenn sich nämlich seine Kräfte zu entwickeln beginnen) in welcher er über diesen Gegenstand nachdenkt und zweifelt. Dieser kritische Zeitpunkt der Freydenkerey ist meistens entscheidend für unser ganzes Leben, und leider! trift er gewöhnlich ein, wenn die Phantasie und Leidenschaften ihre größte Gewalt über uns auszuüben pflegen. Wir würden in dieser Periode alle ** aner werden, wenn wir einem solchen Manne in die Hände fielen; mich aber retteten bessere Lehre, besserer Rath, gute Lektüre und helle Zwischenblicke der Vernunft, und nun verließ ich meine Denkart über diesen Punkt nicht mehr, wenn mir auch das Gegentheil auf die künstlichste Weise demonstrirt würde; denn was meinen Gründen an Stärke abgeht, das ersetzt mein Herz, und was dieses mit meiner Denkart verlöre, das können die Sophismen aller ** aner in der Welt mir nicht wieder geben.

Denken Sie nicht; fühlen Sie nur erst, Prinz, was Religion sey. Die Quelle jeder gesellschaftlichen Tugend, der Inbegriff aller Moralität. Nehmen wir nur, um mit diesem Manne zu reden, das heiligste Gesetz der Natur: Sorge für dich selbst, und vergleichen wir es mit dem heiligsten der Religion: Liebe deinen Nachsten wie dich selbst. Hier wie erhaben! dort wie niedrig! So knüpft sie das Band der Gesellschaft, indem sie den Menschen veredelt; sie ist, nur als pragmatische Lehre der Sittlichkeit betrachtet, die Hauptstütze der menschlichen Wohlfahrt, ohne sie hörte alle moralische Verbindung unter den Menschen auf, und unser Zustand würde schlimmer seyn, als der Krieg aller gegen alle; denn der Vorzug phisischer Stärke und tödtende Waffen sind nicht so gefährlich, als List, eigennützige Klugheit, und unbestimmte, willkührliche Begriffe von Pflicht und Recht. Ich wollte tausendmal lieber unter einem wilden ungeselligen Volke leben, wo es dem Stärkern gälte den Schwächern zu berauben und zu tödten, als in einem kultivirten Staate, wo man das nämliche, nur auf eine feinere Art, für erlaubt halten dürfte.

Das

Das Gesicht eines Menschen, der sich mitten auf einer unübersehbaren Fläche befände, würde bald ermüden, ja es würde ihm gar bald schmerzhaft werden, wenn es nicht einen Gegenstand erblickte, auf welchen es sich heften, auf welchem es ruhen könnte. So gieng es unsrem Geiste ohne Religion. Sie giebt ihm überall diesen festen Gegenstand, und da dieser auch zugleich immer unser Herz interessirt, so vereinigen sich beyde auf demselben, und in dieser Vereinigung besteht des Menschen höchstes Glück, innere Seelenruhe. Wenn Sie einst, als Fürst, nach einem geschäftvollen verdrüßlichen Tage in ihr Kabinet treten, kein Höfling mehr um Sie her, Ihre Sterne und Ordensbänder alle in Schubladen, Sie so ganz allein ohne nahen Klingklang im Schlafrock auf und abgehen oder am Kamin in gedankenvoller Stille sitzen, so mögen Sie jene Ruhe empfinden in Gedanken an Ihre Bestimmung, in Bewußtseyn ihres dahin zielenden Bestrebens! O wie wohl wird es Ihnen thun, kein **aner zu seyn: denn wären Sie einer, so dürften Sie jenen Gedanken nicht wagen, Sie müßten alle

ihre Seelenkräfte bis zum Eckel auf ihre Luſt = und Jagdhäuſer, Bällen, Schauſpielen, Flötenſpieler, Hofintriquen u. d. g. herumirren laſſen: erwachte aber, wider ihren Willen, ein ſolcher Gedanke in ihrer Seele, ſo würden Sie ſich nicht zu helfen wiſſen vor innrer Unruhe; hundert Tändeleyen, die Sie zur Hand nähmen, würden Sie nicht zerſtreuen; Sie würden am Ende ihrem Vertrauten ſchellen müſſen, damit er Sie mit Mährchen und Stadthiſtörchen einſchläfre. Ein Fürſt, in ſeiner häuslichen Lage betrachtet, iſt der iſolirteſte Mann von der Welt, wenn er und ſeine Tugend nicht ſeine beſte Geſellſchaft ſind.

Weit entfernt, daß jene Winkelweisheit ihren Anhängern eine ſolche Seelenruhe verſchaffen, oder etwas ähnliches dafür geben könnte, ſo läßt ſie vielmehr eine raſtloſe Leerheit in ihrem Innern. Sie taumeln im immerwährenden Rauſch der Leidenſchaften von Genuß zu Genuß durch dieß Leben, ſehen jede Stelle, die ſie etwan im Staate zu begleiten haben, als ein Mittel ihres Vergnügens an, entſchädigen ſich wegen den Zwang, den die

Ge=

Gegenwart eines jeden ehrlichen Mannes ihrer Denkart anthut in ihren Klubb's, lachen, scherzen, spotten über Religion, Pflichten, Unsterblichkeit; und am Ende, Prinz, am Ende, wenn eine Krankheit den Philosophen befällt, wenn der Tod, dieser größte aller Philosophen, der in einem Augenblick den Stoiker mit dem Epikuräer vereinigt, wenn dieser herannahet, so hört die ** anerschaft auf, der hinwelkende Körper fühlt sein Ende, und mit ihm stürzt ihr System zusammen; aber die halb entfesselte Seele eilt zu ihrer fernern Bestimmung, dieser Augenblick vernichtet die Philosophie des Sterbenden, was bleibt ihm übrig? — Ein Kapuziner.

Der P. Ja wohl mag das am Ende die letzte Zuflucht seyn! Ich glaube, daß der Mahomedaner, der Diener des Lama in diesem Augenblicke ruhiger und glücklicher seyn könne, als unser **aner. Das ist wohl eine armselige Philosophie, die einen in dem entscheidendsten Zeitpunkte verläßt. Mich wird nun gewiß ihr scheinbarer Reiz nie blenden, aber welche Mittel könnte man ihr entgegensetzen, um

ihre

ihre fernere Ausbreitung zu hindern? Gewalt wohl nicht?

Ich. Es giebt keine andere Gewalt, Prinz, über den innern Menschen, als Wahrheit und Ueberzeugung. Es wäre der Dummheit höchster Triumph, wenn man durch äußere Zwangsmittel Gesinnungen hervorbringen oder ändern wollte. Der Gedanke zum Beyspiel, einen Menschen mit Ruthen in den Himmel zu peitschen, ist in der allgemeinen Denkart seiner Abgeschmackheit wegen unmöglich. So tief sank die Menschheit nie.

Der P. Oh! Sie widersprechen der Geschichte und dem allgemeinen Thema dieser Zeit!

Ich. Verzeihen Sie, Prinz, ich widerspreche der Wahrheit nicht. Ich weis, daß viele Tausende hingerichtet wurden, weil sie über diesen oder jenen Punkt andern Sinnes waren als ihre Richter, aber dieß Verfahren war nicht so dumm, als tirannisch, grausam, abscheulich. Unwissenheit und Fanatismus waren eigentlich nicht sein erster Beweggrund, sondern eine gewisse Politik, die sich jener zwey mächtigen Hilfsmittel zu bedienen wußte.

Man

Man mordete diese Unglücklichen nicht um des Himmels willen, sondern blos um sie von der Erde zu schaffen, wo ihre Gesinnungen (wahr oder falsch) und deren Ausbreitung einem gewissen festgesetzten Systeme, das nach Weltherrschaft trachtete, hätten gefährlich werden können. Heil und Wahrheit kamen dabey nicht in Betracht, und die Geschichte thut diesen Mordthaten noch zu viel Ehre an, wenn sie falschen Religionseifer als ihren Grund angiebt — —

Genug, um mich und des Widerspruchs zu entledigen. Man war nie so dumm, daß man Foltern und Tod als Mittel der Bekehrung betrachtet hätte, aber man war so grausam klug sich und das Seinige, sein Gut und seine Macht mit Mord zu schützen. Wenn wir nun von dieser Betrachtung auf Ihre obige Frage zurückkommen, so finden wir freylich einen sehr großen Unterscheid zwischen bloßen Glaubensmeinungen und der **anischen Philosophie. Sie streitet wider das Wesentlichste der Religion und wider den Grundbegriff der gesellschaftlichen Verfassung, sie billigt, was die heiligsten Gesetze aller

Völker verdammen; und wenn ein Fürst ihre Winkellehrer an den Pranger stellen ließ, so wär er deshalb weder streng noch intolerant, sondern gerecht. Aber diese arme Menschen verdienen eher Mitleid als Strafe, so lange sie blos theoretische **aner bleiben, und damit sie das wenigstens einigermaßen bleiben müssen, so darf man sie nur von jeder Stelle entfernen, die im Staate von einigem Belange ist, und nicht unmittelbar unter höherer Aufsicht steht. Damit aber wäre noch sehr wenig gethan; man muß ihnen einen Damm entgegensetzen, der ihren Wachsthum verhindert, und der zugleich die Quelle des Uebels entkräftet. Es giebt kein wirksameres Mittel gegen falsche Philosophie, als das Emporkommen der wahren; diese, mein Prinz, betrachten Sie als eine der Hauptstützen ihres Thrones; sie lehrt Gesetze geben und Gesetzen gehorchen, beglücken und glücklich seyn. Alles, was Jahrtausenden zum Besten der Menschheit geschahe, das thaten einzelne Weisen; sie zerstreuten den Nebel der Vorurtheile, klärten die Rechte der Menschheit auf, und bestimmten mit kühnem Muthe die Pflichten und Verhält-

hältnisse zwischen Stand und Stand. Ohne ihr Bemühen gäbe es noch Kreuzzüge, gerichtliche Zweykämpfe, Hexenprozesse, das mit Wappen beladene Turnierroß dürfte ungescheut den nährenden Bürger zertreten. Es gab lange Fürsten, Ritter und Räthe, die diesen Unfug alle mitmachten, bis endlich Weise kamen, die ihm Einhalt thaten. Betrachten Sie seitdem den Lauf der Zeit und den Gang menschlicher Dinge; Sie werden finden, daß jede heilsame Vorkehre lange vorher in Schriften entworfen, gezweifelt, geprüft und bestätigt worden, ehe sie von irgend einem wohlthätigen Fürsten in Erfüllung gebracht wurde; Sie werden finden, daß keiner der Mächtigsten eine despotische landverderbliche Handlung unternehmen konnte, ohne daß sie öffentlich gerügt worden wäre. Wahrheit bleibt ewig über jede Krone erhaben, und wird sie auch von der Macht auf eine Zeit gefesselt, so schwingt sie sich doch, und wäre es nach hundert Jahren, wieder frey in ihre Rechte empor. Halten sie sich gut mit ihr, Prinz; denn hätten Sie auch alle Gewalt der Erde auf Ihrer Seite, so würden Sie doch am En-

de gegen diese mächtige Gegnerinn verlieren, und ich darf Sie nicht erst bitten, daß Sie nie durch irgend ein eitles Bestreben die Wahrheit zu unterdrücken Ihr Ansehen lächerlich machen möchten; lassen Sie immer ihre Rechte uneingeschränkt, Sie gewinnen immer dabey. Freymüthige Schriftsteller sind die besten Freunde der Fürsten so wie des Volkes, und falls auch hie und da diese bescheidene Freymüthigkeit in Frechheit oder gar in Verleumdung ausarten sollte, so strafen Sie den einzelnen Frevler, oder besser, strafen Sie ihn nicht, lassen Sie ihn der allgemeinen Verachtung zum Ziel; schätzen Sie aber die übrigen desto höher, denn diese allein können den etwanigen bösen Eindruck für die Gegenwart und Zukunft vernichten.

Schützen und bewahren Sie, sorgfältiger als Ihren Schatz, Gelehrsamkeit und Wissenschaften; denn, ich wiederhole es, in ihrem Gebiete liegen die Quellen vom Wohl und Ruhme der Völker, auf ihnen beruhet nicht nur die moralische Wohlfart der Menschen, sondern auch größtentheils die phisische. Sie werden einst Leute um sich haben, die über diese Wahrheit lachen,

die

die da glauben einen aktenmäßigen Bericht erstatten, ein Urtheil abfassen, eine Rechnung revidiren u. d. g. trage mehr zur Erhaltung des Ganzen bey, als alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft; sie gehen nicht auf den Ursprung und die allgemeine Richtung ihrer mitwirkenden Thätigkeit zurück, halten ihre Sphäre für die allumfassende, von welcher sie nur ein Theil ist, und könnten mit eben dem Grunde behaupten, daß der Setzer, welcher eine heilsame Verordnung zum Druck befördert, mehr Antheil an dem daraus erfolgten Guten habe, als der Weise, welcher vielleicht durch einen hingeworfenen Gedanken ihre Entstehung veranlaßt, oder sie ganz entworfen, und der Fürst, welcher sie in Ausübung gebracht hat.

Der P. Das ist wahr. Ohne den gelehrten Naturkundiger, der vor einigen Jahren das einzige ergiebige Bergwerk in unserm Lande entdeckt hat, würden wir itzt keine Bergwerkräthe haben, und dennoch glauben diese nun, ohne sie hätten wir kein Bergwerk. Aber die Künste haben Sie vergessen, ich halte viel von ihrem Werth.

Ich.

Ich. Das ist schön, Prinz! Sie haben das Herz den Werth der Künste zu fühlen und den Kopf ihn zu prüfen. Lieben, schützen, studiren Sie die Künste, sie verdienen es in jedem Betracht, ich will zu ihrem Lobe nicht wiederholen, was so viele vortrefliche Männer so vortreflich davon geschrieben haben; aber das wünschte ich doch nicht, daß bey Ihnen, da Sie kein Künstler sind, diese Liebe zur Leidenschaft würde, und das könnte leicht geschehen, weil Sie einst mehr, als einen Kunstdeklamateur um sich haben werden. Betrachten Sie die Künste in Ihrem Staate, wie die Zierrathen an einem Gebäude, als Zeichen der innern soliden Vollkommenheit; bey deren Mangelhaftigkeit sie aber ein bloßer luxuriöser Ueberfluß sind. Schön ist der Ruhm ein Mecän zu heißen, aber weit herrlicher ist der Name eines Vaters seiner Unterthanen. Wäre der geringste Ihrer Hofmaler ein Tenier, so tragen Sie ihm auf, aus dem kleinsten Dörfchen Ihres Landes eine zahlreiche Gruppe von Landleuten nach der Natur zu malen, betrachten Sie das Stück nicht mit dem Künstlerauge, sondern mit dem

Va=

Vaterherze, und finden Sie alsdann in den meisten Figuren der Gruppe den Ausdruck des Kummers, der Dummheit, der Sklaverey, des Hungers; so hängen Sie das Gemälde in ihr Schlafkabinet, aber freuen Sie sich Ihres Teniers nicht — —

Hier unterbrach uns der Musikmeister des Prinzen. Ein Mann, der sonst gewöhnlich sein Eintrittskompliment mit einer Menge Tageshistörchen in einem Athem zu begleiten pflegte, und dießmal ganz stille und ernsthaft hereintrat, ward mir seiner Unbedeutung halber bedeutend. Auch der Prinz, der sonst immer seine jugendliche Einfälle und Neckereyen an ihm ausübte, ließ ihn heute ungekützelt und ungespottet. Sie sahen einander mit einer geheimnißvollen Miene an, und ich beurlaubte mich.

Nicht weit von des Prinzen Zimmer begegnete mir ein vertrauter Diener des Fürsten; der Mensch sah so verstört, so blaß aus, daß ich erschrack. Er bemerkte es, trat mit mir auf eine Seite und sagte mir mit bebender Stimme, daß seinem Herrn in dieser Nacht eine Uebelkeit zugestossen sey, die ganz gewiß von betrübten Fol-

gen

gen wäre, er sey eben heruntergeschlichen um den Prinzen davon zu benachrichtigen. Ich ersuchte ihn mir das zu überlassen, und eilte zum Prinzen zurück. Als ich in das Zimmer trat, stand der Prinz am Kamin und las einen Brief, der Musikmeister präambulirte am Fenster; beyde fuhren zusammen, als hätte sie der Blitz gerührt. Der Prinz wischte behende mit dem Briefe in die Tasche, und der Musikmeister wünschte mich mit einem Blicke über alle Berge. Ich bemerkte wohl, daß der Brief die Ursache ihres Erschreckens seyn mußte, und ich glaubte unfehlbar den Gegenstand dieser Korrespondenz errathen zu haben, indem ich auf den Argwohn fiel, daß der Prinz vielleicht durch die Vermittelung des Musikmeisters eine kleine Summe Geldes borgen wollte, denn er mußte die Auszahlung des ihm angewiesenen geringen Spielgeldes immer von der Gnade des Kassenmeisters erwarten, und da seine Gutherzigkeit gegen Nothleidende die Balance mit seiner Börse überschritt, so befand er sich oft in Verlegenheit, die er mir aber nie entdeckte. Ich gab ihm heimlich die Nachricht von der

Un=

Unpäßlichkeit seines Vaters, und er lief, zur größten Bestürzung des Musikmeisters, ohne ein Wort zu sagen zur Thüre hinaus.

Die Verwirrung dieses Mannes, der gewiß diesen Auftritt aus der Entdeckung seines Geheimnisses erklärte, stieg aufs äußerste. Mir fiels gar nicht ein, daß ich mich in meinem Verdachte geirrt haben könnte, und ich nahm mir vor auf Mittel zu sinnen, wie ich die schädlichen Folgen dieser geheimen Unterhandlung vom Prinzen abwenden möge; denn ich gestehe es, daß ich so argherzig war den Mann einer eigennützigen Absicht bey seiner Verwendung für die Börse des Prinzen zu beschuldigen.

Mit diesen Gedanken kam ich nach Hause, wo ich ein Billetchen fand, durch welches mich eine Dame von Ansehen auf ein paar sehr wichtige Worte zu sich einlud. Ich begab mich ohne Verzug dahin. Nach den gewöhnlichen Konventionsschnörkeln fragte ich sie um ihren Befehl, und sie — — doch ich setze die Unterredung dem Inhalt nach daher.

Sie. Was ich mit Ihnen zu reden habe, betrift eigentlich unsern Prinzen.

Er ist wohl ein lieber, unvergleichlicher Herr!

Ich. Ein edler Jüngling, der einen rechtschaffnen Mann verspricht.

Sie. Und Ihnen wird man das zu danken haben!

— Das war ein Befehl mich zu bücken, und ich thats. —

Nein, in der That, was wäre wohl ohne Sie aus ihm geworden? Vielleicht ein wilder stolzer Mensch, oder ein furchtsamer Andächtler, eine glänzende Bildsäule oder —

Ich. Ich bitte Sie, gnädige Frau, das nicht zu glauben. Aus dem Prinzen konnte nichts sonst werden, und wenn ich bedenke, wie weit er noch dahin hat, um das zu werden, was er werden soll, und welchen gefährlichen Weg er zu gehen hat — —

Sie. Ihre Freundschaft wird ihn sicher leiten. O ich kenne diesen Weg, mein Herr, hab funfzig Jahre und nicht mit Unehre darauf zugebracht, ich kenne seine Krümmungen und Quergänge, es giebt da keinen andern Wegweiser, als Erfahrung, alle Bücherweisheit ist da unabwend-

wendbar; nur eigne Klugheit und Vorsicht schützt hier vor dem Fall, es wäre aber lächerlich, wenn einer mit der graden Schnur der Moralisten seinen Gang darauf bezeichnen wollte. Doch das wissen Sie so gut, als ich, die Hofphilosophie lernt sich in keinem Buche.

Ich. Gewiß nicht.

Sie. Sie sind der vertraute Freund unsers Prinzen; sagen Sie mir doch, warum er seit einiger Zeit so nachdenkend und traurig ist?

Ich. Traurig?

Sie. O Sie kennen ihn doch schon lange genug, um diesen auffallenden Unterscheid bemerken zu müssen. Doch, Sie wollen die Geheimnisse Ihres Freundes nicht verrathen, und das ist schön. Wie aber, wenn man das Geheimniß wüßte? Wollten Sie auch alsdann nicht ihn beruhigen helfen?

Ich. O gewiß! aber Sie setzen mich in Erstaunen.

Sie. Daß ichs weis! o ich sagte Ihnen ja, daß ich schon funfzig Jahre beym Hofe lebe, und ich sollte einen jungen feurigen Prinzen von sechszehn Jahren se-

hen, der sich an seinem Geburtstage auf der Jagd ins einsame Gehölz entfernt, mit trübem, schwerem Blick zurückkömmt, mit keinem Schuß trift, unaufhörlich eine gewisse junge Dame fixirt, seitdem immer schwermüthig ist, und heute frühe sogar — ja heute frühe sogar sein Frühstuck erkalten und unberührt wieder wegtragen läßt, den sollte ich sehen, und sollte nicht wissen, wo es ihm fehlt? — Nun wollen Sie noch nicht heraus mit der Sprache?

Ich. Ich kann mich nur verwundern!

Sie. Sie trauen mir sehr wenig Einsicht zu! oder verwundern Sie sich etwan, daß ein junger Mensch von 16 Jahren sich in eine schöne, junge Dame verliebt?

Ich. Das ist gar nicht wunderbar, gnädige Frau!

Sie. Ha! endlich gestehen Sie also; aber Sie wissen vermuthlich nicht, daß diese Dame, in welche der Prinz zum sterben verliebt ist, meine Kousine ist?

Ich. Das weis ich nicht.

Sie. Ja, sie ist zwar nicht reich, aber meine Kousine; und ich interessire mich für sie. Sobald ich von dieser Liebe versichert war, so nahm ich mir gleich vor,

mich

mich mit Ihnen hierüber zu berathschlagen. Sie wissen, daß der erste Eindruck der Liebe der stärkste und dauerhafteste ist.

Ich. Besonders bey einer Gemüthsart wie des Prinzen seine.

Sie. Desto besser. Sie wissen auch, daß die Zeiten nicht mehr sind, in welchen ein Fürst nach seiner Neigung unter dem vornehmen Stande wählen könnte; die allmächtige Politik giebt ihm eine Hand, und mit dem übrigen muß er vorlieb nehmen. Aber Natur und Liebe stimmen nicht damit überein, sie geben ihm das Recht, das ihm die Politik nimmt.

Ich. Heißt das nicht im vorliegenden Falle, daß der Prinz das Recht, welches er einst auf seine rechte Seite der Politik wird übergeben müssen, sich vorläufig zur linken zueignen könnte?

Sie. Wir verstehen uns. Nun erfordert mein Plan vor allem andern die Verheurathung meiner Kousine.

Ich. Mit dem Prinzen.

Sie. Oho! was das für ein Einfall ist! doch, Sie kennen unsre Familie, und finden sie dieser Verbindung nicht unwerth. Aber leider! die Zeiten sind nicht mehr. —

Ich verheurathe also meine Nichte, an wen es sey, versteht sich ein Mann von Naissance. Es wird nicht schwer seyn, einen zu finden, der zu meinem Plane taugt. Ehe ich aber dazu schreite, müßte ich von der Leidenschaft des Prinzen noch mehr versichert seyn.

Ich. Noch mehr versichert?

Sie. Freylich, damit ich meine arme Kousine nicht zwischen zwey Stühlen niedersetze.

Ich. Ha! nun verstehe ich. Ich sorgte also für den Prinzen, und Eure Gnaden für den Mann?

Sie. So wollten wirs einsweilen abtheilen. Aber vor allem Verschwiegenheit! sie bleibt gewiß nicht unbelohnt! Und nun — —

Zum Glücke wurden wir unterbrochen, denn ich hätte es schwerlich länger aushalten können. Es war eben der Musiker des Prinzen, welcher eilig hereintrat, und ohne mich zu bemerken, der Dame die Nachricht brachte daß der Fürst tödtlich krank sey. Als er sich umdrehete, erblaßte er bey meinem Anblick. Sie fragte ihn, ob die bewußte Sache bestellt wäre, und

er

er stotterte ihr ein Leises: Ja! Sie vertraute mir darauf, daß es unsern Plan beträfe, an welchem sie diesen verschwiegenen, kreuzbraven Mann einigen äußern Antheil hätte nehmen lassen; empfahl mir die Sache, und bestimmte mir den Tag zu einer weitern Unterredung. So schieden wir.

Was aus dieser Liebe geworden, wollen wir in der Folge sehen, wo sie zu ein paar interessanten Gemälden den Stoff hergeben wird. Der Leser wird sich dann dieser Unterredung und jenes dem Prinzen zugesteckten Briefes (der, im Vertrauen gesagt, von der jungen Dame auf Veranlassung der betagten Hofphilosophinn geschrieben war) erinnern.

Ich gieng frühe zu dem Prinzen, und fand ihn so niedergeschlagen, als ahndete seiner guten Seele das Unglück, so ihm heute begegnen sollte. Er klagte mir mit Thränen, daß er den gestrigen Nachmittag und fast die ganze Nacht in dem Vorzimmer zugebracht hätte, ohne daß es ihm erlaubt worden wäre seinen kranken Vater zu sehen. Er bejammerte seinen Stand, der den zärtlichsten Gefühlen der Mensch-

heit Fesseln anlegt, keine häusliche Freude, keinen häuslichen Trost kennt. O, rief er endlich aus, ein Fürst darf nicht einmal krank seyn wie ein gemeiner Mann!

Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, und überredete ihn, daß er sich zu einer kurzen Spazierfahrt in der Nähe verstand. Wir hatten uns kaum ein paar hundert Schritte von dem Thore der Burg entfernt, als wir auf einem am Wasser gelegenen Hügel eine Menge Volkes wahrnahmen. Der Prinz befahl dahin zu fahren, und wir waren in einigen Minuten so nahe, daß wir den Richtplatz vor unsern Augen sahen. Ein Dieb, der die gesetzmäßige Summe bestohlen hatte, sollte gehangen werden. Ich zitterte vor Angst, das Volk möchte die Gegenwart des Prinzen bemerken, aber kein Mensch wandte ein Auge vom Galgen. Der Verurtheilte stand schon oben auf der Leiter, als der Prinz ihn erblickte. Jede Nerve bebte an dem Jüngling, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne. Itzt schlang der Henker die Schnur, itzt stieß er den Unglücklichen von der Leiter. O schrecklich! schrecklich! ein Mensch!

So

So schrie der Prinz, und ich hielt ihn mit allen Kräften, denn er wollte aus dem Wagen springen. Was wollen Sie, sprach ich zu ihm, Begnadigung ist nun zu spät, auch steht sie nicht in Ihrer Macht! Er sank zurück und schwieg, und eine heilige Thräne quoll aus seinem Auge. —

Wir fuhren nach einem andern Thore zurück, ehe die neugierige Menge sich an diesem entsetzlichen Schauspiele satt gesehen hatte. Er saß im stummen Schmerz, seine Brust hob sich mit Beklemmung, in seine Seele schwebte das greuliche Bild. Prinz! sprach ich, ich kann mirs nie verzeihen, daß ich Ihnen zu dieser Spazierfahrt gerathen habe; statt Sie zu zerstreuen, hat sie Sie nur noch betrübter gemacht.

Der P. O lassen Sie! lassen Sie! ich werde dieses Tages gedenken. Gott! Gott! dürfen Menschen mit Menschen so umgehen? Wer gab ihnen die Gewalt über das Leben ihrer Brüder?

Ich. Die Gesetze.

Der P. Und wer gab diese?

Ich. Menschen. O mein Prinz, wer

weis, wie vielen Tausenden Sie einst das Todesurtheil unterschreiben werden!

Der P. Vielen Tausenden!

Ich. Ja. Es ist gewiß, daß in Ihrem Staate in einem Zeitraum von etlich Jahren über zehn tausend Menschen sind hingerichtet worden.

Der P. Gott! wie ist das möglich in einem so kleinen Lande!

Ich. Das macht die strenge Justiz, Prinz! Die Sicherheit des Ganzen forderte diese Opfer, denn der Buchstabe des Gesätzes hatte sie alle zum Tode qualifizirt. Es waren meistens Diebe.

Der P. Steht denn irgend ein Gut, so groß es auch sey, mit dem Leben eines Menschen in Verhältniß?

Ich. Der Mensch und sein Werth, seine Lage und seine Gemüthsverfassung kommen dabei nicht in Betracht, sondern nur das Gesetz und die That. Das erste freilich, was die Gerechtigkeit an einem Diebe zu fordern hat, wäre Ersatz und dann auch Strafe. Man weis auch allgemein, daß beides durch Arbeit erzielet werden könnte; aber es ist keine hinlängliche An-

stalt

stalt dazu vorhanden, und man knüpft die Menschen auf, um sie mit wenig Kosten zu versorgen.

Der P. Entsetzlich! Nun das liegt mir am Herzen, das soll meine erste Sorge sein!

Ich. Schulen, Prinz, Schulen für den gemeinen Mann. Eine gute Schule macht mehr als einen Galgen in Ihrem Lande überflüßig, aber man besoldet Henker als Staatsbediente und läßt Schulmeister betteln! Glauben Sie nicht, Prinz, daß ein guter Theil der begangenen Verbrechen auf den Staat selbst zurückfällt, wenn er die Bildung seiner Unterthanen vernachläßiget? Mit welchem Recht kann ich einen Menschen bestrafen, der aus roher Unwissenheit, die ich zu heben verpflichtet bin, einen Fehltritt begeht? Doch, ich bin nicht im Stande Ihnen alles zu sagen, was Sie von dieser Materie wissen müssen, wir wollen berühmte Schriftsteller darüber zu Rathe ziehen.

Wir fuhren bey dem großen Gymnasium vorüber, als eben die Lehrstunden zu Ende waren. Eine ungeheure Menge la-

teinischer Schüler bedeckte die Straße; es war ein Geraufe, ein Geschrei, als kämen sie aus einem Saufgelage; einige zogen sich bei den Haaren herum, und beförderten auf diese Art die Verdauung der Klassiker. Was ist das? fragte der Prinz.

Ich. Das sind lauter junge Staatsmänner, Räthe, Geistliche, Sachwalter, Kanzelisten, Schreiber, Schreiberlinge u. d. g.

Der P. So viele für unser Land?

Ich. O! das ist noch nicht der sechste Theil. An solchen Schulen fehlt es wahrlich nicht.

Der P. So käme wohl auf hundert Menschen ein Studirter?

Ich. Wohl möglich!

Der P. Und doch werden in etlichen Jahren über 10000 Unstudirte hingerichtet! Was thut man mit dieser Menge?

Ich. Ein Theil ist zum Dienste des Staates nöthig. Die übrigen braucht man zum Nichtsthun.

Der P. Ein schöner Beruf!

Ich. Und doch sehnt sich jeder Bürger, jeder Handwerker, jeder Bauer nach dem Glücke, seinen Sohn diesem Beruf zu opfern.

Auch

Auch dieser Gegenstand soll Ihnen am Herzen liegen, denn er ist sehr genau mit dem vorhergehenden Auftritte verbunden; wir wollen beides zu einer nützlichen Unterhaltung versparen.

Der Wagen hielt, wir waren in der Burg. Wie erschracken wir, als ein Haufen Höflinge und Bediente dem Prinzen entgegen lief und ihn umringte. Einige küßten ihm die Hand, die andre den Rock; er sah voll Erstaunen nach mir um, und wußte sich in dieß Wunder nicht zu fassen. Sie murmelten alle von Empfehlung und Gnade und langjährigen treuen Diensten. Der Prinz errieth eher als ich, was es sein mußte; er sprang plötzlich über die Treppe nach dem Vorzimmer seines Vaters, hier hatte er wieder zu arbeiten, ehe er sich durch die Rock- und Händeküsser durchdrängen konnte. Auch itzt wollte man ihm noch den Eingang verwehren, aber umsonst; er stürzte gewaltig in das Kabinet und nach ihm der Arzt, welcher ihn zurückhalten wollte. Die Antichambre war so brillant, wie an einem Galatage, auch waren die Figuren, die sie besetzten, so

um-

unbedeutend, daß ich aus keiner Miene hätte abnehmen können, obs um den Tod des Fürsten oder um einen Glückwunsch zu seinem Namenstage zu thun war, wenn ich nicht hie und da ein Geflüster von neuer Regierung, von neuen Wegen sein Glück zu machen, von den Fehlern des Fürsten, von den guten Eigenschaften des Prinzen gehört hätte. Ein schmerzlicher Abscheu erfüllte meine ganze Seele. Ich begab mich in den entferntesten Winkel des Saales, und hier fand mein Herz, was es suchte, einen Freund des sterbenden Fürsten. Es war ein Offizier vom ersten Range, kein schwankendes Geschöpf der Gunst, sondern ein Mann, der sich durch Verdienste geschwungen, durch Rechtschaffenheit das Vertrauen des Fürsten erworben hatte. Er saß mit niedergesenktem Haupte und weinte bitterlich. O! ich labte mich an diesem Anblick, und vergas den Undank der übrigen. Seine Thränen waren edel, denn er bedürfte keines Fürsten. Plötzlich öffneten sich die Thüren des Sterbgemachs, alle drängten sich hinzu und sahen den Erblaßten in den Armen seines Sohns.

Der gute Pater Philipp.

Entsetzen deckte die Mitternacht über die Schöpfung, Eulen heulten in alten Gemäuern, und Kätzchen wimmerten auf den Dächern finsterer Scheunen. Ein dumpfer melancholischer Klang, wie der Klang einer Sterbeglocke, störte den Mönch in seiner mitternächtlichen Ruh, und rief ihn unter den gothischen Gemäuern des Tempels in dem düstern beleuchteten Chor zu nächtlichen Psalmen.

In dieser Reihe von Menschen war auch Franz, ein junger, feuriger Jüngling. Verdammt durch Unglück und Menschen fühlte er die Kette seines eisenen Schicksals, und mit Gram und Verzweiflung im Herzen trabte er mit seinen hölzernen Schuhen über die enge Treppe herab in den finstern Kreuzgang.

Da

Da stand er eine Weile, sah mit Schwermuth im Herzen die marmornen Gräber an, und tief aus der Seele geholte Seufzer ertönten unter den dunkeln Gewölben.

Thränen rollten aus seinen Augen über seine rothen Wangen hin, die sich langsam entfärbten, wie sich Rosen entfärben durch den dämpfenden Schwefel.

Heiterkeit verließ seine Stirne, und kränkende Schwermuth zeigte die Macht ihrer Verwüstung über menschliche Züge. — Er gleitete langsam wie ein Schatten dahin. — —

Der Chor war vorüber, und jeder Pater eilte seiner einsamen Zelle wieder zu; nur Franz wollte nicht ruhen. Mit leisen Schritten schlich er sich durch das dunkle Convent in den Garten — warf sich auf eine Rasenbank hin — und fieng so mit sich an:

O lasset mich weinen, ihr Liebsten meiner Seele, fühlbare Geschöpfe! Es ist ja die Welt nichts weiters mehr für mich, als eine Welt der Thränen — In dieser einsamen Nacht, in der Stille und Ruhe herrscht

herrscht — will ich seufzen, und mein Wehklagen soll keine menschliche Seele in ihrem Schlummer je stören.

O schlafet sanft, ihr Menschen, meine Brüder! Der Fittig des Schlafes breite sich gütig über euch aus! angenehme Träume sollen euch die langen Stunden durch wiegen, in denen ich unter dunkeln Cypressen oder schwarzen Tannen sitze, und beim schwachen Mondslichte wie eine Turteltaube klage, der die Eule ihre Junge geraubt hat.

O könnte ich, verlassen und vergessen von Menschen, wie im Grabe, Gegenden umherwandeln, die kein Fußtritt eines Menschen entweiht. Könnte ich in Wüsteneien über Disteln und Dörnern dahingleiten, und zuweilen erschöpft von Wehmuth an ein Felsenstück hinsinken, das der Sturmwind von hohen Gebirgen getrennt und in unwandelbare Thäler gewälzt hat.

Da, in diesen öden Gegenden, wo ich ungekränkt seufzen, und ungetadelt weinen könnte, wollte ich leblosen Geschöpfen meinen Schmerzen klagen, harte Steine — um Mitleid bitten, und die Felsen

um

um Erbarmen. So seufzte Franz; und Pater Philipp, ein ehrwürdiger Greis, stand schon lange unbemerkt vor ihm, und hörte dem Unglücklichen mit stillem Theilnehmen zu. — Endlich fieng er an: Unglücklicher Bruder! heitere dich auf — laß dich nicht vom Kummer unterdrücken — fluche nicht die Menschen — es giebt noch Theilnehmende unter ihnen — meine Hand ist bereitet, dich zu unterstützen. Hier schlägt ein Herz, das mit dir fühlt — und dieses Aug, das dich ansieht, ist bereitet, mit dir zu weinen. — Franz — sah ganz erstaunend um sich her — wer bist du? rief er auf — von Engeln gesandt — um Stärke meiner dahinsinkenden Seele zu geben? — Ja, dein Aussehen ist zu ehrwürdig — du kannst nicht trügen — deine Mine ist heiter, kein Verbrechen muß je deine Seele geschändet haben; Ruhe ist auf deinen Lippen, Harmonie in unsern Seelen. — Die Stunde, in der ich dich finde — der Ort, alles sagt mir, daß du fühlst — höre mich also — ich will dir sagen, wer ich bin: ein Unglücklicher, der von Menschen verfolgt — diesen heiligen

ligen Habit wählen mußte, um sich vor Mördern zu schützen. — Höre mich — mein Kummer würde mein Herz zerreissen, wenn ich ihn nicht ausschütten könnte. Höre mich — Franz wollte zu erzählen anfangen, als gählings eine noch sanfte Melodie an der Gartenmauer ertönte. — Welch ein Lied — fieng Franz an — höreſt du — Bruder, es ist ein Todtenlied — höre!

Lieblich tönt vom Herrn herab
Eine Stimme mir dem Müden,
Und verbreitet ew'gen Frieden
Auf mein Leiden, auf mein Grab.

Laß uns näher kommen, sagte Franz — wir wollen mitsingen, erwiederte Philipp — und dann sangen sie mit der unbekannten Stimme:

Pilgrim, du sollst wieder seyn,
Mußt du gleich im Schoß der Erden
Rasten, und zu Asche werden,
Dennoch sollst du wieder seyn.

Nur das Schlechtere vergeht;
Weisheit, Tugend, Schöpferliebe,
Alle meine edlen Triebe
Bleiben, wie mein Geist besteht.

Tu-

Tugendsegen nehm' ich denn
In der Welt belohnter Frommen,
Mehr, als ich ihn hier genommen,
Aus der Hand der Ewigen.

Wer muß der Sänger gewesen seyn, fieng Franz an, der dieses Todtenlied anstimmte? Ohne Zweifel ein Unglücklicher, erwiederte Philipp, denn es giebt derer so viele — O ja, sehr viele, fuhr Franz fort, und auch mich hat mein Schicksal in diese Reihe geschrieben.

Franz und Philipp wandten alle Mühe an, den unglücklichen Sänger zu entdecken; als aber ihre Versuche vergebens waren, so giengen sie Hand in Hand in den Garten zurück, setzten sich zu einem Jesminstrauche hin, und nach einer Weile fieng Franz weiter so zu reden an: — Lieber Bruder! wie angenehm düftet der Jesminstrauch um uns her — wie göttlich sind seine Gerüche — alter, lieber Vater! Ist es nicht wahr? Alles in der Natur ist schön und herrlich — und wir Menschen misgönnen uns selbst alle diese guten Gottesgeschenke — pflanzen Wermut mit

feind-

feindlichen Händen, und düngen ihn mit Blut und Thränen unsrer Brüder.

Verzeih mir, lieber Vater, verzeih meiner Empfindlichkeit! Deine Nerven haben vielleicht das Unglück mehr abgehärtet, als die meinen — ich leide — und werde leiden bis ins Grab. — Aber zur Sache — Mein Vater war ein Mann, dem das Ungefähr in seiner Geburt günstig war: denn er hat den Vortheil, daß seine Seele eben in einen solchen Körper verschlossen wurde, der von solchen Menschen erzeugt war, die ganz ruhig die Früchte des Schweißes ihrer Vorältern einärnten. Es versteht sich, daß er also zu seinen glücklichen Aussichten so wenig beitrug, als hätte er ein Loos von Tausenden aus einer Lotterie gezogen: er war da, und glücklich da, wie er mir selbst oft erzählte, und so war seine Auferziehung, die schlechteste von der Welt — Ich wäre, so sagte er mir, der abscheulichste Mensch geworden, wenn nicht die Vorsicht für mich gewacht hätte — Er war der einzige Sohn — und also die Stütze meines Geschlechts — man suchte mich nur zu erhal=

halten, nicht zu bilden; man dachte gar nicht einen Menschen aus mir zu machen, sondern nur einen Erben der beträchtlichen Rittergüter, der wieder Erben erzeugen, und das uralte Geschlecht verewigen, und sonst sich um kein Stäubchen weiters in der Menschheit verdient machen möchte.

Zu diesem rühmlichen Erziehungsplan meines Vaters, der durch alle mögliche Tanten und Onkel begutachtet war — wurde aus Frankreich eine Französinn als Gouvernante gerufen — Unter dieser Aufsicht mußte er seine Muttersprache vergessen lernen, und statt, daß man ihm die edlen Thaten tapferer Deutschen erzählte, unterhielt man ihn mit Feenmährchen. Die Art dieser seltenen Erziehung verursachte, daß meines Vaters Gemüthsart äußerst unbiegsam wurde; er bildete sich ein, daß alles in der Welt zu seinen Diensten da wär; er hatte weder Achtung noch Liebe zu einem Menschen, und sah jeden als eine Maschine seines Vergnügens an.

So giebt es viele Leute, lieber Pater Philipp! Ich kannte selbst einige, die zu allem unempfindsam waren, ausgenommen

zu ihrem eigenen Kitzel — sie waren gut, ohne Güte des Herzens zu haben, und empfindsam aus Schwachheit — Mit der nämlichen gleichgiltigen Miene schenkten sie heute einem Armen ein Goldstück, mit der sie morgen einen andern über die Treppe hinabwerfen ließen. Aber lasset uns unsre Gedanken von diesen Gegenständen entfernen!

Mein Vater würde auch nicht besser geworden sein, wenn nicht ein Zufall ihm Licht in seiner Seele angezündet und gelehrt hätte, daß Menschen zu höheren Entzwecken erschaffen wären; er lernte einsehen, daß Essen, Trinken und Vergnügen nur Erfrischungen nach der Arbeit, aber nie unsre Hauptbeschäftigungen sein sollen.

Eines Tages, als mein Vater auf der Jagd war, diese war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, verirrte er sich im Wald, und fiel unter eine Rotte von Räubern. Diese machten nicht viel Gepränge mit dem adelichen Jungen, und zogen ihn bis auf das Hemd aus — Nackend, wie von Mutterleibe stand er da — und zitterte

für

für Frost an jedem Glied, denn es war schon spät. Er bat fußfällig, ihm nur ein kleines Stückchen zu seiner Bedeckung zu lassen, das ihm auch die Räuber großmüthig zuwarfen. Und da lernte er zum erstenmale einsehen, daß seine Grundsätze ganz falsch wären, daß Menschen weder von Menschen abhiengen, und daß oft der Niedrigste vom Pöbel auch im Stande ist, dem Großen eine Gnade zu erweisen.

Seit diesem Augenblick sah er die Menschen von einem ganz andern Gesichtspunkte an, zu welchem ein alter Kohlenbrenner noch das meiste hiezu beitrug. Als die Räuber meinen Vater verliessen, war er ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hud und Hemd, und hatte nichts zu seiner Bedeckung, als den alten Kittel, den ihm die Räuber zuwarfen.

Wo er hintrat, so glaubte er auf Dörner zu treten: denn die feine Haut seiner Füsse war die harte Erde nicht gewohnt Er zitterte für Kälte, und starb halb für Hunger — da erwachte der Gedanke in seiner Seele, daß die übrigen Leute auch

Hän-

Hände und Füsse und Mägen hätten, und daß sie Frost, Kälte und Hunger fühlen müßten.

Weil er so in tiefen Gedanken im dunkeln Walde dahinschlich, hörte er eine Stimme, die ihm immer näher kam, und sang:

Ich bin nur ein Kohlenbrenner,
Aber doch ein Menschenkenner,
Achte nur den braven Mann,
Der dem Nächsten Guts gethan.
Adel, Würde, was heißt das?
Ist mein Aug von Thränen naß,
Die für meinen Nächsten fließen,
Was ist meinem Glücke gleich?
Armer Menschen Leid versüssen,
Ist für mich ein Königreich.

Binnen der Zeit, als Franz die Geschichte seines Vaters dem guten Pater Philipp erzählte, fieng der Morgen zu grauen an. Lieber Bruder Franz! sagte Philipp: nun haben wir schier die ganze Nacht in dem Garten zugebracht; es ist doch nöthig, daß ihr ausruhet. Morgen, wenn es Gott will, und die Nacht wieder heiter ist, so wollen wir uns hier wie-

dersehen — Franz und Philipp verliessen den Garten, und jeder gieng auf seine Zelle. Ganz entkräftet warf sich Franz auf sein Strohsack nieder, und ein sanfter Schlaf schloß endlich seine Augen. Franz schlief, und es deuchte ihn im Traum, als nähte sich ihm ein ehrwürdiger Alter, der ihn so ansprach: Komm mit mir, Sterblicher, und lerne Wahrheit! An der Hand dieses Alten gieng Franz fort, und seine träumende Phantasie führte ihn in ein sehr prächtiges Gebäude — da blieb der Alte stehen — hier, rief er auf — hier sind die Thaten der Menschen, böse und gute, in Gemälden entworfen — trete herein, und erstaune!

Franz trat in eine prächtige Gallerie, die von der Höhe bis zum Boden mit Bildern behängt war — und als Franz ganz von Verwunderung außer sich war — fuhr der Alte weiter so fort:

Sieh da diese prächtigen Statuen! sie sind die Helden verflossener Zeiten; sie sind ganz von Erze. Betrachte dort im Winkel die wunderliche Bildsäule! die Füsse sind Erz, die Brust ist Stein, der Kopf von Holze. Der Mann war einst

ein

ein Richter. — Sieh da in diesem Vorzimmer die Schattenrisse die hier aufgehangen sind — sie sind Religion, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe nur im Schatten entworfen, aber so gut, als sie sind.

Hier ist Ruhm und Ehrgeiz, die Größe der Fürsten, und die Bosheit der Menschen, mit Pastelfarben entworfen — ein Hauch macht diese Bildung verschwinden. Da ist die Tugend in Miniatur und das Laster in Fresco gemalt.

Besieh, sagte der Alte, diese drei wunderlichen Stücke! Dieses Stück ist die Ehrlichkeit der heutigen Welt, auf einer Goldplatte; dieses da, die Menschenliebe auf Holz gemalt — und jenes, die feine Empfindung auf einer eisenen Platte.

Franz war vor Bewunderung außer sich, als er dieses alles sah; und als er erwachte, schrieb er seinen Traum auf, und verfaßte das Verzeichniß seiner im Traum gesehenen Bildergallerie.

Erstes Bild.

Gleich beim Eintritt sah ich ein treffliches Gemälde in einer prächtigen Rahme von Gold. Das Bild stellte einen Ackers-

mann vor — Ehrlichkeit und Menschenwürde waren auf seinen Zügen; alles war so fein gemalt — daß man glaubte, man sähe die Schweißtropfen von der arbeitsamen Stirne fallen — Ein schlechter Kittel lag auf der Erde, nebst einen Stück schwarzen Brod. In der Entfernung war ein Pallast; da saß man zu Tische, und hundert Speisen rauchten auf der Tafel; Hunde und Katzen fraßen aus goldenen Schüsseln, es wurden Luster angezündet, und beim hellen Tag die Läden geschlossen und als ich meinen Führer fragte, was dieses bedeuten sollte, murmelte er mir ins Ohr: man schließt die Läden nur darum, damit nicht ein Blick von ungefähr auf den Pflug fallen kann, und die Herren erinnern möchte, daß sie von dem arbeitsamen Manne leben. War ein treffliches Bild.

Zweites Stück, stellte den Kaiser Caligula vor, wie er sein Pferd zum Amtsbürgermeister machte. Ich sah das Bild lange an, und konnte nichts Sonderliches in selbem ersehen, als mein Führer mir das Künstliche entdeckte, das in diesem Bilde war. Sehen Sie nur

einmal

einmal diesen Pferdkopf, fieng er an; sehen Sie wie träge Unempfindlichkeit, Gleichgiltigkeit und Mangel an Gefühl in diesem Roßkopfe so lebhaft entworfen sind! es ist keine Munterkeit, keine Stärke in dem Thier — es ist der dümmste Pferdkopf, der zu Zeiten des Caligula muß gelebt haben. — Wahrhaftig — wenn ich mich aber nicht irre — so ist dieses nicht das erste, das ich sah.

Drittes Stück. Curtius, der edle Held, der sich seinem Vaterland zu Liebe in den Pfuhl stürzte — Schön, sehr schön — aber wer ist denn die edle Heldinn, die zu seiner Seite zu Pferde sitzt? Sie ist die Vaterlandsliebe, erinnerte mir der Alte: der Maler wollte hiedurch anzeigen, als hätte sie sich auch mit in den Pfuhl gestürzt, und wäre der Zeit her nicht mehr sichtbar geworden. Der Maler mag wohl Recht haben, aber es ist ein Fehler wider die Geschichte.

Viertes Stück. Alexander in einem wunderlichen Pallast aus Todtenknochen von Millionen Menschen errichtet — liegt in Zügen — und stirbt — göttlich gemalt.

Fünf=

Fünftes Stück. Ein Mann in Lebensgröße mit höhnischen Lippen, trefflich gezeichnet. Man sieht die Verachtung in seinem Auge — bei seinen Füssen liegt ein Ackersmann mit solch einer redenden Mine gemalt, als sagte er: willst du den gering schätzen, der die Ursache ist, daß du dich so hoch schätzest?

Sechstes Stück. Zwei nackende Menschen, von der Natur aus ganz ohne Unterschied.

Siebentes Stück. Der Sieg des Königs von Macedonien. Das Schlachtfeld ist mit Todtenkörpern überdeckt; man sieht elende zerstümmelte Menschen in der Entfernung. Rückwärts ist das Zelt des Königs? trefflicher Wein schäumt in Bechern, und die Generals freuen sich mit dem König über den erfochtenen Sieg. —

Achtes Stück. Meister Fuchs hält eine Leichenrede über den Wolf — Ich sah dieses Stück mit äußerster Bewunderung an — Mein Führer bemerkte es, und zog ein Manuscript hinterhalb der Tafel herfür — hier ist die Leichenrede, die der Fuchs hielt, fieng er an, und las:

In

In diesem Trauertage, ihr Thiere! will ich euren Herzen den gutthätigsten der Wölfe zurückrufen; ich will das Lämmchen ihres Vaters, und das Schaf ihres Trösters erinnern. —

Heilige Asche des menschenfreundlichen Wolfs, die in dieser Urne verschlossen ist, ruhe sanft, und geniesse die Belohnung deiner Wohlthaten! — So sprach der Fuchs, sagte mir mein Führer. Allein, binnen der Zeit, als der Leichenredner sich so beschäftigte, näherte sich ein ehrwürdiger Haushahn dem Redner zu nahe. Die Liebe des Fuchses gegen seinen Nächsten erwachte mit zu vielem Feuer in seinem Busen, und er drückte den guten Hahn so an seiner Brust, daß er starb. — Und weil nun der gute Hahn verstorben war, so mußte er nothwendigerweise begraben werden, und aus diesem Grunde hatte der Leichenredner Fuchs die Güte, ihn aufzufressen.

Neuntes Stück. Die Wahrheit, nackend gemalt. Zur Seite steht die Schmeichelei in tausendfärbigem Gewande, Heuchler werfen sich vor ihr nieder, und wenden ihr Gesicht von der Wahrheit. —

Die

Die Politik wirft der Wahrheit einige Kleiderstücke hin — bedecke dich, sagte sie: unser keusches Aug kann deine nackende Gestalt nicht ertragen.

Zehntes Stück. Verschiedene Spieler, die an einem Tische versammelt sitzen, mit wichtigen Gesichtern und solch ernsthaften Minen, daß kein Landtag oder Obertribunal dergleichen aufzuweisen im Stande ist. Der Maler drückte alles durch seinen Pinsel so vortrefflich aus, daß man an jedem Gesicht sieht, daß in diesem Zeitpunkte weder an Freundschaft, noch Geburt, noch an Glück und Unglück gedacht wird; alle Leidenschaften haben Stillstand um einer einzigen Platz zu geben. — Ein schreckliches Bild — Ich konnte diese Mine nicht eine Viertelstunde lang ertragen.

Eilftes Stück. Zwei Männer mit wunderlichen Gesichtern; sie zählten Geld — ihre Stirne verrieth Unruhe wegen Abfalls oder des Verrufs der Münzsorten; sind halb in Verträgen, Kaufbriefen und Urkunden vergraben. Wer sind diese Männer; sagte ich zu meinem Führer? Er antwortete mir: sie sind keine Thie-

re,

re, auch keine Menschen, keine Freunde, keine Verwandte, keine Mitbürger; sie sind Leute, die vieles Geld und kein Herz haben.

Zwölftes Stück. Das Bild eines Mannes, der am Morgen aufsteht, und sich des Abends niederlegt.

Dreizehntes Stück. Ein prächtiger Menschenkopf — der —

So wollte Franz weiter in seiner Bildergallerie fortschreiben, als man stark an seine Thüre schlug — Franz erschrak, rafte eilends sein Papier zusamm, und versteckte es hinter seinem Strohsack. Philipp trat auf sein Zimmer.

Nun haben wir wieder Musse, fieng Franz an, lieber Vater! unsre Gesinnungen gegenseitig zu entdecken. Mir war es die Stunden über so schwer ums Herz, in denen ich dich vermißte. Setze dich! ich will meine Erzählung vollenden.

Wir haben uns die vergangene Nacht verlassen, als ich dir sagte, wie mein Vater im Walde von Räubern mishandelt ward — Ich will dir durch viele

Beschreibungen keine Langeweil verursachen — Mit einem Worte: ein ehrlicher Kohlenbrenner fand meinen Vater, nahm selben zu sich in seine Hüte, pflegte ihn mit Sorgfalt, und meines Vaters Herz war durch Güte des Alten gerührt; die Unempfindlichkeit schmolz wie Eis in Frühlingstägen von seiner Seele, und seine Denkart thaute auf zu menschenfreundlichen Gesinnungen. Seit diesem Zeitpunkte wurde er von jedermann geschätzt und geachtet. Er verlegte sich auf das Lesen schöner Bücher, auf Betrachtung der Natur — und er — der einmal nur den Adel des Ungefährs kannte, kannte nun auch den Adel des Herzens.

In Einsamkeit suchte er sein Glück — und als mein Großvater verstarb, war seine Glückseligkeit, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er versorgte den alten Kohlenbrenner in seinem Schloß — dieser genoß aber die bequemlichere Lebensart nicht lange, denn er starb bald. —

Die Erhaltung der Familie foderte nun, daß mein Vater sich verheurathen mußte, denn man drang mit Gewalt in ihn. —

Ein

Ein Fräulein von dem besten alt-adelichen Geschlechte wurde ihm vorgeschlagen, und in Kürze wurde die Sache von seiner Familie so gerichtet, daß sie seine Braut war. —

Die Hochzeit war vorüber, und mein Vater hatte eine Frau, aber keine Gattinn. Wilhelminens Verdienst — war ihr altes Herkommen — sie war eine würdige Antique, aus Marmor gehauen, — künstlich gebildet — aber es fehlte ihr eine Seele — Du kannst urtheilen, guter Philipp — daß mein Vater nicht glücklich war — alle Sorge, alle Mühe, sie fühlbar zu machen, war vergebens — Sie verachtete alles, was nicht hundert Ahnen zum Beweise seines Daseins anführen konnte. — Ihr Stolz und Hochmuth waren auch die Ursachen, daß sie niemand in der Gegend liebte. —

Ein reisender Flüchtling machte ihre Bekanntschaft in der Stadt — er sah bald die Schwäche des Weibes, und beredete sie, daß er aus Herkulsstammen hersproßte. — Chevalier Herkulion war der Name des Betrügers — der die Ruhe meines Vaters gänzlich untergrub. —

Sein Weib wollte das Land nicht mehr sehen, war immer in der Stadt, und opferte Ehre und Vermögen diesem Nichtswürdigen. Mein Vater verlebte seine Tage auf dem Lande — ließ die Docke in der Stadt, und suchte Vergnügen in dem Schoos der Natur. —

Sein Herz war empfindsam, er fühlte das Leere in seiner Seele, — er wünschte sich eine Freundinn — und fand sie in einem ländlichen Mädchen; Vertraulichkeit und Harmonie der Seele führten meinen Vater in Lottchens Arme.

Es war ein Frühlingstag, Lerchen sangen hoch am Himmel — Blumen düfteten in der Gegend — und Lottchen — und mein Vater — O Tugend — wie schwach bist du bei dem Menschen — Leidenschaften und Umstände reissen uns hin, und wir fehlen — So fehlten Lottchen und mein Vater — und dieser Fehler war die Ursache meines Daseins.

Lottchen war die Tochter eines Verwalters in der Gegend, sie hatte wenig Vermögen — aber ein gutes Herz. — Ihre Aeltern waren längst schon verstor-

ben, und sie diente. — Mein Vater ver-
sorgte die Unglückliche, sie war Kindes-
mutter, und starb — als sie mich der
Welt zum Geschenke ihrer Liebe gab.

Mein Vater war untröstlich, wie er mir oft erzählte, nach Lottchens Tode — und sein empfindsames Herz schränkte nun alle seine Liebe auf mich ein. Er ließ mich so gut erziehen, als es ihm möglich war. Seine Frau lebte schon 10 Jahre in der Stadt, und kümmerte sich wenig um meinen Vater, wenn sie nur ihre monatlichen Renten richtig bezog, und daher wußte sie auch nichts von meinem Dasein. — Nach 12 Jahren starb die Gräfinn Wilhelmine in einer Indigestion, und ich erinnere mich, daß mein Vater mich an seine Brust drückte, und aufrief — Franz, warum lebt deine Mutter nicht mehr! Mein Vater, der sich sogleich nicht wieder verheurathen wollte, schickte mich zur Vollendung meiner Wissenschaften auf die berühmtesten Universitäten, und mein Fleiß, durch den ich mich vor vielen andern auszeichnete, war der Stolz seines Herzens.

Ich kam auf sein Landgut zurück— Zärtlichkeit und Liebe war sein Empfang. Nun will ich für dein Glück sorgen, sagte er mir: ich will in dir wieder aufleben, wenn ich nicht mehr sein soll.

Die glücklichsten Täge meines Lebens waren die, die ich an der Seite meines Vaters genoß. — O Philipp — was fühle ich — in dieser Erinnerung! — Bei diesen Ausdrücken sank Franz wie ohnmächtig hin, und Philipp hatte äußerste Mühe bis er ihn wieder zurecht brachte.

Endlich erholte sich Franz wieder — O Philipp! fuhr er fort — wenn ich mich noch des Tages erinnere — der der glücklichste meines Lebens war — o wie sehr fühle ich, daß ich nun ganz unglücklich bin! — Mein Vater führte mich eines Tages zu einem Beamten in der Gegend — da speisten wir zu Mittage, und fanden Emilie, das herrlichste der Mädchen — ein Mädchen von schlanker Stellung — mit schwarzen, lebhaften Augen, mit kleiner, schneeweißer Stirne — mit rothen Wangen, mit dem besten, empfindsamsten Herzen — dieses Mädchen war Emi-

lle. — Wir sahen, und wir liebten uns. —

Ihr liebt euch Kinder! fieng mein Vater bey Tische an: ihr liebt euch — und ich will euer Glück machen. —

Emiliens Aeltern besprachen sich mit meinem Vater, und ihre Einwilligungen machten die Wonne unsrer Täge.

Alles war zu unsrer Hochzeit bereitet. Mein Vater arbeitete an meiner Versorgung, machte daher eine Reise nach der Stadt — sprach mit dem Fürsten über sein Vorhaben, und erhielt die gnädigsten Versicherungen — wie schrecklich war aber der Schlag für mein Herz, als ich unvermuthet die Nachricht erhielt, daß mein Vater gählings dahinstarb. — Ohnmächtig stürzte ich in Emiliens Arme — Wir sind verloren, ohne Rettung verloren — Geliebte meiner Seele! rief ich auf, und Thränen, die aus meinen Augen strömten, netzten ihren Busen, Theilnehmen und Leiden war auf Emiliens Stirne gemalt. Sie weinte — sie seufzte mit mir — und gleiches Leiden war Trost in unserm Elende — Noch lassen wir auf einer Rasenbank Arm in

Arm —

Arm — als ein unbekannter Diener uns bedeutete, daß ein Vetter des Grafen, welchem die Rittergüter erblich zufielen, Besitz von dem Gut nehmen wird. — Jeder Diener meines Vaters schlich sich von uns fort, und sah mich und Emilie so an, als wenn er uns niemals gekannt hätte. — Fremd und verlassen war ich im Hause meines Vaters — der, der sich vormals tief vor mir bückte, sah mir mit dem Hut auf dem Kopf unter das Gesicht — und murmelte zu seines gleichen — daß ich es wohl verstehen konnte — Es ist wohl nöthig, daß der Bastarte noch hier bleibt.

Diese unversehne Scene drückte meinen Geist tief zu Boden — und ich würde diese Veränderungen nicht ausgedauert haben, wenn nicht Emilie mehr Stärke der Seele gehabt hätte als ich. Ein geschäftiger Mann, der bey meinen Vater oft zu Mittag aß — und tausend Gefälligkeiten von ihm erhielt — mich täglich seiner Freundschaft versicherte, war nun auch einer von denen, die sich nicht mehr würdigten, mich anzusehen — Mit einer ganz ernsthaften Mine überraschte

er

er mich auf meinem Zimmer — Sie würden sehr weise thun, sagte er — wenn Sie sich sogleich entfernten — denn die Familie wird nicht gerne sehen — daß Bastarten des Verstorbenen die besten Gegenstände des Anblickes in diesem Schlosse sind. — Ah — wo sollte ich hingehen? erwiederte ich. — Dorthin, fuhr der Kaltblütige fort, wo tausend andere Ihres gleichen sind — Sie können in der Stadt schon Ihren Unterschluf finden — Freilich wäre es besser, wenn Sie frisiren und bartscheeren könnten — so wüßte ich doch wen, der einen jungen Menschen, wie Sie sind, brauchen könnte — so aber rath ich Ihnen, einsweilen die Trommel zu tragen — zu einem Pfeifer taugt Ihre Brust nichts. — — Das Blut floß nicht mehr in meinen Adern — ich war wie vom Donner betäubt — ich wollte weinen, und der Schmerz versagte mir die Thränen.

In diesem erbärmlichen Zustande fand mich Emilie. Komm mit mir zu meinen Aeltern! sagte sie mir — und die Zärtlichkeit meines Vaters soll dir den deinigen ersetzen. Es war schon A-

bend — und Emiliens Aeltern waren 5 Stunden weit von dem Schlosse entfernt. — Wir entschlossen uns, dahin zu flüchten. Es war schon düstere Nacht, als wir ohngefähr eine Stunde weit von dem Schlosse uns entfernten — wie erschraken wir aber nicht — als ein düsterer Schein von einer Menge Fackeln die Gegend beleuchtete. Schwarzer Rauch hob sich in röthliche Lüfte — heulende Töne erfüllten den Wald; am Ende desselben hob man eine Sarge aus einer Kutsche, die still hielt — es war die Leiche meines Vaters — langsam trug man sie dahin. — Ich konnte diesen Anblick nicht aushalten — ich sank an Emiliens Brust hin — und als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, fand ich mich in dem Hause von Emiliens Vater, unwissend, wie ich dahin kam.

Dieser schreckliche Auftritt ist noch immer mit unauslöschlichen Bildern in meiner Seele gemalt. — Noch sehe ich den Schein der Lichter in düsterer Entfernung, noch höre ich die kläglichen Stimmen — noch fühle ich das, was

ich

ich fühlte — wenn meine Phantasie mir diese Stunde zurückruft. —

Nun war ich bei den Aeltern meiner Emilie — die mir anriethen, in die Stadt zu gehen, und den Unterhalt von der Familie meines Vaters zu fodern. —

Ich gieng hin mit Zuversicht im Herzen, daß der Unglückliche keine andere Empfehlungen als die seines Unglückes nöthig hätte. —

Allein, wie fand ich mich betrogen! — Was heißt Unglück für die, die es niemals fühlten — was Empfindung für Herzen, die keine Empfindungen, als die der Wollust und des Geschmacks kennen!

Ich war fähig, um Mitleiden zu bitten — aber kriechen konnte ich nicht, meine Denkart haßte alle Erniedrigung — ich konnte jedem aufrecht ins Gesicht sehen — den Blick eines Mannes ertragen; aber ich fühlte so was Steifes in meinem Körper, das mir tiefe Verbeugungen zur Last machte.

Beschimpfungen war mir unmöglich zu ertragen. Ich fühlte ein Herz, das in meinem Busen schlug, das nur den

Mann verehrte, der Mann war, und nicht die Larve, die ihn deckte.

Allein was trug dieses alles zur Erleichterung meiner Umstände bei; Nichts, gar nichts. Die Art meines Gefühles machte mich doppelt unglücklich. — Da verschwanden die schönen Gemälde, die ich mir von dem Menschen machte — die Scene meiner blühenden Ideen verwandelte sich in Wüsteneien — wo ich unter tausend Geschöpfen, die sich Menschen nannten, nach Umlauf von Jahren kaum wenige einzelne fand, die diesen Namen verdienten.

Mein Vater hinterließ mir ein Papier, das er zu allenfallsiger Sicherheit für mich mag aufgesetzt haben, in welchem er mir zu meinem Unterhalt einige tausend Gulden verschrieb. — Ich forderte sie vergebens, man verwies mich mit eiskaltem Herzen zu den Wegen der heiligen Justiz. —

Unbekannt mit den Kniffen der Gerechtigkeit, lernte ich neue Abentheuer kennen: Sachwalter traten gegen mich auf, entehrten die heilige Asche meines Vaters durch niedrige Ausdrücke. —

Ich

Ich wollte durch Thränen, durch Vorstellungen rühren; aber vergebens! man lachte meiner, und nannte mich einen romanhaften Schwärmer. —

In meinem Elende blieb mir nichts übrig, als ein einzelner Mann, auf den ich noch alle meine Hoffnungen gründete, und den ich mir sorgfältig wie eine Denkmünze aufbehielt, um bey selbem Zuflucht zu suchen, wenn keine Hoffnung nirgendwo für mich mehr übrig sein sollte. Franz! sagte mir einst mein Vater — wenn ich nicht mehr sein soll, und wenn du einer Unterstützung bedarfst, so gehe hin zu diesem Mann, erinnere ihn seines alten Freundes, und mein Andenken wird ihm noch heilig sein — er wird in dir noch seinen verstorbenen Freund lieben, — er wird — ja — was wird er? Das thun — was er gethan hat. Mit Zuversicht und stiller Hoffnung trat ich zu der einzigen Stütze, die sich meine schwärmerische Phantasie noch darstellte. — Aber wie war ich betrogen, abscheulich betrogen — o könnte ich diesen Augenblik doch je vergessen, der der entsetzlichste meines Le-

bens

bens war! — Gleichgiltig, und kalt wie Eis — sagte er mir: In Sachen, die mich nicht angehen, mische ich mich nicht — und führte mich wieder zu der Thüre. — O Menschen! weiset doch nie einen Unglüklichen mit Worten von euch — könnt ihr mit Worten nicht helfen — so tröstet ihn doch zum wenigsten! Auch ohne Trost von dem gehen müssen, bei dem man Hilfe sucht — das fällt schwer — und der kann es fühlen, der es erfahren hat.

Unglück! du bist doch eine Wohlthäterinn der Menschen, du bildest unser Herz zur Empfindsamkeit — und lehrst uns fühlen — was es sei, genöthigt zu sein, die Menschen um Wohlthaten anzusprechen. Die Tage meines Elendes wälzten sich schwer über meinen Scheitel hin — kein Tag vergieng, der mich nicht am Abend überzeugte, daß die Zahl der Guten die kleinste in diesem Erdthale ist.

Ich suchte die einsamsten Orte ausserhalb der Stadt auf, blieb stundenweis unter einem einsamen Nußstrauche sitzen — und hörte den Vögeln zu, die

in

in Eintracht ihr Lied ober mir sangen. — Manchmal zog ich ein Blatt aus meiner Tasche — las es zehnmal, und netzte es mit Thränen — denn es war Emilien geschrieben.

Keine Täge aber waren schmerzlicher für mich, als die — in denen meine Streitgeschäfte foderten, die Menschen zu besuchen.

Eines Tages, und diesen Tag will ich niemal vergessen, wagte ich es, mich einem Manne zu nahen, von dessen Rechtschaffenheit und Menschenliebe man unendlich viel sprach; der allgemeine Ruf war, daß er Talente unterstützte, und junge Leute liebte, die sich fähig machen wollten, ihrem Vaterlande zu dienen: er war auch meinem Vater anverwandt. — — Nun kann es mir nicht mehr fehlen, dachte ich — dankte dem Himmel für diese glükliche Entdekung, und an einem schönen Morgen früh ließ ich mich melden. — —

Nach einer zimlichen Weile ließ man mich auf das Zimmer treten. — Mit sanften Lächeln, und der Miene eines Mannes, der voll Güte ist, empfieng

mich der Herr, den ich sprechen wollte. — Zutrauen erweckte sein Blik in meinem Herzen; ich entdekte ihm mein Schicksal — — unter meiner Erzählung beobachtete ich, daß seine Blicke ernsthafter wurden — er sah mir starr ins Gesicht — und sagte mir — Ja, ja! — gewöhnlich geht es so. — Kann ich Ihnen dienen, so wird es mir eine Freude sein. —

Herr Marquis, fuhr ich fort, Sie sind bekannt, daß Sie Unglükliche unterstützen. — Ich habe die Rechte studirt — und möchte mich gern einer öffentlichen Prüfung unterwerfen — mir mangeln aber die Gesetzbücher dieses Landes — ich bin nicht im Stande, mir selbe zu schaffen, — der Betrag derselben ist zwar sehr gering — wollen Sie Herr Marquis, diese hohe Gnade haben — ich wollte alles wieder mit der Zeit ersetzen. — Ich könnte nun mein Glük machen — ich will das Geld nicht in meine Hände — oder sind Sie nur so gütig, Herr Marquis, und stehen Sie für mich bei einem Buchhändler Bürge. —

O mein lieber Freund! — erwiederte mir der Marquis — begehren Sie von mir, was Sie immer wollen, nur keine Unterstützung — keine Rekommendation — kein Vorleihen — und keine Bürgschaft. — — Sie sind mit einer adelichen Familie in Prozeß — man würde es ganz ungleich ansehen, wenn ich Sie unterstützen sollte — und — — Ihnen aufrichtig zu sagen, mir wäre es nicht lieb — wenn man nur wüßte, daß Sie bei mir im Hause waren. — — He! — Georg! lasset diesen Herrn rückwärts bei der Gartenthüre hinaus — Leben Sie wohl! — Nun war ich durch den Garten geführt — und wieder auf der Strasse — wußte selbst nicht, wie ich dahin gekommen, so erstaunt war ich vor allem dem, was ich hörte. — Als ich so in finstern Gedanken fortgieng, drückte ich meinen Hut tief in Kopf — und nahm mir vor, mein Vaterland zu verlassen. — Ich gieng kaum ein Stück Weges, als mir ein Kaufmann begegnete, dem ich für ein ausgenommenes Kleid noch die Bezahlung schuldig war, der mich aber vertröstete, bis zu Aus-

gang

gang meines Prozeßes zuzuwarten, — Hier ist Ihre Bescheinung, schrie mir der Kaufmann zu; es ist alles bezahlt. — Bezahlt! — wiederholte ich ganz erschrocken, wer? — Das weis ich nicht, es war eine unbekannte Person, fuhr der Kaufmann fort. — Der Marquis vielleicht — O nein! — Ich wollte noch weiters fragen — aber der Kaufmann war schon weit fort. — —

Nun war wieder eine Last von meinem Herzen. — Ich dankte dem, und dem großmüthigen Unbekannten, und gieng auf meine Miethstube zurük. Wie war ich aber von Verwunderung hingerissen, als ich die Gesetzbücher, die ich verlangte, auf meinem Tische sah — als mir meine Kostfrau erzählte, daß sie für alles bezahlt wäre, und daß man ihr anbefahl, auf das beste für mich zu sorgen. — Ich drang in die Frau, sie sollte mir meinen Gutthäter nennen — sie wollte lange nicht — endlich durch Schmeicheleien und Bitten erfuhr ich, daß es Emilie wäre. Heimlich erkundigte sie sich um mein Elend, das ich ihr sorgfältig verschwieg — und steuerte großmüthig meinen Bedürfnissen.

Eilend machte ich mich auf, und ich war in kurzem Zeitraum bei Emilien. — Was Liebe und Dankbarkeit fühlen können, fühlte ich in dieser glüklichen Stunde. — Umarmungen und Thränen waren die Wonne unsers Vergnügens.

Drei Tage war ich auf dem Lande bei Emilien, als den vierten frühe Morgens ein Bothe aus der Stadt kam, und mir die glüklichje Nachricht brachte, daß meine Sache gut für mich ausgefallen wäre. — Die Gerechtigkeit schützte meine Rechte, und verschaffte mir das Wenige, was Gewalt mir verneinte. — Ich hatte nun richterliche Aussprüche für mich, — verschiedene Schwierigkeiten ergaben sich aber bald wieder, und ich ließ die Hälfte meiner Forderungen schwinden, um mich der Schikane der Rechtsfüchse zu entziehen.

Emilie hatte eine großmüthige Freundinn, die nun nach Möglichkeit beitrug, unser Glük zu vollenden.

In Kurzem war Emilie meine Gattinn — in seliger Wonne flossen unsre Tage dahin — Neun Monden waren vorüber, und die Zeit nahte an, in der

Emilie

Emilie mir einen Bürgen ihrer Liebe geben wollte. —

Hier ergriff Franz hastig die Hand des alten Philipp: Pater! rief er aus, hast du nie sterben gesehen? — Weißt du — der Sterblichen Seligkeit hangt an fremden Gütern, die mit jedem Winde sich ändern. Mein Glük hieng an Emiliens Wangen. — Ein Tag — eine Stunde riß sie mir aus meinen Augen. —

Meine seligen Tage eilten hin, wie ein Meteor in der Luft — für Augenblicke, und verschwanden im Todtenkleid. — Ihre blühenden Wangen deckt Asche, — kein Kuß — der sie sonst belebte, ruft sie mehr aus den Grüften zurük.

O du, ewig Geliebte! — könnten so ewig meine Seufzer schallen in dein Ohr — so schmelzen an deinem Busen meine Thränen, wie an dir ewig mein warmes Herz hangt. — Mitleidig sahen die himmlischen Mächte unsern Abschied — und hörten, wie wir uns das letzte Lebewohl zuflüsterten. —

So seufzte Franz, und sank in Philipps Arme. —

Nach

Nach einiger Zeit erholte sich Franz wieder, — und weil es schon spät am Abend war, so wollten sie in dem Garten freie Luft wieder einhauchen. —

Die Nacht war nicht so schön, nicht so heiter, wie die vergangene; der Mond blickte nur durch dunkle Wolken. — Mit stummen Schmerz saß Franz auf der Rasenbank bis spät nach Mitternacht — Philipp war immer bei selbem, denn er erhielt von den Obern Erlaubniß, dem Unglücklichen seine Stunden zu verkürzen.

Spät nach Mitternacht hörte man das nämliche Gewinsel an der Gartenmauer wieder, das Franz und Philipp schon einen Abend zuvor gehört hatten.

Franz und Philipp stiegen wieder über die Gartenmauer — und da fanden sie einen Unglücklichen athemlos liegen — bereit, seine Seele auszuhauchen. Franz erschrack bei dem Elend des Kranken — Elender schrie er auf — wie kömmst du hieher? — Verzeih, was ich dir gethan habe! versetzte der Kranke mit sterbender Stimme. — Ich vergeb's dir! erwiederte Franz, und stürzte auf den

Un=

Unglücklichen hin, — der schon erblaßt war. — So sehr Philipp in Franzen drang, so konnte er doch nichts weiters mehr aus ihm herausbringen, als daß der Verstorbene ein falscher Freund war, der Franzen durch einen Zweikampf, in welchen er ihn verwickelte, genöthigt hatte, in dieses Kloster zu fliehen, und sich in eine Mönchskutte zu verstecken.

Den andern Morgen wurde der Unbekannte begraben, und Franz wurde so sehr durch diesen Tod betrübt, daß seine Umstände bald todesgefährlich wurden. — Philipp war immer an seiner Seite. — Ich war kein böser Mensch, sagte ihm Franz; aber ich habe doch in der Welt Sachen erfahren, daß dir — wenn ich sie dir erzählte, die Haare aufrecht stehen würden.

Franz wurde täglich schwächer, und Philipp konnte keine Gelegenheit mehr finden, ihn auf die weitere Fortsetzung seiner Geschichte zu bringen. Er starb um Mitternacht in Philipps Armen.

Linde, eine Geschichte.

Im leztern siebenjährigen Kriege lebte in dem Dörfgen G... in der Grafschaft H... eine fromme Bauerfamilie. Sie bestand aus den Aeltern, die schon die Last der Jahre und schwerer Arbeiten, womit sie von Jugend auf das Bißgen Brod hatten erkaufen müssen, zur Erde gedrükt hatte, aus zween Söhnen und einer Tochter. Der älteste Sohn, Hermann, war Soldat, und blieb in dem ersten Scharmützel, dem er beywohnte. Diese Nachricht gründete sich auf die Aussage seiner Kameraden, die ihn hatten fallen sehen. Der zweyte, Konrad, that alles seinen Aeltern das bange Alter zu versüssen, und seine Schwester, Grete, stand ihm treulich in diesem süssen Geschäfte dankbarer Kinder bey. Ihre Hütte lag am äußersten Ende des Dörfgens, hart am Heerwege, und war immer die erste,

die bey feindlichen Streifereyen die wilde Härte des Feindes erfahren mußte.

Es war einer der angenehmsten Mayabende, den unsre fromme Familie draußen im Grünen vor ihrer Hütte feyerte: Konrad hatte sein Feld eben bestellt, und Grete ihren Garten. Sie saßen ihren geliebten Aeltern zur Seite, die mit einem segnenden sich verjüngendem Blicke bald ihre frommen Kinder, bald den hellfunkelnden Abendstern ansahen, und eine von den wenigen Thränen weinten, die selbst die Engel ihren sterblichen Brüdern beneiden. Die guten Kinder! Sie blickten nach ihrem Tagewerk hin, und fühlten schon die selige Freude, die reifen Früchten ihres Fleißes ihren Aeltern ausschütten, und ihren ärmern Dorfeinwohnern mittheilen zu können. Dann schwatzte Konrad von seinem Bruder, lobte sein gutes Herz, seine Arbeitsamkeit, seine Genügsamkeit und dachte an manche Szene brüderlicher Eintracht, und an Plane, die sie als Knaben und Jünglinge für die Zukunft entworfen hatten, und die alle getreue Abdrücke ihrer frommen Unschuld waren.

Ach schluchzte Grete, der gute Herrmann! und ein paar große Thränen stürzten auf ihr Halstuch, und der Abendstern schien in den Thränen wieder. Alle seufzten dem lieben Mädchen Herrmann! nach. Der alte sah in die Abendwolken, die ein benachbarter Berg um seine rauchende Seiten ausgoß, und faltete die zitternden Hände. Man sah es seinem bebenden Lippen an, daß ihn eine der seligen Empfindungen durchschauderte, die die große Belohnung der Tugend und der starke Anker ist, der gegen die vereinigte Wuth wilder Orkane den gleitenden Lebenskahn sichert, indeß die stolzen Zeugen menschlicher Kunst an verborgenen Felsen zerschellen. Die Mutter weinte: umsonst versuchte sie, den geliebten Namen auszusprechen. Mit mehr als mütterlichem Schmerze sah sie nach einer jungen Linde hin, die ihr geliebter Herrmann noch in den letzten Augenblicken der Trennung pflanzte. Er pflanzte sie neben dem Garten an einen kleinen Hügel hin, und sagte, wenn Herrmann auf einem Schlachtfelde schläft, so biete

euch diese Linde ihren Schatten an. Denkt an euren Sohn; an euren Bruder, der nur für euch zu blühen wünschte; aber seiner größern Pflicht seine sehnlichsten Wünsche aufopferte. Genießt lange den Frieden, den auch ich vielleicht mit meinem Blute lösen mußte.

Lange hiengen ihre Blicke an den hellgrünen Blättern, womit die Abendluft vertraulich lispelte. Der alte Vater zitterte der Linde zu, seine beyden Kinder trugen ihn auf sorgsamen Händen. Er küßte ihre glatte Rinde. So will ich dich statt meines Sohnes küssen, stammelte er: grüne für meine Kinder, grüne für ihre Enkel, du, von der Hand eines frommen Sohnes gepflanzte Linde. Unter deinem Stamme will ich ruhen, und, ja! ich hofte es, ein Zeuge von dem Glücke meiner Kinder und Kindeskinder zu seyn. — Er konnte nicht mehr. O es war eine Szene, für die noch kein Van der Warf Farben und Ausdruck erfunden hat! Nur einen solchen Mayabend zwingt euch dem Zirkel eurer rauschenden Freuden zu rauben, ihr ekeln Sklaven städtischer

Unthä-

Unthätigkeit: dann mag euer Herz die stolze Sprödigkeit rechtfertigen, womit ihr auf den Landmann herabseht, der den Sopha erarbeiten muß, auf dem ihr vor Langweile und Vapeurs den flüchtigen Minuten noch schnellere Schwingen wünscht! —

Noch dachten sie immer an ihren Herrmann, als ein wilder Lärm und dicke Staubwolken einen Feind, oder fast eben so fürchterliche Freunde ankündigte. Grete erblaßte, sie bebte am ganzen Leibe wie Espenlaub. Kaum dachte sie daran, daß ihre Mutter noch einsam vor der Hütte säße, und das erste Opfer feindlicher Zügellosigkeit werden würde. Aengstlich floh sie zu ihr hin, führte sie athemlos in die Hütte, indeß Konrad seinen alten Vater in Sicherheit zu bringen suchte. Schon stand ein feindlicher Reiter vor ihnen an der Linde da. Er foderte mit Ungestüm, was ihre Armuth nicht vermochte. Freundlich wies ihn der Alte in seine niedrige Hütte, das Beste zu wählen. Aber der wilde Krieger schien auf seine Flucht noch eine Unmenschlichkeit mehr ausü-

ben zu wollen. Er schlug auf den Alten los. Der gute Konrad konnte kein müßiger Zeuge bleiben. Er stürzte sich auf die Rasenbank, worauf der Alte hinsank, zwischen seinen Vater und den Reiter. Nun thue was du verantworten kannst, rief er, schone nur eines Alten, der dir seine Armuth demüthig anboth. Wen hätte eine solche Tugend nicht entwaffnen sollen? den Reiter entwaffnete sie nicht: sie war ein Sporn, noch grausamer zu werden. Unbarmherzig mißhandelte er ihn, und da er dennoch die schwache Brustwehr seines Vaters bleibt, erstieht er ihn, und jagt davon. Unglücklicher Vater! der todte Sohn lag fest auf ihm; er schien ihn noch im Tode vertheidigen zu wollen. Grete und ihre Mutter wurden jezt erst gewahr, daß der Alte und Konrad nicht in der Hütte waren. Ein trostloses Weheklagen von der Linde her, rief sie zum Hügel hin. Sie fanden Konrad in seinem Blute liegen. Es schien noch Leben in ihm zu seyn. Grete warf sich sinnlos neben ihm hin. Er drükt ihr Hand, wies auf seine Aeltern, dann

auf

auf die Linde, und starb. Ach ihr weichherzigen Seelen, weinet dem guten Jünglinge eine brüderliche Thräne. Er starb, kaum von Mittagssonne gesehen, die sich auf seine entwickelnde Schönheit freute; er starb des freywilligsten des edelsten Todes! Weinet um den frommen Sohn, ihr Aeltern! Sein Andenken ist einer Säule werth, und ihm nachzueifern selbst Fürstenkindern rühmlich. —

Schon suchte der bange Mond in den aschengrauen Abendwolken seine Thränen zu verbergen; schwermüthig sah er den Wolken nach, welche die Abendwinde von ihm wegscheuchten. Wider Willen mußte er die klägliche Szene bescheinen. Vater, Mutter und Tochter lagen heulend am Boden, sie wollten sich überreden, ihr Konrad lebe noch, und sahen doch den kalten Ueberrest, sahen sich ohne Trost und Hülfe verlassen, sahen um sich Nacht und die Schreckenbilder der Angst und Verzweiflung. Noch immer lagen sie da, und mischten ihre Thränen zu dem Blute, das aus seiner Wunde floß, als

eine

eine neue Erscheinung sie schreckte. Ein wildes Roß schnob der Linde entgegen, und schon stand ein Reiter vor ihnen, und neue Grausamkeiten schienen ihrer zu warten. Grete vergaß die scheue Furchtsamkeit ihres Geschlechts. Mit drohendem Muthe pflanzte sie sich vor den Aeltern hin. Nur der Tod soll mich von hier reißen, sprach sie. Konrad, bald bin ich bey dir! Für unsre Aeltern wird Gott sorgen, der für mehr als eine Welt sorgt.

Indeß saß der Reiter unbeweglich auf seinem Rosse, das ungeduldig mit seinem Hufe den Boden schlug. Noch immer schien er alles für Betrug der Augen zu halten, aber er sah, je mehr er zweifeln wollte, desto deutlicher die Wahrheit der schreklichen Geschichte. Konrad rief er endlich im Uebermaße seines Jammers, Vater, Mutter, Grete! und stürzte vom Pferde. — Es war Herrmann. Er hatte in dem Scharmützel bey D.. sein Leben nicht verlohren. Zwar hatte sein jugendlicher Muth, sein Eid und seine Religion, (denn Tapferkeit ohne Religion ist blinde Verzweiflung

zweiflung) und der Eifer, den Tod seines Rittmeisters zu rächnen, der neben ihm fiel, ihn zu weit in den Feind gestürzt; erbekam drey gefährliche Wunden und gleich darauf wurde sein Pferd noch dazu unter ihm erschossen und zerbrach ihm Fallen das linke Bein. Doch in dem Augenblicke verließen die Feinde ihren Posten. Man zog ihn unter seinem Pferde hervor; um ihm wenigstens im Tode die Ehre zu erzeigen, die seine Tapferkeit verdiente. Ein Offizier, der ihn von ungefähr fand, glaubte noch Zeichen des Lebens an ihm zu verspüren, er ließ ihn sorgfältig verbinden und nach der nächsten Stadt fahren. Sein gesunder Körper half ihm glücklich alle Gefahren überstehen. Das Glück wollte ihn belohnen, er war jezt schon bis zum Rittmeister avanciret. Aber länger konnte der Edle der Liebe zu den Seinigen nicht widerstehen. Er kam die Gegend von streifenden feindlichen Partheyen zu reinigen, und dann seine Aeltern und Geschwister zu umarmen, und seine Ehre und die ansehnlichen Summen, die er dem Feinde wieder abge-

jagt

jagt hatte, mit ihnen und den Noth-
leidenden zu theilen. Guter Herrmann!
du verdienst eine fröhlichere Aufnahme!
Grete und ihre Aeltern wurden wie vom
Blitze gerührt. Es war eine traurige
Szene! Sie lagen am Boden, alle
mit dem Blute ihres Konrads besudelt.
Grete war die erste, die aus einer dun-
keln Zurückerinnerung, aus einer unge-
wissen Ahndung und ähnlichen Zügen
mit Konrad, den Unbekannten für ih-
ren Herrmann hielt. Bist du Herrmann,
rief sie, mehr aus Verzweiflung, als
aus Ueberzeugung, oder der Elende,
der an diesen Blutströmen Schuld ist?
Sprich, daß ich dich umarme, oder
fliehe, denn zu Verwünschungen ist mei-
ne Zunge nicht gewöhnt. Herrmann
schlug seine schwarzen Augen wieder auf;
seine tiefen Narben standen noch voller
Thränen. „Ich bin Herrmann, in der
„unglückseligsten Stunde kam ich in die-
„se Gegend: Sie machte meine Lorbeern
„welken. Konrad, Konrad! wer mor-
„dete dich unter dieser heiligen Linde?
„Wußte der Elende nicht, daß du uns
„allen gleich lieb warest? Wußte der

Mörder

„Mörder nicht, daß die Rechte des „Krieges keinen Meuchelmord heiligen? „Wußte er nicht, daß der Tod eines „Unschuldigen eine Geisel werden wür„de?“ Jezt erkannten auch die Aeltern ihren Geliebten. Vater im Himmel, rief der Alte, du gabst und nahmst in einer Stunde! — du bist gerecht! — deine Wege sind eitel Gnade! — Ein jeder male sich die Szene selbst aus. Es war eine Mischung von Freude und Traurigkeit, die ich nicht nennen kann. Konrad wurde unter der Linde begraben. Auch die Alten wünschten hier bald zu ruhen. Auch Herrmann sehnte sich nach der Ruhe: aber seine Pflicht erstickte den sehnlichsten Wunsch, in seinem ruhigen Dörfgen zu bleiben, und ganz die Stelle Konrads zu vertreten. Er verließ seine Aeltern und seine Schwester unter tausend Thränen. Jezt war Grete ihre einzige Stütze, ihr einziger Trost. Noch immer ist ihre Arbeitsamkeit und Tugend das große Beyspiel, das jeder Hausvater und jede Hausmutter den Ihrigen zur Nachahmung anpreiset. Herrmann trug abermals

mals einige rühmliche Wunden davon. Zwar blieb er am Leben; allein seine Schmerzen und Strapazen hatten seinen Körper zu sehr entkräftet. Man drang ihm seine Entlassung auf, und mit ihr eine ansehnliche Pension, und alle Beweise der Gnade, die sein Tugend und Tapferkeit werth waren. Er eilte sehnsuchtsvoll seinem Dörfgen zu, und theilte sein Glück und seine errungene Ruhe mit seinen guten Aeltern, seiner Schwester und mit der ganzen Gegend, die ihn als ihren Retter und Vater beehrte. Die Alten starben in seinen heißen Umarmungen, für ihn und Grete viel zu früh. Sie wurden ihrem lezten Willen zufolge, unter der Linde begraben. Grete hatte indessen geheurathet, einen Landmann, den sie liebte, dessen stille Tugenden ein so gutes Weib verdienten. In ihren Kindern blühten der Aeltern Tugenden wieder auf und trieben neue Zweige. Herrmann genoß noch die Wonne, ihre Knaben und Mädchen auf seinen Knieen zu wiegen, und ihnen seine Thaten in den Mayabenden unter der geliebten Linde zu erzäh-

len.

sen. Er starb endlich am Ausbruche seiner Wunden, durch sein Alter und seine unbewegliche Tugend und Standhaftigkeit gleich ehrwürdig. Das ganze Dorf stand um seinem Sterblager: er gab jedem die Hand, ermahnte jeden, seiner Religion und seinem Könige getreu zu seyn, und schlief unvermerkt unter Küssen ein. Aufrichtigere Thränen und gerechtere sind vielleicht um keinen Sterblichen jemals geflossen. Man begrub ihn auf gemeinschaftliche Kosten, nicht aus Armuth, sondern aus Zärtlichkeit, unter der alten Linde. Auf seinem Grabsteine lieset man diese Verse:

Er war ein tapfrer Mann, den Eid und Ehre trieben,
Gefühl und Bruderpflicht, auch seinen Feind zu lieben;
Er war ein wahrer Christ, mit Mund und Herz bescheiden,
Im Glücke dankbar froh, und christlich groß im Leiden;
Er war ein frommer Sohn, die Stütze seiner Alten,
Der Vater seines Dorfs, das er allein erhalten.
Wir danken ihm das Glük, das wir auf Gott vertrauen,
Und ohne Angst, für wen? die weiten Felder bauen;
Mit unserm kleinen Glück vertraut als Christen leben;

Für

Für kein Gewitter mehr, für keine Zukunft beben;
O Linde, grüne stets! bleib unsern Enkeln theuer,
Und säusle Herrmanns Lob in jeder Abendfeyer,
Strebt, Kinder! Herrmann nach. O Wandrer fühle Stärke,
Wenn dir die Linde winkt, und übe Herrmanns Werke!

Heil ihm, der sie, wie unser Herrmann verdiente!

Grete soll noch mit ihrem guten Manne leben. Ihre Kinder sind die Freude der ganzen Gegend, die in ihnen Herrmanns Tugenden wieder aufleben sieht. Noch immer ist der zweyte May der Todestag des Herrmanns, ein feyerlicher Tag für das ganze Dorf, der die frommen Wünsche und die dankbaren Thränen der ehrlichen Dorfeinwohner fließen sieht. Ihr guten Seelen! möchten euch eure Augen und eure Generationen nie Thränen versagen, Freudenthränen, Herrmanns Asche zu schenken! Oder wehe euch! der alte Schatten der Linde wird euch Vorwürfe zumurmeln, und eine unglückliche Zukunft weissagen: und wenn auch ihr oder die Zeit, den Zeugen eures Verbrechens ausrottet: so wird die Stätte selbst euch verdammen!

Die

Die unterirdischen Wohnungen in Schweden.

Eine Geschichte.

Gereizt durch die verschiedenen Erzählungen von den unterirdischen Wohnungen in den schwedischen Bergwerken, wollte ein Engländer die Wahrheit dieser Berichte selbst erforschen; er suchte deshalb die Erlaubniß des Königs, und fuhr in einer Maschine den berühmtesten Schacht hinab.

Zwar fand er zahlreiche Versammlungen von beiderlei Geschlecht, aber gar nicht in einem so blühenden Zustand, als man ihm erzählt hatte.*) Ueberall

sah

*) Den gewöhnlichen Berichten nach sollen dort eben so ordentliche Wohnungen sein, als auf der Oberfläche der Erde. Es soll eine große Anzahl Familien sich dort befinden, die ihre Oberhäupter, Richter, Häuser, Markte, Buden, Priester und Kirchen haben, und es soll ihnen an nichts fehlen, was zur Einrichtung

des

sah er das Bild des fürchterlichsten Elendes. Die Kleidung, die Löcher, welche sie Häuser nannten, die Speisen, alles zeigte das Grausen eines schauervollen Aufenthalts. Traurigkeit und Blässe war auf allen Gesichtern gezeichnet, selbst die Oberhäupter schienen sich in ihrem Zustande nicht besser zu befinden.

Man führte ihn in die bequemste Wohnung des Bergwerkes. Sie gehörte einem lutherischen Prediger, der nichts gespart hatte, sie so angenehm zu machen als die Umstände es nur erlaubten. Dieser erklärte ihm in lateinischer Sprache, was er durch eigene Beobachtungen, und durch die Einsichten seines Wegweisers nicht entdekken konnte.

Indem er mit dem Prediger sprach, trat eine junge Frau mit thränenden Au-

Augen herein, warf sich lezterm zu Füssen, und redete mit dem Ausdruk des lebhaftesten Schmerzes mit ihm. Ob der Engländer sie schon nicht verstand, so erstaunte er doch, so viel Schönheit, Jugend und Liebenswürdigkeit an diesem fürchterlichen Orte zu sehen. Er bezeigte seine Verwunderung darüber, und der Prediger erzählte ihm nachher folgende Geschichte.

Diese junge Frau ist in Upsal von einer reichen und edlen Familie geboren. Ihre Aeltern bestimmten sie einem Manne von ihrem Stande zur Gattinn. Die Liebe aber führte ihr Herz einem Landstreicher zu, der in eben dieser Stadt sich niedergelassen, und alle Kunstgriffe, sie zu verführen, gebraucht hatte.

Durch Betrug und Diebstahl war es ihm gelungen, ein ganz ansehnliches Vermögen zusammen zu bringen; er war aber dabei so verschwenderisch, daß man sich wunderte, wie er bei einem so ausserordentlichen Aufwande die Ausgaben bestreiten könnte. Noch hatte niemand den geringsten Verdacht auf die geheimen Mittel, welche ihn unterstüzten,

als er seine Geliebte überredete, das Haus ihres Vaters zu verlassen, und ihm zu folgen, weil er es für nöthig fände, aus Furcht vor einer so mächtigen Familie, aus den Augen der Welt zu verschwinden.

Der Ort, wohin er sich begab, ward nun der Sammelplaz einer grossen Banda Räuber, deren Anführer er war, und die ihm das redlich überlieferten, was sie mit Gewalt oder List erbeutet hatten. Jedesmal folgte nach der Theilung der Beute eine gute Abendmahlzeit, bei der man sich anfänglich gegen die Neuverheurathete mit vieler Zurükhaltung betrug.

Als man aber endlich glaubte, daß der öftere Besuch so vieler Fremden, und verschiedene Reden, beym Weine gesprochen, ihr nothwendigerweise einigen Verdacht geben müssen, so hielt es ihr Mann für das Sicherste, freiwillig ihr das Geheimniß zu entdekken.

Sie bebte bei Anhörung desselben, bereute vielleicht das Unglük, worein sie selbst sich gestürzt hatte; ihre Leidenschaft aber, die noch in eben dem Grade heftig war, erstikte bald jene Empfindung.

Ohne

Ohne vor der Schande ihres Standes zu erröthen, noch vor der damit verbundenen Gefahr zu zittern, machte sie nach und nach sich selbst des Verbrechens mit theilhaft, indem sie die Theilung und Verhehlung des Diebstahls über sich nahm.

Weil in Schweden zwischen den bewohnten Oertern eben keine sonderliche Gemeinschaft ist, so glaubten die Räuber in einem etwas abgelegenen Dorfe wenigstens so lange verborgen bleiben zu können, bis ihr Anführer die Aeltern seiner Frau bewogen hätte, ihre Heurath zu billigen.

Zum Unglük für sie aber stieß eben der Ort, den sie zu ihrer Sicherheit gewählt hatten, an ein Gut, welches dem Vater der jungen Frau zugehörte. Einige Angelegenheiten brachten ihn dorthin, und er erfuhr von seinen Bauern, daß man seit einigen Wochen eine zahlreiche Versammlung von unbekannten Personen in der Nachbarschaft bemerkte. Diese Nachricht erwekte seine Neugier: er begab sich deshalb mit anbrechender Nacht an den Ort ihrer Versammlung. Der Anblik so vieler Per-

sonen, die einer nach dem andern ankamen, und alle keine gute Mine hatten, vergrösserte seine Begierde, ihr Geheimniß zu erforschen, und er schlich sich, ohne bemerkt zu werden, mit ein.

Wie groß war sein Erstaunen, als er seine Tochter hier antraf. Der Zorn überwältigte ihn so, daß er nicht bis zur Aufklärung des Geheimnisses warten konnte. Er gieng tobend auf sie los: verwies ihr ihre Flucht mit den härtesten Ausdrükken; wollte von ihr wissen, bei wem sie sich befände, und warum sie sein Haus verlassen hätte.

Ihr Mann hielt sich für verloren, wenn er nicht auf der Stelle einen muthigen Entschluß faßte. Er ließ durch seine Leute ihren Vater festhalten, und berathschlagte nun mit ihnen, wie, für sie am besten, ihm zu begegnen wäre.

Die mehresten waren der Meinung, ihre Sicherheit erfordre es, daß er ums Leben gebracht würde. Ohne das dringende Flehen, ohne die Thränen der jungen Frau, womit sie endlich das Herz ihres Mannes erweichte, hätte auch die Meinung die Oberhand behalten.

Sie

Sie begriff selbst die Gefahr, welche ihr und der ganzen Bande drohte; und da kein anderer Ausweg da war, sich zu retten, so willigte sie endlich in den neuen Vorschlag, ihren Vater so lang in einer Art von Gefangenschaft zu behalten, bis man andre Maaßregeln würde ergriffen haben.

Dies schien ihnen zu ihrer Sicherheit um so mehr hinlänglich, weil er bekannt hatte, daß er ganz allein gekommen wäre; sie auch nach ihm weiter niemanden gesehn hatten, und nicht wußten, daß seine Bedienten auf dem benachbarten Gute waren.

Diese wurden endlich durch die lange Abwesenheit ihres Herrn beunruhigt, und da sie nichts Gutes daraus schlossen, nahmen sie die Bauern aus dem Dorfe zusammen, bewaffneten sie sämmtlich, giengen hin nach dem Orte, und besetzten das Haus, wo die Räuber waren.

Ihre Ankunft sezte die ganze Bande in Schrekken und Verwirrung; dies bestätigte ihr Mistrauen, sie hielten deshalb alle, die im Hause waren, an, und forderten unter Drohungen ihren Herrn.

Dieser hörte ihre Stimmen, und nun faßte er Muth, sich auch hören zu lassen. Sie erkannten die Seinige, die um Beystand flehte, und izt glaubten sie nichts weiter schonen zu dürfen. Sie hieben in der Geschwindigkeit verschiedene von den Räubern nieder, und kaum konnte der Befehl ihres Herrn so viel vermögen, daß der Uebrigen geschont wurde.

Von fünfundzwanzig Räubern, woraus der Haufen bestand, blieben siebenzehn nebst ihrem Anführer und seiner Frau am Leben. Der Herr ließ sie sogleich in das Gefängniß nach Upsal führen, welche Stadt nur zwey Meilen davon entfernt war. Gegen seine Tochter erwachten die väterlichen Empfindungen, und um sie nicht der Schande einer öffentlichen Strafe auszusetzen, nahm er sie mit sich.

Sie aber entsprach seinen Absichten nicht. Weil sie voraus sah, daß ihr Mann nie anders aus dem Gefängnisse kommen würde, als wenn er zu seiner Strafe gienge, so siegte die Liebe über die Ehre; sie achtete ihr Leben für nichts,

wenn

wenn sie es ohne ihn behalten sollte, entfloh deshalb der Aufsicht, worinn sie in ihrem väterlichen Hause gehalten ward; begab sich zu dem Gefängnisse, verlangte bey den Uebelthätern darin aufgenommen zu werden, für deren Mitschuldige sie sich angab.

In ganz Schweden verursachte eine so sonderbare Großmuth Erstaunen. Noch mehr nahm die Verwunderung zu, da sie in den Verhören mit einer unglaublichen Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes antwortete. Aus vielen Gründen suchte sie ihren Mann zu rechtfertigen, von denen der Vorzüglichste dieser war:

Unter der Regierung Karls des Zwölften leistete ein dänischer Ueberläufer der Schwedischen Armee einen außerordentlichen Dienst. Der König, welcher nie etwas ohne Belohnung ließ, foderte diesen Soldaten vor sich, und fragte, wie er ihn belohnen könnte.

Euer Majestät können mein Glük machen, antwortete er, ohne daß es Denenselben etwas kostet, wenn Sie

nur

nur erlauben, daß ich meinen Neigungen folgen darf.

Da der König befahl, daß er sich näher erklären solle, sagte er, die Ursache warum er sein Vaterland verlassen müssen, wäre die Furcht vor der Strafe gewesen, die er durch viele Diebstähle verdient gehabt hätte. Von Kindheit an hätte er den unwiderstehlichen Trieb gehabt, alles wegzunehmen, was ihm nur vorgekommen wäre, und diese Neigung zu vertilgen, wäre keine Betrachtung hinlänglich gewesen. Da er sie nun noch in ihrer ganzen Stärke fühlte, so bät er sich keine andre Gnade aus, als blos die Erlaubniß in ganz Schweden ungestraft stehlen zu dürfen. Doch verspräch er solches ohne alle Gewaltthätigkeit zu thun, und wenn er sein Versprechen nicht hielte, dem ordentlichen Gesetze unterworfen zu seyn.

Der König, versicherte sie, hätte sich ein Vergnügen daraus gemacht, ihm zu willfahren, sogar Befehle ausfertigen zu lassen, die ihn vor der Strafe in Sicherheit sezten, und hieraus folgerte sie, daß Diebstähle ohne Blutvergießen, dergleichen

gleichen ihr Mann nur ausgeübt hätte, in Schweden kein Hauptverbrechen seyn müßten, oder wenigstens mit eben der Nachsicht verdienten behandelt zu werden, wenn der König Karl das Beyspiel gegeben hätte.

Wenn man ihr eine Niederträchtigkeit vorwerfen wollte, so glaubte sie durch die Verbindungen und Pflichten des Ehestandes gerechtfertiget zu seyn. Sie hatte ihren Mann geliebt, ohne sein unglükliches Gewerbe zu kennen, und da sie es kennen gelernt, so wäre es nicht mehr in ihrem Vermögen gewesen, ihm ihr Herz zu entziehen, das er durch viel andere liebenswürdige Eigenschaften verdiente. Alles was sie hätte thun können, und thun dürfen, wäre das gewesen, ihn zu bitten, eine ihr und ihm anständigere Lebensart zu wählen, welches sie auch oft genug gethan zu haben versicherte.

Diese Gründe waren freylich viel zu schwach, bey dem Gerichte Eindruck zu machen. Die Räuber wurden mit ihrem Anführer in den Bergwerken zu arbeiten verurtheilt. Nur das Ansehn

des Vaters bewog die Richter, die junge Frau, unter dem Vorwande davon auszunehmen, weil die Verbindlichkeit einer Frau sie in ein Verbrechen mit verwickelt hätte, woran ihr Wille keinen Theil gehabt; und so ward der Urtheilsspruch abgefaßt.

Weder Vorstellung noch Bemühungen waren fähig sie zu bewegen, ihren Mann zu verlassen. Sie brauchte ihre Freyheit blos dazu, daß sie sich an die Einfahrt in die Bergwerke hinbegab, wo ihr Mann schon mit seinen Mitschuldigen hinabgestiegen war. Als man sie nicht in die Maschine einnehmen wollte, die zum Herabfahren diente, so faßte sie einen Entschluß, der alles Vorhergehende übertrifft. Sie wartete bis jemand heruntergefahren war; in dem Augenblick ergrif sie das Seil, und ließ sich an selbem hinunter, wobey sie sich die Hände zerriß, auch die größte Gefahr lief, in einem so tiefen, finstern und unebenem Orte den Hals zu brechen.

Auf ihren Vater allein kam es jetzt an, ob er sich ihr widersetzen wollte; es wäre ihm leicht gewesen, eine Heurath für

nicht

nicht erklären zu lassen, die sie wider alle Regeln der Ordnung und Gesetze geknüpft hatte. Da aber die Ehre seiner Tochter ohne alle Hülfe verloren war, so sah ers gern, sie an einem Orte zu wissen, der von dem Grabe wenig verschieden ist.

Ob ihr Mann gleich zu seiner Strafe die sauersten Arbeiten verrichten mußte, so ward ihr doch von den Aufsehern des Bergwerks und von dem Prediger mit Freundlichkeit und Achtung begegnet; auch verdiente sie beydes durch ihre Aufführung und Geburt. Ihr Unglück empfand sie, ohne dadurch niedergeschlagen zu werden; sie zog aus ihren Umständen alles, was zu ihrem Troste und zur Erquickung desjenigen etwas beytragen konnte, der ihre Ehre und ihr Glück zu Grunde gerichtet hatte.

Der Besuch, welchen sie bey dem Prediger ablegte, und die Thränen, welche der Engländer sie vergießen sah, kam von einem Unfalle ihres Mannes her, der mit einem Schachtschreiber in Streit gerathen war, und weil er ihm sehr übel begegnet hatte, Gefahr lief, deshalb

scharf

scharf bestraft zu werden. Die Fürbitte des Engländers aber, die er mit der ihrigen vereinigte, machte, daß er die Gnade erhielt, um welche sie flehte.

Wäre dies Weib die Frau eines rechtschaffenen Mannes geworden, gewiß! sie würde das Muster ihres Geschlechts gewesen seyn.

Der betrogene Gevatter,

eine Geschichte.

In R** hielt sich eine Unbenannte auf, deren Eltern sind unbekannt. Aber so viel weis man, daß sie in Northhampton gebohren, und von ihrem zwölften Jahre an, von einer alten Dame unterhalten ward, die sie wie ihr Kind liebte. Sie war gut und schlank gewachsen, hatte viel Blut, viel Feuer, und ward früh reif.

Herr Kole, ein Advokat, der bey ihrer Wohlthäterin aus und eingieng, verliebte sich in sie und schwur Stein und Bein, daß er stürbe, wenn sie ihn nicht wieder liebte. Das junge Ding, zu gewissenhaft, Mörderinn zu werden, hörte sein Radotage geduldig an, und ließ nicht undeutlich vermerken, daß sie bey Gelegenheit seiner gedenken wolle. Er war darüber vor Freuden außer sich und glaubte sein Glück schon in Händen

zu haben — aber ein Fehler in Kalkulatura ist kein unerhörtes Ding!

Der Sohn seiner Gönnerinn, ein junger, frischer, muthiger Wüstling, kam von Kambridge, wo er studirte, um seine Mutter zu besuchen. Er sah seine Pflegeschwester nicht sobald, als ihm so allerley Gedanken und Entwürfe, in den Kopf stiegen, die dem verliebten Advokaten nichts Gutes zu prophezeyen schienen. Er verliebte sich ohne Umstände in den kleinen, runden Wildfang, und that ihr, bey der ersten Gelegenheit, eine sehr hitzige Erklärung. Sie fand sich dadurch mächtig geschmeichelt und der arme ICtus fiel von der Hütsche, eh er sichs träumen ließ.

Ihre Wohlthäterinn, die ein wachsames Auge auf alle ihre Schritt und Tritte hatte, bemerkte, daß sie der Advokat nicht gleichgültig ansah; um ihm also alle Gelegenheit abzuschneiden, ihrer Ehre zu schaden, ließ sie ihn niemals mit ihr allein. Sie hielt das Blümchen, das sie einmal in Schutz und Pflege genommen, für sicher, wenn sie es vor diesem schützte und ließ sichs nicht

ein-

einfallen, daß ein Andrer, für dessen Tugendliebe sie mit Leib und Seele gehaftet hätte, auf dem Punkt stand, dieselbe zu zerknicken.

Ihr Sohn schmeichelte, schenkte, hofirte und bat so lange, bis er sein Schwesterchen hatte, wo ers haben wollte. Sie überließ sich seinen Umarmungen, und was darauf erfolgte, siehe unten.

Unterdeß fuhr der Advokat fort, ihr bey jeder Gelegenheit seine brünstige Liebe zu erklären. Sie stellte sich, um keinen Verdacht auf ihren Liebhaber zu erwecken, als wolle sie ihn erhören und nahm die Geschenke, an Putz und baarem Gelde, womit er sein Gesuch kräftiglich zu unterstützen glaubte, mit beyden Händen an. Endlich versprach sie gar, ihn glücklich zu machen und man kann sich leicht vorstellen, mit was für Bocksprüngen er sie verließ und wie sehnlich er Secunde nach Secunde, Minute nach Minute, die Stunde herbeyzählte, die ihn in ihre Arme führen sollte. Sie hatte ihm ein Tete-a-Tete im Garten zugesagt, und ihn Abends vor die Hinterthür bestellt. Er kam; Feinsliebchen

chen ließ sich sehn; er bat, flehte, weinte — sie lachte sich aus ihrem Fenster halbkrank, und ließ ihn gehn, wie er gekommen war.

Dagegen gerieth sie mit seinem begünstigten Nebenbuhler so tief in den Text, und trieb ihr Wesen so lange mit ihm, bis sich deutliche Spuren ihrer Vertraulichkeit anmeldeten. Ich kann nicht gewiß bestimmen, worinn diese bestanden, aber gesagt hat man mir, daß ihr Röckchen vorne merklich kürzer geworden sey, als hinten. Ihre Wohlthäterinn, die hellere Augen haben mochte, als ich, bemerkte es bald, nahm sie ins Verhör und erfuhr zu ihrem größten Kummer, daß ihr Sohn, Vater des Kindleins sey. Um alles Geträtsch, das ihres Sohns Fortkommen schaden konnte, zu vermeiden, schickte sie ihre Pflegetochter nach Kent, wo sie ihrer Bürde entbunden ward. Sie kam mit einem Mädchen nieder. Diesem gab man eine Amme und ihr den Schupp, um zu verhindern, daß es dem jungen Springinsfeld nicht einfiele, sie zu heurathen, und sich dadurch die Thür zu einer Stelle im Staat,

vor

vor der Nase zu zu schnappen. Er mußte nach Kambridge zurück; sie — ward ohne Umstände zur Thür hinaus geworfen und bekam einen sehr knappen Zehrpfennig auf den weg.

Ihr Sinn und Gedanken standen nach London. Sie glaubte hier entweder einen guten Dienst zu bekommen, oder mit dem Pfund ihrer Schönheit glücklich wuchern zu können. Das erste schlug fehl, aber das andre nicht. Als sie ihr Bißgen Geld verthan hatte, gieng sie zu einer berühmten Kupplerin; log ihr eine sehr wahrscheinliche Geschichte ihres Lebens vor, und ward mit viel Freude aufgenommen. In ein paar Tagen fanden sich Kundleute über Kundleute, und da man sie als frische Waare unter Pauken und Trompeten ankündigte, bezahlte man gut, und in kurzer Zeit sah sie sich als Besitzerin einer ansehnlichen Summe, wozu sieben oder acht reiche Schiffer, die Stein und Bein geschworen, sie hätten eine reine, unbefleckte Jungfrau gehabt, keine geringe Beysteuer gaben.

Mit dieser Summe, machte sie sich bey Nacht und Nebel fort, und beschloß nun, ihren Handel, ins Große zu treiben. Sie miethete sich in einer andern Gegend der Stadt ein schön Logis; schaffte sich Putz und Sachen, die sie hervorhoben und sprengte das Gerücht aus, sie sey ein tugendhaftes, unschuldiges Mädchen und Schwester eines Kaufmanns, den sie jeden Augenblick aus Ostindien erwarte.

Sie besüchte das Theater und alle frequente öffentliche Oerter und trug ihre Schönheit schau, um irgend einen reichen Liebhaber anzukirren; und es dauerte nicht lange, so war ihre Absicht erreicht.

Needham, ein reicher Kaufmann, sah sie in der Komödie; machte sich Gelegenheit mit ihr zu reden, und fand solch ein Behagen an ihr, daß er sich förmlich in sie verliebte, und nach langem Wortwechsel, der Wohlstand und guten Leumund betraff, die Erlaubniß erhielt, sie in seiner Karosse nach Hause zu bringen. Sie war schlau genug, sich nicht von dem ersten Sturm seiner

Lei-

Leidenschaft umreissen zu lassen, und spielte die Tugend mit so viel Natur, daß Needham Wunder dachte, was er an ihr hätte.

Dieser Gedanke machte ihn behutsam und minder ungestüm. Er setzte von Tage zu Tage seine Besuche fort und erst nach einem Monat, wagte ers, unter Furcht und Zittern, mit seiner Absicht hervor zu rucken. Er versprach ihr ein schönes Haus; eine prächtige modische Karosse; Bedienten, so viel sie wollte — und verlangte nichts dafür als — dies und das.

Sie hörte seine Erklärung mit glühenden Wangen an; gab sich die Miene, als kämpften Tugend und Gewissen grausam in ihrem Herzen; weinte; hörte auf; ward biegsamer; immer nachgebender und endlich sagte sie ja.

Needham, über sein Glück ausgelassen, schaffte ihr, was ihr Herz wünschte. Er miethete ihr ein prächtiges Haus, hielt ihr eine kostbare Karosse, fuhr mit ihr an alle öffentliche Oerter umher, und staffirte sie aus, wie eine Dame vom Range. Sie wußte sich in das alles

sehr gut zu fügen und spielte ihre Rolle, zum Klatschen schön. Aber alles hat seine Zeit.

Advokat Kole, ihr alter Liebhaber, kam einer rechtlichen Angelegenheit wegen nach London; sah sie in dem Aufzug und wischte sich die Augen, erkannte sie und ward zur Salzsäule! Wie in aller Welt — schrie er — ist sie das geworden! und nachdem er sich ein wenig von seinem Staunen erholt, stolperte er ihrer Karosse nach und merkte sich das Haus, wo sie einfuhr.

Den folgenden Morgen ließ er sich anmelden. Weil sie befürchtete, daß er ihrem Herrn, über ihre Herkunft und vorige Aufführung, Licht geben möchte, so biß sie in den sauern Apfel, und empfing ihn mit möglichster Politesse und Höflichkeit. Kole war außer sich; was ihm vorher Artigkeit, Reiz gedünkt hatte, war ihm jetzt, hohe, himmlische, alles besiegende Schönheit; er konnte sich nicht halten; brach in herzrührende Tyraden über ihre unwiderstehliche Reize aus, und ließ eine Erklärung, von seiner, immer noch brennenden Liebe mit einfliessen, die

sehr

sehr gütig und gnädig aufgenommen ward. Er faßte Muth; rückte vor, und genoß endlich das Glück, wornach er so lange geschmachtet hatte. Die Donna rieth ihm Behutsamkeit und Verschwiegenheit an, und schickte ihn von sich.

Aber er konnte der süssen Frucht, die er einmal gepflückt, nicht satt kriegen und pflückte und naschte so lange, bis Sir Needham Verdacht schöpfte. Er paßte ihm auf, und als er eines Morgens, vollglücklich aus dem Schlafzimmer der Buhlerinn kam, durchstach er ihn mit einem Dolch. Kole starb an der Wunde und Needham zog in aller Eil seine Mätresse faselnackend aus; jagte sie zur Thür hinaus; übergab einem vertrauten Freund sein Haus und Vermögen, und machte sich aus dem Staube. Er wollte nach Frankreich, hatte aber das Unglück auf der Hinreise zu ersaufen.

Madam Needham, wenn sie so heissen kann, mußte also ihr schönes Haus, ihre schöne Karosse, ihren ausgesuchten Putz und ihre wohlversorgte Schatulle mit dem Rücken ansehn. Sie hatte ein paar Guineen gerettet; die nahm sie,

schaffte sich bürgerliche, schlichte Kleidung; miethete sich in einem abgelegenen Theil der Stadt ein, und machte die Betschwester. Sie besuchte die Konventikel der Kopfhänger sehr fleißig und sprach von Glauben und Schauen, Zerknirschung des Herzens, innern Drängen und Treiben, und Erleuchtung, so bündig und gut, daß sie die Augen und Herzen aller jungen Puritaner und Zeloten auf sich zog, und sich in nicht geringen Ruf der Heiligkeit setzte. Sie legte sich den Namen Hanna zu, und ward in kurzer Zeit das Muster der ganzen ehrwürdigen Gesellschaft.

Das es aber bey derselben Mode wär, trotz dem Geschrey vom innern Licht ꝛc. zu heurathen, so fiels einem jungen Bruder, Namens Titus, mitten unter der Andacht ein, sie zu seiner Frau zu machen. Sie hatte im Enthusiasmus ihres Gebets, das Halstuch ganz von ohngefähr, um zwey Finger breit verschoben — und gerade in der Minute muß der schwarze Höllenbube Bruder Titus Augen plagen, daß sie vom Buche weg, und straks in Schwester Hannas

Busen hineinschielen. Plötzlich fühlte der arme Bruder eine mächtige Bewegung, die er anfangs dem innern Lichte zuschrieb; als er sich aber recht besann, merkte er, daß es der gottseligen Hanna Busen sey, der ihn so gewaltsam aus dem Sattel gehoben. Um sich dergleichen Unglück in öffentlicher Versammlung nicht noch einmal zuzuziehen, beschloß er, ihr seinen keuschen Trieb zu erklären und sie um ihre Hand zu bitten.

Sobald die Betstunde aus war, versicherte er sich ihres Arms und brachte sie zu Hause. Anfangs wußte er nicht, wie er sich nehmen sollte, aber das innere Licht half ihm bald aufs Reine. Es gab ihm ein, einen Traum zu fingiren, und ihn so einzurichten, daß Hanna selbst die Nutzanwendung machen könne. Er folgte diesem Rath und nun war ihm in voriger Nacht, der Engel Gabriel erschienen, hatte ihm das Porträt eines Mädchen gezeigt und war darauf verschwunden. Als er erwacht, habe er sich auf die Züge des Gemäldes nicht mehr besinnen können, er sey also in herzlicher Betrübniß zum Beten gekommen,

men, und habe den Engel gefleht, daß er ihm das Gemälde noch einmal zeigen möchte. Plötzlich wärs ihm vorgekommen, als sey er verzückt. Er habe eine Glorie um Hanna's Haupt gesehen und den Engel neben ihr, mit dem Finger auf sie zeigend. — Nun sey er jung noch unverheurathet, fühle einen heiligen Trieb, der Welt fromme Kinder zu geben, u. s. w.

Hanna lachte über diesen Galimathias von Kopfhängerey, und Naturtrieb, ins Fäustchen. Doch nahm sie die ehrwürdigste, heiligste Miene an, machte aus der Schrift und ihrem innern Licht Erläuterungen, Nutzanwendungen und gab ihm endlich ganz gelassen, mit einem kräftigen Stosgebet die Hand. Ihr künftiger Mann stürzte plötzlich aufs Knie, weinte und dankte, daß ihm so eine fromme, tugendsame Frau geschenkt worden. Er machte Hochzeit und merkte in seinem heißen Enthusiasmus, gewisse Defekte und Fehle nicht, die er bey mindrer Frömmigkeit und kälterm Blut, mit Händen greifen müssen.

Titus war ein Krämer und traute seiner Gattin den Laden an. Plötzlich begann sie sich ganz ungewöhnlich heraus zu putzen und sich freyer zu gebärden und zu tragen, als es ihr gottseliger Mann gut heissen konnte. Statt Käufer sah er seinen Laden mit Stutzern angefüllt, die nicht um seine Waren, sondern um sein Weib feilschten. Er stellte ihr mit der christlichen Gelassenheit vor, daß es unmöglich so bleiben könne, aber sie sagte ihm mit einer Impertinenz, die ihm die Haare zu Berge trieb, daß es so bleiben müsse.

In der größten Herzensangst lief er zum Bruder Beichtvater, verklagte sie und drang ihm das Versprechen ab, ihr einen christlichen, aber derben Verweis zu geben. Der Beichtvater kam, that seine Pflicht, aber er predigte tauben Ohren. Hanna trieb ihr Wirthschaftchen so lange fort, bis sich ihr Mann vor heiligem Eifer und Ingrimm nicht länger halten konnte. Sie hatte ihn gänzlich ruinirt, um sich also dafür zu rächen, gieng er in voller

Despera=

Desperation hin, holte sich von einer feilen Dirne die Lustseuche und steckte sein Weib damit an. Als dies geschehn, machte er in aller Hast sein noch übriges Vermögen zu Gelde, jagte Hannam zum Hause hinans und gieng, um seinen Gläubigern nicht in die Hände zu fallen, bey Nacht und Nebel aus London.

Hanna gerieth in das unsäglichste Elend. Die abscheuliche Krankheit vergiftete alle ihre Adern, und lief wie Feuergluth durch ihr ganzes Wesen; sie blieb auf öffentlicher Gasse liegen, und halb todt, unter Graus und Entsetzen aller Anwesenden, ward sie in ein Hospital gebracht. Sie war noch jung; gute Wartung und Pflege kamen ihr zu Hilfe, und sie entgieng diesmal noch dem schändlichsten Tode. Man entließ sie aus dem Hospital und gab ihr einen geringen Zehrpfennig auf den Weg.

Heucheley und Kopfhang hatten ihr schon einmal aus der Noth geholfen, auch diesmal entkam sie dadurch dem Verhungern. Sie gieng in das

ent-

entgegengesezte Viertel der Stadt und hielt sich zu den Quakern. Sie suchte ihre scheinheilige, engelfromme Miene wieder hervor, und die that Wunder. Alles was von jungen und alten Quakern Augen hatte, blickte sie mit heiligem Schauer an und wünschte — — eben so gottselig zu seyn wie sie. Sie hatte sich erst ein paarmal in ihren Versammlungen gezeigt, als man ihr schon Tisch, Unterhalt und Wohnung anboth. Der Mann, der ihr dies Anerbieten that, hatte den Bruder Titus gekannt, drückte aber gegen alles, was er von ihm und ihr Widriges wußte, die Augen zu, und versprach sich dafür die herrlichsten Belohnungen. Ob er auf geistliche Belohnungen, oder auf andre rechnete, die niemand anders, als Hanna austheilen konnte, ist unentschieden, weil er sich über den Punkt gegen niemand, der mirs wiedersagen können, ausgelassen hat — genug er gab ihr Wohnung, freyen Tisch und funkelneue Kleidung. Sie war dankbar dafür und hielt sich so exemplarisch keusch und ein-

ge=

gezogen, daß sie in kurzer Zeit, wie bey den Puritanern, das große Muster ward, wonach sich alles bildete.

Das Haus ihres Wohlthäters war der Versammlungsort für die Brüder die in dem Viertel wohnten. William Penn, der berühmte Quaker, besuchte ihre Betstunden von Zeit zu Zeit, hielt Vorträge und stärkte die Brüder. Aber so durch und durch geistlich auch dieser Mann war, fühlte er doch gleich beym ersten Anblick der heiligen Hanna, einen gewissen gewaltsamen Zug zu ihr, den er nicht leicht zu einer andern Schwester fühlte. Der geistliche und fleischliche Mensch geriethen einander grausam in die Haare und balgten sich so lange herum, bis einer die Oberhand behielt — und dieses war, wies bey solchen Kämpfen zu seyn pflegt, der fleischliche. Er suchte mit einer Freyheit oder Unverschämtheit, die man dieser Sekte nicht übel nimmt, Zutritt in ihr Herz und fand ihn.

Um sie aber seiner würdiger zu machen, fieng er an, sie mehr nach seinen

Grund=

Grundsätzen zu ziehn. Sie hatte seines Dünkens, in ihrem Aeußerlichen noch zu viel Weltliches, schoß zu lebhafte Blicke und hatte um und an sich noch zu viel Bänder und Spitzen — das mußte weggeschaft werden. Er hielt ihr darüber eine sehr nachdrückliche Rede, die so viel wirkte, daß sie sich Knall und Fall, mit rothgeweinten Augen hinsetzte, und alle Bänder und Spitzen ohne Gnade und Barmherzigkeit herunterschnitt.

Nun sah Penn, daß sie seine würdige Schülerinn sey; um sie also näher in seine Geheimnisse treten zu lassen, sagte er ihr, daß den Reinen alles rein sey, und daß das, was der Körper thäte, die Seele unmöglich beflecken könne. Hanna sah das Sichtige dieses Grundsatzes in aller seiner Klarheit ein, und lieh geneigtes Ohr, doch vertheidigte sie noch eine Zeitlang, mit vieler Herzhaftigkeit, was William durch seine Vorspiegelungen zu erobern gedacht. Als er aber endlich zu seiner frommen Tyrade noch eine ansehnliche Goldbörse hin-

zu-

zufügte, so hätte sie Stahl und Eisen seyn müssen, wenn sie seinem Verlangen, das allem Vermuthen nach, vom innern Licht geleitet ward, noch widerstehn können. Sie sank in seine Arme — aber das geschah nicht unter den Augen des frommen Konventikels.

William war vollglücklich. Er gab alles, was er hatte, seiner Hanna, und bekam dafür — was den geneigten Leser nicht so sehr Wunder nehmen wird, als ihn — das amerikanische Uebel.

Als Hanna merkte, was sie gestiftet hatte, machte sie sich über die Brüderkasse, fegte sie rein aus, und stahl sich ganz heimlich aus London. Penn, über das heillose Weib erbittert, ließ sich kuriren, gieng nach Amerika, und legte Kolonien an, die noch im Flor sind.

Hanna vertraute sich einem Landchirurgus, ließ sich, so gut ers konnte, von ihm wieder herstellen und kam kurz nach Penns Abreise nach London zurück.

Das gestohlene Geld, hielt immer noch vor, und sezte sie in den Stand, sich auf guten Fuß zu kleiden und ein bequemes Logis zu miethen. Da sie aber einsah, daß es unmöglich sey, länger von eignem Mark zu zehren, spannte sie ihr Netz aus und fieng sich einen Buchbinder, der Vermögen, Frau und Kinder hatte. In kurzer Zeit hatte sie ihn auf die Hefen gebracht, und da er nicht mehr geben konnte, wies sie ihm die Thüre.

Sie gieng von neuem auf den Fang aus, aber vergebens. Ihre Reize waren nach so heftigen Saft- und Kraft fressenden Zufällen verschwunden und unfähig Eroberungen zu machen. Nun fieng sie an zu kuppeln. Was von Fremden, Bekannten und Freunden in ihre Klauen fiel, verkuppelte sie, dabey hielt sie einen Weinschank, den sie mit ihrem gesammelten Vermögen, ziemlich ins Große treiben konnte. Weil aber ihre Kundleute lieber borgten als bezahlten; ward sie in kurzer Zeit bankerot und mußte dem Gefängniß zu entgehn,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

gehn, bey Nacht und Nebel aus London. Sie hatte nichts retten können; wie sie gieng und stund mußte sie fort, und im nächsten Dorfe sah sie sich schon gezwungen zu betteln. Sie schlug sich noch ein paar Jahre mit Hunger und Elend herum; die Folgen ihrer schändlichen Krankheiten rückten herbey und endlich starb sie auf öffentlicher Landstrasse eines entsetzlichen Todes.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Neue Gomez

Bd.: 3.

Leipzig (1786)
P.o.germ. 499 npc-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109369-7
VD18 80021824